Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die

Tochter des Malers.

Aus dem Englischen

von

S. Augustin.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von A. H. Payne.
1868.

I.

Das Vampyrnest.

Es war in der letzten Woche des Juli 186 —. Ein heller Mondscheinabend hatte die halbe Einwohnerschaft von Morteville-sur-mer heraus auf den Damm gelockt, denn es gehörte in Morteville-sur-mer zum guten Ton hier zu promeniren.

Unter den Spaziergängern machte sich selbst in dieser Zeit, da der Ort von zahlreichen Badegästen aus allen Theilen Frankreichs überfüllt war, eine überwiegend große Menge von Engländern bemerklich. Wie könnte man den Anzug, den Glanz, das Lachen unserer Landsleute auch nur einen Augenblick verkennen, besonders wenn sie jener Classe angehören, die sich außerhalb Englands, an Orten wie Morteville-sur-mer aufzuhalten pflegt! Es mochten zwar auch einige Engländer andern Schlages anwesend sein, ruhige, gutgekleidete Leute, die, auf der Reise nach Paris begriffen, Morteville passirten und nach Tisch den Damm besuchten, weil man hier bessere Luft athmete, als in den überfüllten Hotels der Stadt, aber sie verloren sich unbeachtet im Gedränge. Die übergroße Mehrzahl der Briten, die sich im Vorüberwandeln dem Auge wie dem Ohr bemerklich machten, waren solche, die ihren bleibenden Aufenthalt in Morteville genommen hatten — die stehende englische Bevölkerung des Ortes. Einige zeigten sich in auffallendem übertriebenen Putz, andere sahen dürftig, bedrückt und fadenscheinig aus — aber Keiner war für den aufmerksamen Beobachter ganz ohne Inter-

esse, denn Jeder, der sich in Morteville niedergelassen, sah sich ohne Zweifel durch einen besondern Grund dazu veranlaßt und in der Geschichte eines Jeden, der Ursache hat, sein Vaterland zu meiden, muß, glaube ich, etwas liegen — sei es eine Schuld, ein Unglück, eine Thorheit oder wohl gar ein Verbrechen — das uns, die wir am heimischen Herde sitzen, zu denken giebt.

„Ich glaube nicht, daß sein Name Wilson ist", bemerkte Mrs. Dionysius O'Rourke. „Wenn ich nicht irre meine liebe Mrs. Maloney, so sagte ich Ihnen das gleich von Anfang an. Ich glaube er ist ein Trant — einer von Lord Mortmaines Söhnen, der vor seinen Gläubigern geflüchtet ist. — O'Rourke sagt, er könne beschwören, daß er das Gesicht des Mannes vor drei Jahren in Homburg gesehen und daß er sich damals Smitbett nannte", fuhr Mrs. O'Rourke lachend fort und da die Dame ein jährliches Einkommen von 600 Pfund besaß, also zu den Magnaten von Morteville gehörte, so fand ihre Heiterkeit sogleich ein Echo in dem kleinen Kreise befreundeter und gleichgestimmter Seelen, die sie in diesem Moment umringten.

„Ich habe durchaus nichts gegen den armen, unglücklichen Mann selbst einzuwenden", erwiederte die schrille Stimme der alten Mrs. Maloney, welche die Rolle der Frau Gutherz in der Gesellschaft spielte. „Im Gegentheil, ich glaube, daß Jedermann den armen alten Menschen schon um des Lebens willen bedauern muß, daß er zwischen diesen beiden abscheulichen Frauen führt. Was aber seine Tochter, Miß Archy Wilson betrifft" —

Dabei erhob Frau Gutherz ihre Augen zum Himmel und schlug ihre alten Hände zusammen, wie Jemand, der die schrecklichsten Dinge weiß, aber um keinen, o um gar keinen Preis der Welt, die Sünden eines armen, irrenden Menschenkindes verrathen möchte.

„Miß Archy Wilson hat sich in der That sehr zu ihrem Vortheil verändert", bemerkte eine andere Stimme, diesmal die Stimme eines Mannes. „Wer hätte noch vor einem Jahre geglaubt, daß sie ein so hübsches Mädchen werden sollte."

„O, ich finde sie reizend!“ rief ein enthusiastisches Wesen von etwa vierunddreißig Jahren. „Diese köstlichen Augen, Capitain Waters, dieser süße Mund, diese Zähne! Arme, liebe kleine Archy!“

Die Sprecherin war Miß Auguste Marks — Gussy Marks, wie sie gewöhnlich von ihren Freunden genannt wurde — der allgemeine Schmarotzer, sowie das literarische oder geistige Element der Gesellschaft in Morteville. Auf was sich die Beziehungen dieses jungen Geschöpfes zur Literatur ihres Vaterlandes stützten, kam niemals recht an den Tag. Sie selbst berief sich, so viel man hörte, in ganz unbestimmter Weise auf die Saturday-Review, aber ihre intimeren Freunde gestanden zu, daß sie etwas von einem Romane wüßten, den Gussy unter dem Titel: „Lucilie, oder das Opfer des Herzogs; eine Erzählung aus dem Leben“, dem Pfennigmagazin anvertraut haben sollte. Mochten diese Angaben nun wahr oder falsch sein, mochte man die „Erzählung aus dem Leben“ gedruckt oder ihr erlaubt haben, Manuscript zu bleiben -- genug, Gussy Marks gab sich als Schriftstellerin und ganz Morteville erkannte sie als solche an. Was konnte sie mehr thun, wenn sie den „Jahrmarkt des Lebens“ geschrieben hätte? Ist nicht Derjenige der Klügste, welcher einen Ruf zu erlangen weiß, ohne dafür etwas zu leisten? Nur in einer Beziehung machte sich die etwas problematische Natur ihres Berufes unangenehm fühlbar. Gussy blieb arm. Sie mußte ihr tägliches Brod durch harte Arbeit gewinnen, indem sie Neuigkeiten von Haus zu Haus trug und allen jenen Leuten — es waren deren nicht viele in Morteville — Schmeicheleien sagte, die nicht nur die Aufmerksamkeiten der armen Gussy annahmen, sondern sich auch geneigt zeigten, sie nach ihrem Werthe durch solides Essen und Trinken zu belohnen.

Miß Gussy Marks galt für eine sehr amüsante Person. Sie war überaus boshaft, und Fremden, die sich zuerst in einem so langweiligen Orte wie Morteville niederlassen, ist Spott und eingewurzelte Bosheit, selbst wenn sie nicht durch einen Funken

Witz gewürzt wären, immer noch lieber, als gar keine Unterhaltung. Indessen war Gussy doch nicht im Stande zu thun, was die Damen O'Rourke und Maloney, jede auf ihre Weise, thaten, nämlich den guten Ruf eines Menschen mit einem Schlage zu ruiniren. Ein Angriff von Mrs. O'Rourke war ein plötzlicher gewaltsamer Todtschlag — Gussys behutsam ausgesprochene Verdächtigungen waren kaltblütige vorbedachte Mordthaten. Sie gehörte zu jener Classe von Menschen, welche Gerüchte über anderer Leute Schlechtigkeiten mehr oder minder vergrößert weiter flüstern, die fehlenden Glieder in den Mittheilungen Anderer ergänzen und sicher sind: „Dergleichen irgend wo gehört zu haben. — Nicht von Ihnen, theuerste Mrs. Blank? — Nun dann von einem Andern, denn ich selbst habe ja an so etwas nicht gedacht!" Sie gehörte mit einem Worte zu den schlimmsten und feigsten Classen der Verleumder. Der Mörder setzt sich noch immer einiger persönlichen Gefahr aus — der Nichtswürdige aber, welcher seine Beute umkreist, bis sie am Boden liegt, und dann vorsichtig beginnt, den hülflosen Körper zu zerfleischen, thut nicht einmal das.

„Welche liebenswürdige Gesellschafterin, welche angenehme Lebhaftigkeit!" sagten alle neuen Ankömmlinge in Morteville, wenn sich Miß Marks ihnen zu Füßen warf — aber so wie die Zeit verging, öffneten sich ihr die Thüren nach und nach weniger gern. Die Frauen des Hauses sprachen von ihr, als von einer Person, die für kurze Zeit recht angenehm sein könne, für länger aber — und die Männer bogen um die nächste Ecke, wenn sie ihr auf der Straße begegneten. So blieb denn der armen Gussy nichts übrig, als zu ihren alten Freunden und Beschützern — der O'Rourke und Maloney Coalition — zurückzukehren und sich an Zugvögel zu halten, die ihr der Zufall hin und wieder in den Weg führte.

An dem Abende und in dem Moment, da Archy Wilsons Missethaten ans Tageslicht gezogen und abgeurtheilt werden sollten, war eine ganze Gruppe der Notabilitäten, d. h. der ty-

pischen Bevölkerung von Morteville, in der Gegend des Leuchtthurmes am Ende des Dammes versammelt. Unter ihnen befanden sich Mrs. Dionysius O'Rourke, Mr. Montacute mit seinen Töchtern, der literarische Charakter, Capitain Waters und die alte Mrs. Maloney. Die Damen bildeten wie gewöhnlich eine starke Majorität, denn die englischen Herren in Morteville fanden es nicht der Mühe werth, sich öffentlich zu zeigen. Sie spielten Karten in den Morgenstunden, spielten Nachmittags Karten und thaten Abends dasselbe. Die zwei oder drei Männer, welche in diesem Moment nicht im Club saßen, sahen sich auf Cigarrenrauchen angewiesen und lauschten, ohne eine Bemerkung beizusteuern, der Unterhaltung der Damen.

Wir beabsichtigen flüchtige Skizzen von einem oder zwei dieser Leute zu entwerfen, denen Miß Archy Wilsons Charakter dem Secirmesser verfällt. Gott soll mich bewahren, ein ausführliches Bild von ihnen entwerfen zu wollen — aber die Umrisse muß ich, wenn auch mit widerstrebender Feder, zeichnen, erstens um die Leute, die hier sprechen, zu erklären, und zweitens, um zu zeigen, in welcher socialen Atmosphäre Archy Wilson, der ahnungslose Gegenstand, an dem sie ihre moralische Zergliederungskunst übten, die letzten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte.

Miß Dionysius O'Rourke, der ich, sowohl um ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung willen, den Vorrang vor ihren Freunden einräumen muß, war eine Dame von etwa fünfundfünfzig Jahren und großer Erfahrung. Sie war zweimal verheirathet gewesen — „Lassen Sie uns sagen verheirathet!“ würde hier Mrs. Maloney in einer jener regelmäßig wiederkehrenden halbjährigen Perioden, wo diese beiden Potentaten auf der Straße ohne Gruß an einander vorüber gingen, ironisch einfallen — und hatte sich an jedem vielbesuchten Orte des Continents eine Zeitlang aufgehalten. Bei allem aber, was Mrs. O'Rourke von der Vergangenheit erzählte, wurde der erste Mann mit Stillschweigen übergangen. Ihr zweiter Ehegemahl, Colone Morier, oder Mawyer, wie sie ihn, in dem vergeblichen Bemühen den

Tipperary-Dialect zu überwinden, nannte, wurde dagegen sehr in den Vordergrund gerückt. Nur bei einer einzigen Gelegenheit geschah das, wie Mrs. Maloney wohl bemerkte, nicht. Es war dies als eine andere Familie Namens Morier nach Morteville kam. Mrs. O'Rourke erwähnte damals ihren zweiten Gatten gar nicht und ließ sich überhaupt während des sechswöchentlichen Verweilens dieser Namensvettern nicht auf der Straße sehen. Der dritte und gegenwärtige Gatte der Dame, Mr. Dionysius O'Rourke, schien sowohl von seiner Frau wie von deren Freunden als eine Art von Kellermeister betrachtet zu werden — eine Hypothese, welche O'Rourke selbst unterstützte, indem er in Bezug auf den Verbrauch von starken Getränken wie man ihn Kellermeistern gewöhnlich zuschreibt, alle Voraussetzungen im ausgedehntesten Maße rechtfertigte.

Nach der Menge von Herzögen und Herzoginnen zu urtheilen, von denen Mrs. O'Rourke sprach, hatte sie sich ihr Lebelang in der allerbesten Gesellschaft bewegt und abgesehen von dem zufälligen Umstande, daß sie siebzehn Stein solides Fleisch ihr eigen nannte, abgesehen von dem unvertilgbaren Tipperary-Dialect und der Leidenschaft, gelben Atlas und Vögel mit seltsamem Gefieder zu ihrer Toilette zu verwenden, war sie wirklich eine angenehme und, nach der Theorie von Joe Gargery, schöne Frau. Sie vernichtete den guten Ruf jedes Menschen, das ließ sich nicht leugnen, aber wer sollte besser wissen als Mrs. O'Rourke, wie leicht es war, auch ohne einen solchen zu leben und glücklich zu sein? Außerdem gab sie gute Diners und Wein, der nicht schlechter war, als man ihn in Morteville gewöhnlich trank. Wer konnte denn auch behaupten, daß Mrs. Maloneys abscheuliche Erzählungen aus vergangenen Zeiten auf Wahrheit beruhten? Und würde ein offenes Haus, ein ordentlicher Kellermeister (wie Mr. O'Rourke war) und eine Jahreseinnahme von sechshundert Pfund ihr nicht auch in jedem andern Badesorte, ebenso gut wie in Morteville, eine gewisse Popularität gesichert haben?

Mrs. Maloney, Mrs. O'Rourkes intimste Verbündete und unerbittlichste Feindin, war eine Frau ganz andern Schlages. War Mrs. O'Rourke boshaft und gedieh sie dabei, so daß sie sich in eine ansehnliche Fleischmasse verwandelt hatte, so war Mrs. Maloney bei ihrer Bosheit mager geworden, und diese Verschiedenheit war nicht ohne eine gewisse Bedeutung. Es ist noch nicht erwiesen, ob es für die moralische Classification der gesammten Menschheit nicht genügte, sie im Ganzen und Großen in zwei Theile zu scheiden — in Fette und Magere: die Heiteren und die Ascetischen. Es waren versöhnende Momente, Schwächen des Fleisches in Mrs. O'Rourke, wie in allen wohlbeleibten, die Tafelfreuden liebenden Leuten. In einem gewissen Stadium der Sättigung, einem kurzen Moment vor der Ueberfüllung oder Trunkenheit, in der Pause z. B. zwischen dem Diner und dem letzten Glase heißen Wassers mit Brandy vor dem Schlafengehen, würde Mrs. O'Rourke ebenso gut im Stande gewesen sein, Jemand einen guten Menschen zu nennen, wie einen schlechten. Anders war es mit Mrs. Maloney. Essen und Trinken übte weder einen besänftigenden Einfluß auf ihr versteinertes Gemüth, noch vermochte es, eine Linie ihres vogelartig geschnittenen Gesichts weicher zu machen. Sie empfand einen krankhaften Haß gegen das Menschengeschlecht, weil es darin beharrte, jung, hübsch und glücklich zu sein, wie sie selbst es einst gewesen. Sie haßte die Menschen, wenn sie sittenlos waren, weil sie selbst nicht vorher in Versuchung kam, es zu sein — sie haßte sie aber auch, wenn sie gut waren, weil sie selbst niemals im Leben eine gute Regung empfunden hatte.

Ging Mrs. O'Rourke zu den in Morteville stattfindenden Bällen, so liefen alle kleinen Franzosen ihre entblößte Büste bewundernd hinter ihr her. „Hast Du die Engländerin gesehen, Alphons? Sie wäre passender für ein Museum, als für einen Ballsaal! Ein Hyppopotamus in ausgeschnittenem Kleide!" hörte man sagen.

Von Mrs. Maloneys todtenkopfartigem Gesicht, anatomischem

Nacken und mageren Armen, die sie so entblößt trug, wie man nur die vollständigste Fleischlosigkeit entblößen kann, wandten sich die Männer aller Nationen mit Entsetzen ab. Sie war nicht einmal eine Curiosität. Hier und da gelang es ihr allerdings, einen bartlosen Burschen, der es für männlich hielt, einen frühzeitigen Cynismus zur Schau zu tragen, in ihren Netzen zu fangen, oder einen grauhaarigen Roué, dem es Vergnügen machte, andere Leute der Laster beschuldigen zu hören, denen er selbst nicht mehr zu fröhnen vermochte — und dann war Mrs. Maloney in ihrer Glorie. Sie fühlte in solchen Zeiten, wie man im Besitz einer Zunge, wie die ihrige, Ersatz dafür zu finden vermag, daß man alt, ungeliebt und häßlich ist. Die Jugend wurde dann verlästert und das Alter beschimpft. Schönheit, Liebe, Glaube, Alles, was edel, rein und gut ist, wurde mit Vitriol aus diesem schwarzen Herzen übergossen, bis die Zuhörer, mochten sie noch so verderbt, noch so sehr durch die Welt verhärtet sein — sich schaudernd von den Lästerungen abwendeten, welche diesen, einst doch auch frischen und jungen Lippen entströmten.

Sehen wir die Bilder der alten Maler an, in welchen sie den Begriff alles Schlimmen, den bösen Feind, verkörperten, so haben wir Mrs. Maloney, die dreißig Jahre früher, wenn Fama recht berichtet, die gefeiertste Schönheit einer der elegantesten und geistig hervorragendsten Städte des Königreichs gewesen war.

Wenn Priester oder Prediger ihr erlaubt hätten, die Kanzel zu besteigen, ihr vertrocknetes Gesicht zu zeigen und ihrer ohnmächtigen Wuth gegen das Leben Luft zu machen, das sie so schlecht ausgefüllt hatte, so würde diese Predigt geeignet gewesen sein Frauen rein und Männer achtungswerth zu erhalten. Die Spartaner wußten aus ihren trunksüchtigen Sklaven Nutzen zu ziehen, sollten wir bei aller unserer Wissenschaft keine Verwendung für die Hefe und den Abschaum unserer Gesellschaft finden? Kann unseren Kindern Tugend. Ehre, Wahrheitsliebe

und Muth, vor Allem aber die Krone aller Tugenden, die Barmherzigkeit, nur aus gedruckten Büchern gelehrt werden?

Zwischen diesen beiden Frauen — (ich übergehe Mr. O'Rourke, einen kleinen Mann, dessen ganzer Körper kaum so viel wog, als eins der Glieder seiner Gattin, und der nach alle dem Brandy, den er nach Tische zu sich genommen, in diesem Augenblick kein besserer Gesellschafter war, als gewöhnlich) — zwischen den Damen O'Rourke und Maloney also saß Capitain Waters, einer der elegantesten Dandys von Morteville.

Capitain Waters war vielleicht achtundzwanzig, vielleicht achtundvierzig Jahre alt. Der Thon, aus welchem gewisse fade verwischte Gesichter gebildet sind, scheint es dem Finger der Zeit unmöglich zu machen, irgend eine bleibende Spur darin einzugraben. Capitain Waters besaß eins dieser Gesichter. Er hatte helle Haare und Augen, bleiche Wangen und weiße, mädchenhafte Hände. Dann trug er einen hellfarbigen Rock, einen ebensolchen Hut und ein Augenglas, welcher letztere Gegenstand sich von seiner ganzen farblosen Erscheinung am deutlichsten abhob. Wer war aber Capitain Waters? Kein Mensch wußte es. In welchen Diensten hatte er gestanden? Von was lebte er? Niemand vermochte das zu sagen. Man hegte die schwache Vermuthung, er sei ein verheiratheter Mann, eins jener versprengten Opfer des Ehestandes, wie sie auf der Oberfläche des englischen Continentallebens umherschwimmen. Außerdem vermuthete man, daß irgend Jemand glaubte, ihn als Theilnehmer bei der Plünderung einer italienischen Kirche durch Garibaldianer gesehen zu haben. Allgemein war bekannt, daß er in Morteville als der beste Ecartéspieler galt. Was Sprache und Manieren anbetraf, so war Capitain Waters ein Gentleman — nur eine gewisse Unruhe, ein geflissentliches Bemühen, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sobald es seine eigenen Verhältnisse zu berühren drohte, verrieth den Abenteurer von Profession. Er erzählte — und wahrscheinlich war das richtig —, daß er mit mehr als einer vornehmen englischen Familie ver-

wandt sei und es nur eines Ministerwechsels bedürfe, um ihn bei einer der auswärtigen Gesandtschaften an den Platz zu stellen für welchen ihn seine Fertigkeit in fremden Sprachen besonders befähigte. Aeußerlich lebte er anständig, d. h. er trug gute Kleider, wohnte im besten Hotel des Ortes, machte jungen Damen leidenschaftlich den Hof, speiste bei den alten und gewann im Spiel gewöhnlich das Geld der Männer, die vornehm genug waren, um Capitain Waters Gesellschaft — er haßte das gemeine Volk — zu genießen und Arm in Arm mit ihm auf dem Damme von Morteville zu promeniren.

Capitain Waters war boshaft, ebenso boshaft, wie die Damen O'Rourke und Maloney, aber während es bei Jenen eine aus dem Herzen kommende Bosheit war — das Werk eines Dichters gleichsam, der sich mit ganzer Seele seiner Aufgabe hingiebt — hatte sie bei Capitain Waters mehr den Anschein des Dilettantismus.

Alles, auch die Mühe, den guten Namen anderer Leute in Stücke zu reißen, langweilte ihn oder schien ihn wenigstens zu langweilen. Nichts konnte ihn überraschen, selbst nicht die größte moralische Nichtswürdigkeit und Häßlichkeit. Sein Augenglas um einen Viertelzoll erhebend, die Cigarette nachlässig in der kleinen, blaugeäderten Hand haltend, mit einem schwachen Lächeln, das kaum seine Zähne sichtbar werden ließ, pflegte er, wenn die gewöhnlichen Mörder ihr Werk gethan hatten, nur ein letztes, kleines Wort hinzuzufügen. Aber dieses Wort war gleich einer von einem Meister der Kochkunst bereiteten Speise, bestimmt, ein Mahl von starkgewürzten, aber gröberen Speisen zu krönen, die vielleicht in ihrer Art vortrefflich, dennoch jener Quintessenz der Feinheit entbehrten, welche Erziehung und Raffinement allein für den Gaumen des gebildeten Mannes zu bereiten wissen.

Die letzte erwähnenswerthe Erscheinung in der Gruppe war Miß Gussy Marks, deren moralische Eigenschaften wir schon der Betrachtung unterzogen. Die Persönlichkeit der jungen Dame

würde, wenn sie dreißig Jahre früher gelebt hätte, ihre Ansprüche an literarische Beziehungen gerechtfertigt haben, denn vor dreißig Jahren betrachtete man, wie wir hören, jede Frau, die sich literarisch beschäftigte, als ein Ungeheuer, das nur noch durch die Inferiorität des Gehirns zu den Frauen zählte, sonst aber, in Folge des bloßen Versuchs, sich über ihres Gleichen zu erheben, geschlechtlos war. Miß Marks hatte eine hohe, kahle Stirn, einen platten Kopf, überhängende Augenbrauen, große vogelartige Augen und eine ebensolche Nase. Am untern Theile ihres Gesichts war das Thierische stark ausgebildet und außerdem besaß sie einen Schnurrbart! Ja, einen Schnurrbart! Warum soll ich es beschönigen? Es war ein Schnurrbart, für dessen Besitz mancher bartlose Fähndrich die Schulden eines Jahres im Voraus auf sich genommen hätte.

Die letzten Ankömmlinge in Morteville, in welchen Miß Marks neue Chancen für etwa zu erreichende Diners erblickte, waren Mr. Montacute und seine beiden Töchter, an deren Seite sie jetzt eben stand. Von ihnen ließ sich im Ganzen wenig sagen. Die beiden Miß Montacutes waren hübsche Mädchen, die viel von vornehm verheiratheten Schwestern sprachen und sehr bedauerten, daß sie sich um der armen Mama Gesundheit willen genöthigt sahen, an einem so traurigen Orte wie Morteville zu verweilen. Mr. Montacute war früher reich gewesen, dann arm geworden, hatte einen großen Theil seiner Zeit in verschiedenen Schuldgefängnissen des Continents zugebracht und grübelte jetzt darüber nach, wie viel er vielleicht in den Läden von Morteville aufborgen könnte, ehe er sich genöthigt sehen würde, durchzugehen. Und doch hatte Mr. Montacute ehedem ein offenes Haus gehalten, hatte sein Geld mit vollen Händen an Alle vertheilt, die ihn darum angingen und hatte seine Söhne dazu erzogen, die Schande bei ihrem rechten Namen zu nennen. Beobachten wir jetzt sein Gesicht — den festgeschlossenen harten Mund, die Augen, die den Blick Anderer vermeiden; hören wir den rauhen, polternden Ton, in welchem er mit Frau und Kindern spricht,

und fragen wir, ob ein solcher fortgesetzter Bankrott etwas Angenehmes für einen Mann sein kann, der als Gentleman geboren ist. Liefert er nicht seinen Beitrag zu der ungeschriebenen Predigt, von der ich eben sprach?

„Arme, kleine Archy Wilson!" wiederholte Miß Marks salbungsvoll, „wenn sich jetzt Jemand des Kindes annähme, so könnte noch etwas aus ihm werden."

„Ich sollte denken, daß sich dazu leicht Jemand fände", bemerkte Capitain Waters, indem er sich eine neue Cigarre drehte. „Sie brauchen sich über diesen Punct keine Sorgen zu machen, Miß Marks."

„Capitain Waters, Sie sind zu abscheulich!" rief Mrs. Maloney, während Mrs. O'Rourke kicherte und die Miß Montacutes sehr ernsthaft bemerkten, es sei merkwürdig, wie deutlich man den Leuchtthurm der gegenüberliegenden Küste sehen könnte. — „Für Euch Männer mag das Alles wohl sehr amüsant sein", fuhr Mrs. Maloney fort, „aber für die Damen im Orte — für junge Damen besonders — ist es auch höchst fatal. Nun, Miß Montacute, Sie dürfen sich nicht daran stoßen — aber ich halte es doch für besser, Sie zu warnen. Was glauben Sie wohl, was ich in der letzten Nacht von meinem Fenster aus gesehen habe?"

Niemand besaß Phantasie genug, um diese Frage beantworten zu können. Capitain Waters blickte zum Himmel auf und lächelte.

„Sie müssen wissen, Mr. Montacute", fuhr Mrs. Maloney fort, „daß ich in der Rue d'Artois den Wilsons gegenüber wohne Es war gestern Abend heller Mondschein, wie heute, man sah Alles ganz deutlich und ich saß gegen elf oder halb zwölf Uhr am Fenster, um meinen Gedanken ein wenig nachzuhängen — ehe ich mich zur Ruhe legte, als ich plötzlich aus dem Wohnstubenfenster der Wilsons einen Mann steigen sah!"

„Aus dem Fenster!" wiederholte die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Ja, aus dem Fenster!“ rief Mrs. Maloney, die anfing, sich für ihren Gegenstand zu erwärmen. „Wäre er aus der Thür gekommen, so würde Niemand mehr geneigt gewesen sein, zu zweifeln, als gerade ich, denn in der ersten Etage wohnen die Dormers, die zweite hat die alte Gräfin d'Eu inne, und, so wäre es möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich gewesen, daß die heraustretende Person den Wilsons nichts anging. Aber nein, sie kam aus dem Fenster. — Die Wilsons wohnen nämlich parterre, Mr. Montacute. Nicht, daß ich die armen Leute deshalb tadeln wollte, aber da Mrs. Wilson einen echten Sammetmantel trägt, und Archy, wie ich genau weiß, seit Weihnacht sieben Paar Stiefel bekommen hat, so geschieht es wenigstens nicht aus Sparsamkeit. Es war also eine Männergestalt, die einen kurzen Paletot und einen breitrandigen Hut trug und eine Cigarre rauchte. Diese Gestalt aber — ich komme jetzt zum Hauptpuncte der ganzen Geschichte — diese Gestalt war Miß Archy Wilson selbst.“

Abscheu von allen Seiten — selbst Capitain Waters fing an, einiges Interesse zu zeigen.

„Und angezogen wie ein Mann“, rief Gussy Marks kläglich. „Ganz wie ein Mann, meine liebe Mrs. Maloney?“

„Ganz nicht“, erklärte Mrs. Maloney. „Das abscheuliche Mädchen trug eine Art dunklen Rock, durch den sie sich mir verrieth — durch den Rock, wie durch ihr Haar, das ich, obgleich es hoch aufgesteckt war, im Mondlicht dennoch im hellsten Roth schimmern sah — aber übrigens war sie gekleidet wie ich sagte. Sie trug einen Männerpaletot, einen breitrandigen Hut und rauchte eine Cigarre. Sie promenirte einige Zeit auf dem Straßenpflaster, die Hände in den Taschen, den Hut auf die Seite gerückt, hin und her, und schämte sich, ich versichere Sie, nicht mehr, als sich jetzt Eine von uns schämt. Im Gegentheil, die Art und Weise, wie sie zu mir herauf sah, war so beleidigend, daß ich nach einer Weile aufstand und das Fenster schloß, um den empörenden Anblick nicht länger ertragen zu

müssen. Wir dürfen uns nun unsere eignen Ansichten über das bilden, was ein junges Mädchen veranlassen kann, sich so zu verkleiden, und ihres Vaters Haus um Mitternacht zu verlassen", schnaufte Mrs. Maloney in tugendhafter Entrüstung weiter, „welche Nachsicht mir aber auch das Christenthum gebieten mag, so fühle ich doch, daß meine Pflichten gegen die Gesellschaft mir nur einen Weg vorschreiben — den nämlich, Miß Archy von jetzt mit hotambar" — sie wollte sagen: de haut en bas — „zu behandeln, und ich glaube, jede anständige Frau" — hier fing Capitain Waters in Folge des Cigarrenrauchens an zu husten — „wird dasselbe thun."

Obgleich Mrs. Maloney lange Zeit im Auslande gelebt hatte, war doch ihre Beherrschung des französischen Idioms nicht immer eine vollständige. Einen ihrer Lieblingsausdrücke, die Leute mit hotambar zu behandeln, brauchte sie, wie sie etwa das Wort Tomahawk oder den Namen einer andern tödtlichen Angriffswaffe gebraucht haben würde.

„Aber sie wird sich nur einen Spaß gemacht haben", wagte die hübscheste der beiden Miß Montacute zu bemerken, die zu jung und zu unschuldig war, um die allgemeine Entrüstung zu begreifen. „Wenn Tom zu Hause ist, ziehen wir Beide, Lizzie und ich, auch zuweilen seinen Rock an und setzen seinen Hut auf; nicht wahr, Lizzie?"

„Aber sie würden nicht damit auf die Straße gehen, liebe Miß Montacute, davon bin ich überzeugt", fiel Gutty Marks ein. „Das arme vernachlässigte Kind, Archy, hat es auch vielleicht nur aus Unwissenheit gethan — aber dennoch" — hier überlegte Gussy einen Moment, oder gab sich wenigstens den Anschein zu überlegen — „dennoch stimmt es mit dem zusammen, was ich selbst gesehen habe. Sagte ich es Ihnen nicht, Mrs. O'Rourke?"

„Und was haben Sie gesehen, Miß Marks?" fragte Capitain Waters, nachdem Mrs. O'Rourke ihren kleinen Beitrag an Gift ausgespritzt hatte.

„Lassen Sie uns kein Titelchen eines Beweises gegen das mißleitete, junge Mädchen verlieren.“

„Das Titelchen eines Beweises, das ich beizubringen habe, Capitain Waters“, sagte Gussy scharf – „das Titelchen eines Beweises ist: daß Archy diese Mondscheinexpedition vornimmt, um mit Mr. Durant zusammenzutreffen — sonst nichts.“

„Um mit Durant zusammenzutreffen?“ wiederholte Mr. Waters, indem er seine Augen weit öffnete und das Ende seiner Cigarette in die See warf: „mit dem Mann, der in meinem Hotel wohnt?“

Die Sache fing jetzt an, ihn zu interessiren — freilich nicht um der Reputation eines erbärmlichen kleinen Mädchens, sondern um der auftauchenden Möglichkeit willen, einen jungen Mann in Morteville festzuhalten, der hohes Spiel liebte und in Bezug auf die Feinheiten des Ecarté völlig unwissend war. Sie hatten seit fünf Abenden mit einander gespielt und nach Abzug des nothwendigen Verlustes, den Waters am ersten Abend zu ertragen hatte, war Mr. Durand mit einhundert zwanzig Pfund im Nachtheil. Welch glücklicher Zufall, wenn eine kleine Liebelei den jungen Mann länger hier fesselte! Capitain Waters fühlte sich mild gestimmt, wenn er sich Archys hübsches, kindliches, rosiges Gesichtchen vergegenwärtigte. Armes kleines Ding! Wenn der dumme Klatsch dieser alten Weiber zu den Ohren ihres Vaters kam, so konnte das Alles verderben!

„Zufällig ist mir bekannt, daß Durant, seit er hier verweilt, jede Nacht ruhig zu Haus gewesen ist, Miß Marks“, sagte er. „Ich weiß also nicht, ob es wahr sein kann, daß Miß Archy Wilson ausgeht, um mit ihm zusammenzutreffen.“

Gussy Marks haßte Capitain Waters von ganzem Herzen: erstens, weil er — einer Regel folgend, die er sich in Bezug auf häßliche, vermögenslose Fremde gemacht hatte — ihr niemals ins Gesicht sah, wenn er mit ihr sprach, und zweitens, weil er mit seiner überlegenen Kunst zu gefallen sie aus mehr denn

einem Hause verdrängt hatte; wo sie, vor seiner Ankunft, gewöhnt gewesen war, sich zur Mittagszeit einzustellen.

„Sie mögen davon denken, was Sie wollen, Capitain Waters, aber Sie werden mir und Andern gestatten, eine eigne Meinung zu haben", entgegnete sie. „Wenn Archy Wilson Morgens eine Stunde lang über die Gartenmauer hinweg mit Mr. Durant spricht, wie ich mit meinen Augen gesehen habe, so braucht man nicht eben scandalsüchtig zu sein, um daraus zu schließen, daß sie sich verkleidet, um Nachts mit ihm zusammenzutreffen."

„Ueber die Gartenmauer? Miß Wilson spricht mit diesem Herrn So und So über die Gartenmauer? Nun man muß es wirklich der Vorsehung Dank wissen, daß sie die Sache ans Licht gebracht, und gerade jetzt vor dem öffentlichen Balle ans Licht gebracht hat, wo wir Alle mit ihr zusammentreffen. Man kann in diesen fremden Orten, in Bezug auf die Frauen, mit denen man in Berührung kommt, wirklich nicht vorsichtig genug sein!" Mrs. Maloney schlug bei diesen Worten die Augen zum Himmel auf, als wolle sie ihren besondern Dank abstatten für die ihr gewordene Rettung aus der Gefahr, sich moralisch zu beschmutzen. „Ich gehe nicht so weit", fuhr sie fort, „diesen Mr. Wilson, wie er sich nennt, kränken zu wollen, aber was das Mädchen, Archy, betrifft, so glaube ich, sind wir es der Gesellschaft und uns selbst schuldig, daß —"

„Gute Nacht, Mrs. Maloney!" rief in diesem Moment eine frische Mädchenstimme an ihrer Seite. „Ich hoffe, es hat Ihnen nicht geschadet, daß Sie gestern Abend noch so spät am Fenster saßen. Es war herrlicher Mondschein, nicht wahr?"

Ein lustiges, trotziges Kindergesicht schaute Mrs. Maloney einen Moment an, dann brach das Mädchen in ein helles Gelächter aus — es war ein frisches, munteres Lachen, das mehr als eine Gruppe der Fremden aus dem conventionellen Decorum brachte, dann verschwand Miß Archy Wilson in der Menge.

Eine Minute lang schwiegen Die, welche sie soeben verurtheilt, betroffen still. Miß Gussy Marks fand zuerst die Fassung wieder.

„Sie ist nach den Strand hinunter gelaufen — allein nach den Strand!“ rief sie aus. „Nein, ein Herr ist mit ihr — ja, ein Herr ist mit ihr!“

Die Gruppe der Freunde wandte sich begierig der Richtung zu, die Gussy bezeichnete, und beim hellen Schein des Mondes entdeckte man eine leichte Gestalt, welche die vom Damm nach dem Strande führenden Stufen hinabsprang. Eine Minute später war eine Männergestalt an ihrer Seite. Alle Köpfe beugten sich in Erwartung der abscheulichen Dinge, die sie hier erblicken müßten, eifrig vorwärts — aber Morteville sollte an diesem Abend die Hoffnung auf einen Skandal täuschen. Ein ärgerlicher Ausruf ging durch die Gruppe der Freunde, als sie ihren Irrthum gewahr wurden. Der Mann war kein Anderer, als Archys Vater.

„Nichts als Spiegelfechterei!“ rief Mrs. Maloney mit dem entschlossenen Ton eines Christen, der sich seine gerechte Entrüstung um keinen Preis rauben lassen will. „Archy Wilson setzt ihren neuen Hut auf, um mit ihrem Vater am Strand spazieren zu gehen! Warten Sie bis Mitternacht und schauen Sie dann durch mein Fenster, wenn Sie sich von Miß Archys Unschuld überzeugen wollen! Mich auch noch an das zu erinnern, was ich mit meinen Augen gesehen habe! So finster es aber auch ist, wird sie doch bemerkt haben, wie ich sie mit dem hotambar behandelte, das sie verdient. Nichtswürdiges, kleines Ding!“

Bald darauf brachen die Freunde auf und während sie paarweise ihren Spaziergang beendeten, wurde der gute Name eines jeden von ihnen in derselben Weise zerfleischt, wie die Reputation der armen, kleinen Archy Wilson.

Indessen wollen wir hier, hoffentlich für immer, Abschied von ihnen nehmen, und sie ihrem Thun überlassen

II.

Der ehrenwerthe Frederik Lovell.

Sollte es Niemand unter uns der Mühe werth finden, das Leben der Männer zu beschreiben, die keinen Erfolg in der Welt gehabt haben? Die Brüder unserer Dichter, die Vettern unserer großen Maler, die Pathinnen und Pathen unserer Novellisten und alle möglichen Verwandten unserer berühmten Männer haben Biographen gefunden, die uns mit ihrem Leben von der Wiege bis zum Grabe bekannt machten — nur die Männer, deren Streben ohne Erfolg blieb, finden Niemand, der ihre Geschichte schreibt.

„Er begann seine Laufbahn mit achtzehn Pfennige in der Tasche", lesen wir gewöhnlich von dem einen Manne, dem es unter zehn Tausenden allein gelang, das Glück an seine Fersen zu fesseln. „Er besaß achtzehn Pfennige, gewöhnte sich früh aufzustehen, hatte strenge religiöse Grundsätze, eine ausgesprochene Vorliebe für die Rechenkunst und starb als halber Millionair." Sehr gut für ihn — dies eine Schaaf gelangte in den großen Schaafstall des Erfolges — aber wer erzählt uns von den zahllosen Anderen, jenen bleichen Gästen, denen dies trotz aller Vorsicht und Geduld, trotz ihrer religiösen Principien, ja trotz ihrer Rechenkunst dennoch nicht gelang? Wenn irgend ein geheimes, den Erfolg bestimmendes Gesetz existirt, so haben wir dasselbe bis dahin wenigstens noch nicht ergründet. Mit Geduld läßt sich jedenfalls viel erreichen, aber die meisten Menschen scheinen bei den Mißerfolgen, in denen sechszig bis siebenzig Jahre ihres Lebens hingehen, so bewundernswürdig geduldig — und was die größeren Fähigkeiten anbetrifft, so lieferten eine Menge erbärmlicher, aber vom Glück begünstigter Charlatane zu allen Zeiten den Beweis, daß sie nicht immer den Ausschlag geben. Vor einigen Jahren erschien in Frankreich ein Buch, in welchem nachgewiesen wird, daß befähigte, aber ohne Erfolg strebende Köpfe, nach allen Gesetzen der Moral und

Physiologie, nothwendige Vorläufer der mit Erfolg gekrönten Geister sind. Der Vater, dessen Leben in einer Reihe von Mißerfolgen dahinging, besitzt in der Regel einen Sohn, in dem sich die Anfänge des väterlichen Strebens bis zu jenem Puncte gipfeln, den die Menschheit als Erfolg verehrt.

Ich habe die Argumente für diese Theorie vergessen, aber ich muß gestehen, daß sie — mag sie richtig sein oder falsch — etwas ungemein Ansprechendes hat. Sie gewährt uns, die wir unser kleines geistiges Capital nach besten Kräften zu verwerthen suchen, uns, deren Streben, obgleich erfolglos, ein eben so männliches ist, wie das jener Glücklichen, die große Resultate erreichen, eine gewisse Beruhigung. Wir repräsentiren, dieser Theorie nach, gleichsam das unfruchtbare Jahr, in welchem die Natur Kräfte sammelt, das Feld, auf dem im Sommer die Saat in üppiger Fülle aufsprießen wird, den Weinstock, der im kommenden Herbst sich unter der Last der Früchte beugen soll. Es liegt ein Trost darin, unsere Mißerfolge als das Resultat physikalischer, unabänderlicher Gesetze zu betrachten, zu glauben, daß es für jedes halbe Jahrhundert eine Durchschnittszahl erfolggekrönter Menschen giebt, und daß es nur vom Zufall abhängt, ob wir auf den Mißerfolgen unserer Väter emporsteigen, oder ob unser Mißgeschick unseren Söhnen als Staffel dienen soll.

Schauen wir auf die Masse der ungedruckten Manuscripte in unserm Pulte, auf die Galerie unserer unverkauften Bilder, auf unsere vom Gouvernement zurückgewiesenen patriotischen Pläne oder auf die Verbesserung unserer elektrischen Telegraphen, die durch einen einzigen Irrthum mißglückte, einen Irrthum, den Smith in wenigen Tagen verbesserte und damit 20,000 Pfund gewann — so muß uns Alles dies viel leichter erscheinen, wenn wir die Theorie jenes Franzosen adoptiren, anstatt zu glauben, was uns alle Biographen berühmter Briten versichern, daß nämlich unser Streben nur deshalb erfolglos war, weil es keinen Erfolg verdiente. Auch wir haben große

Dinge geplant, haben über Erfindungen zum Besten der Menschheit nachgedacht und haben bitter kalte Wintermorgen und schwüle Nachmittage damit ausgefüllt — wir haben Opfer gebracht, haben gelitten und Kummer und Weh getragen, und obgleich die Palme uns nicht zu Theil geworden, können doch die Heiligen, die sie tragen, nicht leugnen, daß wir das gleiche Märtyrerthum auf uns nahmen.

Der ehrenwerthe Frederik Lovell, zur Zeit in Morteville unter dem Namen Wilson bekannt, durfte als lebendiges Beispiel eines solchen unverdrossenen, geduldigen und dennoch resultatlosen Strebens gelten.

Warum konnten in einer Zeit, wo 100,000 Exemplare der Gedichte Salomon II. verkauft wurden, nicht auch die Verse Lovells einen Erfolg erringen? Salomons II. Poesien sind gewöhnlich geziert, wortreich, schwülstig, langathmig und sehr umfangreich und dennoch wurden sie gekauft, während die des armen Frederik Lovell liegen blieben.

„Dem Poeten", sagt Carlyle, „muß ein Einblick in die ewigen Wahrheiten vergönnt sein." Frederik Lovell war seit Jahren nicht müde geworden, dies Axiom in Bezug auf sich selbst zu wiederholen. Verstehst Du den Sinn desselben, lieber Leser? Oder verstehe ich ihn? Wir glauben ihn zu verstehen und Frederik Lovell glaubte das auch. Wer kann sagen, welche Lücke in seiner Urtheilskraft ihn zu diesem wunderlichen Irrthum verleitete? Welche unübersteigliche Schranke ist es, die ihn und Hunderte ihm gleichender, mühevoll strebender Männer zu einem solchen Mangel an Erfolg verdammt? Bis zu dem Moment, da Macaulay der Welt erzählte, daß Robert Montgomerys Schriften sich zur echten Poesie etwa verhielten, wie ein türkischer Teppich zu einem Gemälde, hatte die Welt diesen Erzbetrüger als einen der ersten Geister unseres Zeitalters betrachtet. Aber die tollen, auf dem Kopfe stehenden Metaphern, die züngelnden Flammen, die rasenden Orcane und sich wildbäumenden, weißen Wellenrosse, die sich mit der Ewigkeit verbindende Erde Frederik

Lovells fanden kaum einen Kritiker, der sich herbeiließ, sie zu verurtheilen. Und doch enthüllten seine Schriften hier und da Gedanken — noch dazu ungestohlene — wie alle diese Montgomerys und alle diese zweiten Salomons sie niemals gehabt haben. Der Mann war ohne Zweifel kein Dichter, aber man fühlte an manchen Stellen, daß er an der Schwelle der Poesie stand. Narren und Weise sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, durch Meere getrennte Völkerschaften, sondern unmittelbare Nachbarn und von den Bewohnern der Grenzmarken zwischen ihnen läßt sich zuweilen schwer sagen, auf welche Seite sie eigentlich gehören.

Frederik Lovell besaß mancherlei Gaben, die ihn weit von der Kategorie der Narren schied. Er war ziemlich fleißig, er liebte die Kunst, er bemühte sich eifrig, die Natur zu studiren und sie wiederzugeben sowohl mit der Feder, wie mit dem Pinsel — denn er malte Bilder, die ebenso umfangreich waren, wie seine Gedichte. Vielleicht war er eben so weit entfernt von der Narrheit wie von der Künstlerschaft — nicht mehr und nicht weniger. Seine Bilder und seine Verse waren keine Kunstwerke und konnten es niemals werden, obgleich alle einzelnen Bestandtheile dazu vorhanden waren, wie ja auch die Farben in einem türkischen Teppich vorhanden sind, denn es fehlte an jenem Funken des Genies, der sie mischt und zu einem harmonischen Ganzen verschmilzt.

In seinen gesellschaftlichen Verhältnissen hatte Mr. Lovell eben so entschiedene Mißerfolge gehabt, wie in seinen künstlerischen Bestrebungen. Er begann das Leben, wie er es allem Anschein nach auch beendigen sollte, mit dem unüberwindlichsten Abscheu gegen eine Thatsache, welche die meisten Menschen, Weise oder Narren, im Alter von neun Jahren bereits anerkannt haben — die Thatsache nämlich, daß zwei mal zwei vier macht. Geld, das Sparen oder Nützlich machen des Geldes, ja sogar die Freude am Gelde, schienen Dinge, die über Frederik Lovells Begriffe hinaus gingen. Er war an seinem einundzwanzigsten

Geburtstage im Besitz eines Vermögens von zwanzig Tausend Pfund gekommen und besaß davon am fünfundzwanzigsten noch fünftausend Pfund. Und doch hatte er seiner Meinung nach weder leichtsinnig noch verschwenderisch gelebt. Er hatte Reisen gemacht, Bilder gekauft, sich der Gesellschaft von Künstlern erfreut und seine Freunde bewirthet. Es war wirklich ein Jammer, daß sich mit einem mäßigen Einkommen so wenig ausrichten ließ. Was sollte er nun aber mit den fünftausend Pfund anfangen, die übrig geblieben waren? Heirathen vielleicht!

Wenn irgend ein armer Mann wünscht, seine Armuth durch zwei zu multipliciren, so findet sich immer ein armes Mädchen bereit, ihm dieses kleine Exempel der socialen Arithmetik lösen zu helfen. Gerade in dieser kritischen Lage, in welcher Lovell, wenn er ein verständiger Mann gewesen wäre, versucht haben würde, sich eine Existenz für Lebenszeit zu sichern, zeigte sich eine seiner Cousinen, Lady Olivia Carstairs (Besitzerin eines Vermögens von fünfzehntausend Pfund, und nur fünf Jahre älter als er) bereit, ihn zu heirathen. Er versprach seiner Familie, Alles zu thun, was sie recht und angemessen fände und nahm sich vor, am folgenden Montag Lady Olivia einen Heirathsantrag in aller Form zu machen. An dem dazwischen liegenden Sonntage aber saß in der Kirche, zwei Stühle von ihm, ein Mädchen mit langen, prächtigen Augenwimpern und Frederik Lovell kam auf den Gedanken, wie reizend es sein müßte nach Rom zu gehen, sich dort den Studien zu widmen und ein wirklicher Künstler zu werden, wenn ein Gesicht wie jenes in seinem Atelier anwesend wäre und seine Träume inspirirte.

Er heirathete das Mädchen, ging nach Rom und war nach Ablauf eines Jahres Witwer, Besitzer einer kleinen Tochter, eines Capitals von Dreitausend Pfund und einer Menge von Studien und Skizzen, von denen, außer ihm selbst, Niemand viel hielt.

Seine Heirath war glücklicher ausgefallen, als die meisten Heirathen auszufallen pflegen, die auf ein Paar lange Augenwimpern hin geschlossen werden. Beide junge Ehegatten hatten durch diese Verbindung ihre ganze Familie vor den Kopf gestoßen und so waren ihnen, außer Mr. Lovells alten Rechnungen, keine Briefe aus England nachgesendet worden. Geselligen Verkehr hatten sie nicht gehabt — sie hatten bedeutend mehr Geld ausgegeben, als ihre Verhältnisse erlaubten — aber sie waren glücklich gewesen. Glücklich zwölf Monate, volle zweiundfünfzig Wochen oder dreihundert fünfundsechzig Tage. Hatte Frederik Lovell sein Leben wirklich so schlecht angewendet?

„Und ich würde noch einmal mit Dir davonlaufen, Frederik", sagte die junge Frau auf ihrem Todtenbette, während sie die Arme um seinen Hals schlang und das vierzehn Tage alte Kind neben ihr lag. „Ja, ich würde es noch einmal thun, selbst wenn ich im Voraus wüßte, daß Alles so kommen würde, wie es jetzt kommt. Wir hätten mit der Zeit gelernt, sparsamer zu sein, und Du wärst sicherlich ein großer Künstler geworden. — Ich möchte wissen, Fred, ob Du es nun auch ohne mich werden wirst!"

Das vermochte er freilich nicht. Wäre in ihm das Material zu einem größern Manne gewesen, so hätte er sie vielleicht nicht so lange und bitterlich beweint. In der echten Künstlernatur gestaltet sich Gram und Trauer, wie jede andere Empfindung, zu einem Kunstgebilde und trägt so ihren Trost in sich. Goethe schrieb den Egmont, um sich über Lilis Verlust zu trösten und die schneidende Schärfe des Schmerzes milderte sich, je weiter die Composition der herrlichen Dichtung vorschritt Frederik Lovell besaß Tiefe der Empfindung genug, um lebhafter zu leiden, als gewöhnliche Männer, aber es fehlte ihm an der nöthigen Willenskraft, sich über sein Elend zu erheben, wie es Berufenen im Reiche der Kunst gegeben ist. Viele Monate wanderte er zwecklos mit seinem Kinde in Italien hin und her, gab sein Geld aus, arbeitete nichts, ging dann nach England

zurück und faßte hier den Entschluß sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Dieser Gedanke war vielleicht der beste, den er in seinem Leben gehabt, denn die Familie Lovell hatte mehrere nette kleine Pfründen zu vergeben und Lady Olivia, die noch nicht verheirathet war, zeigte eine ausgesprochene Vorliebe für den geistlichen Stand und die geistliche Obergewalt. Als Pfarrer würde er seinem poetischen Drange in seinen Predigten genug gethan, würde Altarbilder und bunte Glasfenster gemalt haben, und alle diese Dinge wären ohne Zweifel von seinen ländlichen Beichtkindern als Kunstwerke von hohem Werth betrachtet worden.

Aber wenn geschieht es, daß runde Menschen gerade in runde Löcher fallen! Recensenten und Zeitungsschreiber erhalten Pfarrerstellen und Männer wie Frederik Lovell malen Bilder und bemühen sich, ewige Wahrheiten zu erforschen. Am Vorabend der Einführung in seine Würde — die Ordination war bereits vorüber und auf dem Tische lag ein sehr ermunternter Brief von Miß Olivia — fügte es der Zufall, daß ein ihm von früher bekannter reisender Künstler Mr. Lovell ihn in seiner Wohnung in London besuchte, und zwei Tage später hatte der unglückliche Mann aufs Neue den Wanderstab ergriffen.

Sein Freund hatte Dresden und das Leben der dortigen Kunstgenossenschaft geschildert und ihm von der Leichtigkeit des Studiums, von der Billigkeit des Lebens in Ausdrücken erzählt, denen das Herz Frederik Lovells nicht zu widerstehen vermochte. Vierzehn Tage später war er schon mit seiner Tochter in einer dritten Etage am Markt in Dresden eingerichtet, lebte in der That billig und fühlte sich glücklicher als zu irgend einer andern Zeit nach seines Weibes Tode.

Ich will keine poetische Schilderung geben, aber ich glaube, daß Mr. Lovells Leben in dieser Zeit einem ungeschriebenen Gedicht glich. Er war allerdings thöricht genug, nach einem Ziele zu streben, das er niemals zu erreichen vermochte, Copien zu malen, die jeder achtzehnjährige Schüler der Akademie

besser machte, und Nachts ganze Bände Verse zu schreiben, die niemals einen Verleger fanden — aber Alles das wurde verklärt durch die unermüdlichste, selbstloseste Liebe. Keine Mutter konnte ihr Erstgebornes zärtlicher lieben, als Mr. Lovell seine kleine mutterlose Tochter. Sie war jetzt zwei Jahre alt, ein kräftiges, munteres Kind, das bereits laufen konnte, in seiner Weise plauderte und das vollständige Bewußtsein hatte, daß der große, eckige, sechs Fuß hohe Mann, ihr Vater, auch ihr dienstwilligster Sklave war. Wenn sie sich auf irgend eine Weise wehe that, schlug sie ihn. Verweigerte er irgend etwas, so hing sie sogleich ihr Köpfchen und stellte sich krank — eine Appellation an sein Gefühl, die dann auch niemals verfehlte, ihn sofort fügsam und unterwürfig zu machen.

So war es zum Beispiel Miß Lovells Gewohnheit, Morgens zwischen fünf und sechs Uhr zu erwachen, und Mr. Lovell, der gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein zeichnete oder schrieb, wurde um diese Zeit durch ein Paar kleiner, aber nichtsweniger als schüchterne oder schwache Hände unbarmherzig aus dem Bett gezogen, weil Archy den Markt sehen wollte. Nachdem sich das Kind eines Morgens krank geschrieen hatte, weil man ihm die Erfüllung dieses Wunsches verweigert, wagte er nie mehr sich dieser Forderung zu widersetzen. Die guten Marktfrauen sahen oft mit feuchten Augen dem in Trauer gekleideten Engländer nach, der mit feierlichem Gesicht, sein jauchzendes Kind auf dem Arme, durch die Reihen schritt und bei jedem Korb mit frischem Obst stehen bleiben mußte.

So war denn Archy drei Jahre alt geworden, als sie eines Morgens mit fieberhaft schlagenden Pulsen und glühendem Gesicht erwachte, und sich zum ersten Mal weigerte zu essen. Das deutsche Dienstmädchen, welches den kleinen Haushalt besorgte, schlug ihre Schürze vor das Gesicht und meinte, der liebe Gott werde das Kind wohl zu sich nehmen. Sie hatte es erlebt, wie zwei Kinder ihrer Schwester das Gehirnfieber bekommen, Beide hatten so brennend heiße Wangen gehabt und sich

geweigert zu essen, wie das „kleine Fräulein“ und Beide waren gestorben.

Mr. Lovell lief im Todesangst zu dem in Dresden lebenden englischen Arzte und erzählte ihm mehr durch Blicke und Ausrufungen, als in klaren Worten, daß sein Kind im Sterben liege.

„Hängt den Kopf — will nicht essen — brennende Haut?“ fragte der Doctor. „Das Kind wird die Masern bekommen; die Hälfte der Kinder in Dresden liegt jetzt an den Masern. Aber die Krankheit tritt in der mildesten Form auf. Konnte in keiner passendern Jahreszeit kommen. Haben Sie kein Engländerin bei dem Kinde? Nun lassen Sie uns sehen, wer zur Hand ist. — Miß Curtis vielleicht. — Sie kennen die Dame nicht? — Das schadet nicht. Miß Curtis ist immer bereit Andere zu pflegen. Ich werde sie Ihnen im Laufe des Tages zuschicken.“

Bald saß denn auch Miß Curtis an Archys Bett, das sie vierzehn Tage lang nicht verließ. Das Kind war sehr krank, war, wie alle kräftigen Kinder, wenn sie leiden, sehr eigenwillig, und wenn Mr. Lovell in seiner tödtlichen Angst hülflos zusah, wie Miß Curtis seines Lieblings heiße Augen oder Hände mit einem feuchten Schwamm kühlte, das Kind liebkoste und beruhigte, wie es eben eine Frau kann, dann fühlte er, daß er niederfallen und den Saum ihres alten schwarzseidenen Kleides küssen könnte.

Als Archy besser wurde, hing sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihrer neuen Freundin. Miß Curtis verstand eine Menge Dinge, von denen Archy bis dahin keine Ahnung hatte. Miß Curtis konnte aus einem Stückchen Papier einen Vogel schneiden, der auf einem Zweige saß. Miß Curtis konnte auf die eine Seite einer Karte einen Knaben malen und auf die andere sein Gatterthor, so daß, wenn man die Karte schnell an einem seidenen Faden drehte, es aussah, als ob der Knabe rittlings auf dem Thore säße — pfeifend wie Miß Curtis

behauptete und Archy gern glaubte, und ferner verstand sie aus Mr. Lovells alten Westen ganz natürliche Schornsteinfeger herzustellen, mit Zähnen, die in weißer Seide gestickt waren und mit wirklichen Besen in den Händen.

„Was soll ich künftig ohne Miß Curtis anfangen?“ dachte Mr. Lovell, als er eines Tages beobachtete, wie sie neben Archy sitzend, Geschichten erzählte und Strümpfe stopfte — ein Zweig der häuslichen Oekonomie, welchen das Dienstmädchen sehr vernachlässigt hatte. „Nun giebt es noch Scharlachfieber, Windpocken, Keuchhusten, und Gott weiß wie die unvermeidlichen Kinderkrankheiten Alle heißen, wie soll ich Archy durch all das allein durchbringen? Sie würde ja nicht einmal diese abscheulichen Masern ohne Miß Curtis Pflege glücklich überstanden haben.“

Jugend, Schönheit, Reichthum hatten Frederik Lovell seiner im Grabe ruhenden Liebe nicht untreu machen können — er wurde ihr auch jetzt nicht untreu. Nur um seines Kindes willen heirathete er Miß Curtis. Sie war eine unansehnliche, kleine, dicke Person, mehrere Jahre älter als er, übrigens durch Geburt und Erziehung eine Dame, und Besitzerin einer Jahresrente von achtzig Pfund. Als Mr. Lovell ihr seine Hand antrug, war sie in ihrem Erstaunen und ihrer Dankbarkeit kaum im Stande ein „Ja“ hervorzubringen.

„Sie werden einen Schatz an ihr finden, einen wahren Schatz, mein theurer Sir“, bemerkte der englische Caplan, in dessen Hause Miß Curtis bis dahin gelebt hatte und dem es sehr angenehm war sich ihrer zu entledigen. „Ein gutes Weib ist ein Geschenk Gottes. Uebrigens würde es wohl nicht zu viel verlangt sein, wenn wir über ein kämen, das kleine Vermögen meiner Cousine für sie selbst sicher zu stellen!“

Es währte indessen lange Zeit, ehe sich Mr. Lovell an das ihm gewordene Glück zu gewöhnen vermochte. Er liebte Schönheit an den Frauen und Elisabeth, sein Weib, war häßlich und verblüht: er liebte Ruhe und sie sprach vom Morgen

bis zum Abend; er liebte die Einsamkeit und war nie mehr allein. Nur im Verlauf der Zeit, als Archy alle möglichen Kinderkrankheiten bekam, in denen die Stiefmutter sie getreulich pflegte, als Archy heranwuchs und Mrs. Lovell Alles aufbot, um sie zu bilden, sie in Handarbeiten zu unterrichten — als sie ihr sagte, was für ein junges Mädchen schicklich war und was nicht, erst dann hörte Mr. Lovell auf, sich zu fragen, ob er mit dieser zweiten Heirath ein Unrecht begangen oder nicht. Er hätte das Mädchen nicht ohne die Hülfe einer Frau erziehen können und Gesellschafterinnen oder Gouvernanten würden ein Salair gefordert oder sich gerade in dem Moment verheirathet haben, da Archy anfing, sich mit ihnen zu befreunden. Und außerdem — mit der Liebe war es für ihn ja für immer vorbei — besaß Mr. Lovell in seiner Manie für die Kunst eine dreifache Waffe gegen alle kleinen Leiden des menschlichen Lebens, ja selbst gegen eine Frau, wie seine zweite Ehegattin.

Eine solche Manie entstammt immerhin den heiligen Regionen des Ideals und steht deshalb außerhalb des Bereiches gewöhnlicher Trübsale. Unfähig selbst etwas zu schaffen, hatte Mr. Lovell dennoch die einzige Gabe empfangen, die dem unbedeutendern Menschen einen Platz neben den großen Künstlern anweist — die Gabe der Bewunderung; oder sagen wir besser es war ihm ein seltenes, tiefes Verständniß für die Kunst zu Theil geworden.

Sowie die Jahre vergingen und die Thatsache, daß er selbst keinen Erfolg zu erzielen vermochte, sich Tag für Tag unwiderleglicher feststellte, wuchs auch seine Bewunderung für die Leistungen Anderer, und so geschah es, daß er sich durch einen Uebergang, wie er bei Männern seines Charakters nicht selten ist, in einen Aufkäufer kleiner Kunstgegenstände aller Art verwandelte.

Er verließ Dresden, als Archy sechs oder sieben Jahre alt war, kehrte nach Rom zurück und nahm, bis vor zwei Jahren,

dort seinen stehenden Wohnsitz. Er selbst hielt sich alle diese Zeit für einen sehr unglücklichen Mann. Wölbte sich doch der blaue Himmel Roms über dem sechs Fuß langen Stückchen Erde, das sein Theuerstes deckte — mußte er sich doch gestehen, daß die jetzige Mrs. Lovell nicht selten seinen Zorn reizte; daß sich durch seine eigne Schuld jeder Zusammenhang mit der Heimat gelöst hatte, daß viel Zeit vergangen, seitdem er nicht mehr den leisesten Versuch gemacht, mit Pinsel oder Feder einen Erfolg zu erringen und endlich, daß er von Jahr zu Jahr in Bezug auf Geld, im Erwerben, wie im Ausgeben, immer hülfloser und thörichter wurde. Aber auch unter dem milden Himmel Italiens blieb er seinen artistischen Studien und seiner geliebten „Bricbraquerie" treu; wanderte in stetem Verkehr mit Künstlern durch alle Städte Italiens und war selbst dem Temperament nach viel zu sehr Künstler, um ein wirklich unglücklicher Mann zu sein.

„Er ist der dritte Sohn Lord Lovells", pflegte seine Frau zu sagen, wenn sie eine sympathisirende Landsmännin fand, gegen die sie ihren Kummer aussprechen konnte — „der dritte Sohn eines Lords, von Mutterseite verwandt mit den Carstairs. Die Familie besitzt das Recht auf mehrere ausgezeichnete Pfründen, die er hätte haben können, wenn er beim geistlichen Stande geblieben wäre, indessen wir wie die Uebelthäter zwischen Papisten und Fremden leben und sein schönes poetisches Talent, das ihm auf der Kanzel einen Namen gemacht hätte, verloren geht. Wenn Archy wenigstens ein Knabe gewesen wäre, wie sie ihrem Taufnamen nach ist, so würde doch eine dieser Pfründen in der Familie bleiben."

„Ja, wenn ich wenigstens ein Knabe wäre", pflegte Archy bei diesem Puncte der Lamentation ihrer Stiefmutter einzufallen — „wenn ich ein Knabe wäre, so könnte ich Künstler werden, wie Papa zu sein glaubt — Schauspieler oder Musiker oder etwas dergleichen, und könnte uns dann Allen einen Namen machen."

Das arme Kind war unter Künstlern, Musikern und anderen derartigen Leuten aufgewachsen und ihre Ansichten waren deshalb in mehr als einer Beziehung mehr künstlerische als conventionelle.

III.

Braun mit blauen Augen.

Gerade als die Klatschbasen in Morteville von ihrem Abendamüsement auf dem Damm nach Hause zurückkehrten, traten zwei junge Engländer Arm in Arm aus der „Silbernen Krone", dem ersten Hotel des Ortes.

Der jüngere dieser beiden Männer war Gerald Durant, Capitain Waters Opfer am Spieltische, der Anbeter, welchen die bösen Zungen von Morteville Miß Archy Wilson zuschrieben. Der ältere war Mr. Robert Dennison, sein Cousin, der nach vierzehntägigem Aufenthalt in Paris nach London zurückkehrte und eben Gerald Durant zu bereden suchte, ihm morgen früh mit dem ersten Dampfboote nach Folkestone zu begleiten.

„Wenn es irgend etwas gäbe, was Dich in diesem abscheulichen Neste zurückhalten könnte, so würde ich Dir gar nicht zureden, Gerald", sagte er. „Da es aber, nach Deinem eignen Geständniß, keinen Menschen hier giebt, mit dem man sprechen könnte und Du täglich zwanzig Pfund an diesen Hallunken Waters im Ecarté verlierst, so kann ich nicht einsehen, warum Du mir durch Deine Hartnäckigkeit meine Partie verderben willst."

Gerald Durant zögerte mit der Antwort. „Ich glaube, daß ich besser thun würde, mit Dir zu gehen", sagte er endlich nach einigen Minuten des Nachdenkens. „Daß Dir aber durch mein Zurückbleiben die Partie verdorben würde, ist natürlich dummes Zeug. Markham, Drury oder Sholto würden eben so bereit sein, ihr Geld zu verspielen, wie ich."

„Markham befindet sich nicht in der Stadt und Lady Lavinia läßt, wie Du weißt, den elenden kleinen Drury nicht einen Moment aus den Augen“, entgegnete Dennison. „Sholto ist sehr wenig nach meinem Geschmack — ich liebe Kinder nicht. Was Du aber vom Verspielen Deines Geldes sagst, mein guter Junge“, fügte er mit einer gewissen liebenswürdigen Wärme hinzu, „so weiß ich nicht, was Du meinst. Das letzte Mal, als wir in einem Zimmer spielten, gewannest Du mir siebenzig Pfund ab.“

„Nun gut, so will ich Dich begleiten“, sagte Gerald mit dem Tone eines Menschen, der lieber bereit ist, Alles zu thun, als Rechenschaft zu geben, warum er es nicht thut. „Es mag vielleicht so besser sein. Wenn Du aber das Gesicht gesehen hättest, das mich bis jetzt hier festhielt, so würdest Du meine Abneigung fortzugehen besser begreifen.“

„Teufel! Also ein hübsches Gesicht ist die Ursache?“

„Nun, daß ich mich täglich an einer Morteville Table d,hote für das Vergnügen vergiften lasse, Abends zwanzig Pfund im Ecarté an Capitain Waters zu verlieren?“ entgegnete Gerald. „Ja, es handelt sich allerdings um ein hübsches Gesicht und wenn ich länger bleibe, so möchte mir vielleicht das Scheiden noch schwerer werden als heute.“

„Schwerer als heute!“ rief Dennison lachend. „Gerald, dabei erinnere ich mich an Maggie Hall. Wie geht es ihr? Ich habe schon lange nach ihr fragen wollen.“

„Wen meinst Du?“

„Maggie Hall, das hübsche Milchmädchen von Heathcotes. Versuche doch nicht, Geheimnisse vor mir zu haben, lieber Junge“, rief Dennison mit etwas unsicherer Stimme.

„Ich glaube Du hast mich schon früher nach Maggie Hall gefragt, Robert“, erwiederte Gerald kühl. „Ich sagte Dir damals bereits, daß ich nichts von ihr weiß. Ich habe mit Maggie nie auf einem andern als blos freundlichem Fuße gestanden. Das könntest Du besser wissen, als jeder Andere“

Da sie bei diesen Worten auf der Dammpromenade angekommen waren, ließ Gerald den Arm seines Freundes los, trat einige Schritte seitwärts und schaute aufmerksam nach dem vom Mond beschienenen Strand hinaus. In der Ferne erschienen die Schatten zweier Gestalten, eines Mannes und eines Mädchens. Er sah sogleich, daß es Archy mit ihrem Vater war, und begann von Neuem in seinen Entschlüssen zu schwanken. Wie hübsch mußte des Mädchens Gesicht im Mondenschein aussehen. War es nicht vielleicht möglich, ihr auf dem Nachhausewege zu begegnen, ihr, wie schon früher geschehen, einige Worte zuzuflüstern und sie zu bitten, noch einmal (jeder dumme Streich in Geralds Leben wurde durch die verhängnißvollen Worte „noch einmal" eingeleitet) an der zerfallenen Gartenmauer mit ihm zusammen zu treffen? Warum sollte er sich nach Dennison richten? Er wußte wohl, daß dieser ihm nur zum Partner und Verlierer beim Kartenspiel brauchte und sich nicht mehr aus seiner Gesellschaft machte, als aus der des ersten besten Fremden, welcher geneigt war, sein Geld zu setzen, ohne zu rechnen. Er hatte Dennisons Rathschläge oft genug im Leben befolgt und es eben so oft bereut. Außerdem hatte ihn der anmaßende Ton in des Cousins letzter Bemerkung geärgert. So geschickt Robert Dennison war, schoß er dennoch zuweilen über das Ziel hinaus. Gerald Durant war ihm untergeordnet an Willen und Verstand, aber er war auch gerade der letzte Mann, der es liebte, sich seine Inferiorität fühlbar machen zu lassen. Zeigt man schwachen Naturen dieser Art nur einen Augenblick die eiserne Hand, so sträuben sie sich gegen den Griff derselben, obgleich sie ihn kaum zu bemerken scheinen, wenn die Hand unter einem seidenen Handschuh verborgen ist.

„Das Dampfboot geht um 11 Uhr ab", bemerkte Dennison. Wird es Dir möglich sein, einmal so früh aufzustehen, Gerald?"

„Warum nicht, das heißt, wenn ich wirklich noch mitgehen sollte", antwortete Gerald, indem er seine Cigarrentasche hervor-

zog, ein Zündholz anstrich, sich nachlässig auf die Barrière des Dammes lehnte und anfing zu rauchen.

Dennison trat zu ihm und legte freundlich die Hand auf seine Schulter. „Ich sehe, wie es steht", bemerkte er in sorglosem Ton, „und will also nicht weiter in Dich dringen. Komm mit, oder bleibe hier, ganz wie es Dir morgen passend scheint. Kommst Du mit, so wird sich Sir John gewiß außerordentlich freuen. Der alte Herr wünscht dringender als je, daß Du als Wahlcandidat für L— auftrittst. Welche Carrière liegt vor Dir, Gerald", fuhr er liebevoll fort, „wenn Du selbst nur die Sache etwas ernstlicher nehmen wolltest. Eine Erbin wie Lucia ist Dir von der Wiege an bestimmt und ein so nachsichtiger Onkel wie Sir John wartet nur auf die Erklärung, ob Du im öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung einnehmen willst oder nicht."

Dennison hatte, während er sprach, seinen Arm unter den Geralds geschoben und versuchte, während sie den Damm entlang schlenderten, ihn nach und nach wieder in gute Laune zu schmeicheln — eine Aufgabe, die gegenüber einem so nachgiebigen Menschen wie Durant, ziemlich leicht war.

Während sie mit einander dahinschlendern, wollen wir uns ihre äußere Erscheinung ein wenig näher ansehen. Zuerst die Robert Dennisons. Jeder, der die beiden jungen Männer in irgend einer Situation des Lebens neben einander sah, mußte zugeben, daß sich Dennison seinem Freund gegenüber in allen Dingen, selbst bis auf den Backenbart, im Vortheil befand. Dieser Backenbart war überhaupt das, was zuerst an ihm in die Augen fiel. Es war ein tadelloser Bart vom reinsten Schwarz, ohne ein braunes oder rothes Haar, sehr gleichmäßig gewachsen, lang, dicht und glänzend. Männer von schwankendem Charakter sind geneigt, die Form ihres Bartes von Zeit zu Zeit zu wechseln. Sechs Monate in Aegypten, oder ein Jahr in Wien genügen, um Persönlichkeiten dieser Art vollständig umzuwandeln. Mit Dennison war das nicht der

Fall. Seit dem Augenblicke, da er ein Mann geworden, bis jetzt — er zählte bereits mehr als dreißig Jahre — waren Schnitt und Länge seines Bartes unverändert geblieben. Alle jungen Mädchen der dienenden Classe, die Dennison sahen, erklärten ihn für einen schönen Mann — und Kritiker dieser Art sind nicht immer schlechte Richter. Er war wirklich ein schöner Mann, über sechs Fuß hoch, breitschulterig mit festem Knochenbau und einer tiefen, kräftigen Stimme. Sein Kopf war von runder Form, wie man sie öfter in Frankreich als in England findet, sein Teint gelblich bleich, die Nase schmal, die Zähne waren klein, aber fest und von auffallender Weiße. So weit lautete die Beschreibung sehr günstig und es bleiben uns nur noch diejenigen Theile des Gesichtes zu betrachten, die der menschlichen Physiognomie den eigentlichen Ausdruck verleihen, die Augen und die Lippen. Mr. Dennison hatte Lippen, deren bloßer Anblick sensibeln Naturen Widerwillen einflößen, volle, dunkelgefärbte, wie aus Granit gehauene Lippen — die untere etwas vorspringend und von einem festen, stark ausgebildeten Kinn gestützt. Die Augen waren von der schlimmsten Farbe, die eines Menschen Augen haben können, d. h. vom tiefsten Schwarz. Durch alle die unzähligen Abstufungen anderer Farben, durch braun, grau, grün oder (die Farbe der Götter) blau, schimmert die menschliche Seele, weß Geistes Kind sie auch sein mag, immer hindurch. Nur durch diese schwarzen unergründlichen Augen blickt der Mensch seinen Nebenmenschen an, wie durch eine Maske. Robert Dennisons Augen waren schon um ihrer Farbe willen eines sanftern Ausdruckes unfähig, denn selbst das hellste Sonnenlicht vermochte ihrer dunklen Tiefe kaum einen bräunlichen Schimmer zu entlocken, und auch bei der genausten Betrachtung würde man nicht im Stande gewesen sein, die Pupille von der Iris zu unterscheiden. Gerade daraus aber, in der Veränderung der Farbe und den flüchtigen Reflexen des Lichtes, in dem plötzlichen Zusammenziehen oder Erweitern der Pupille liegt der Ausdruck

des Auges. Wer Mr. Dennison in Zorn gesehen — bei ihm freilich ein seltener Fall — behauptete, seine Augen zeigten in solchen Momenten einen rothen Schimmer, der nichts weniger als angenehm zu sehen sei, sonst aber dienten sie, wie er selbst offenherzig gestand, besser als irgend ein anderes Paar Augen dazu, die Geheimnisse ihres Besitzers zu verbergen. Diese Augen würden auf einem Erzbischof wie auf einem Orangenmädchen, auf einem Richter hinter den Schranken, wie auf einem Bettler ganz mit demselben harten, unbeweglichen Ausdruck geruht haben. Mr. Dennison hatte ganz recht, es waren für ihn sehr passende Augen.

Gerald Durant war ein schlanker, knabenhaft aussehender junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit Haaren von jenem glänzenden Kastanienbraun, das Rafaels reizende Köpfe umsäumt. Seine Gesichtsfarbe war zart; wenn er sprach wurde er roth wie ein Mädchen; der Bart auf Lippen und Wangen war lang, seidenweich und beinahe flachsfarbig. Hatte er den Hut abgenommen, wie gerade in dem Moment, da er nach Archy und ihrem Vater auf den Strand hinabschaute, so fiel zuerst seine wundervolle Stirn ins Auge. Für einen Augenblick, ehe man bemerkte, daß die Schönheit derselben mehr weiblicher als männlicher Art war, würde man geneigt gewesen sein, diese gewölbte, marmorweiße Stirn mit dem tief-hereingewachsenen Haar bedeutend zu nennen — aber eben nur für einen Moment. Im nächsten bemerkte man den Mangel aller Unebenheiten und aller kräftigen Linien, in denen sich auf der Stirn des Mannes die geistige Bedeutung ausdrückt. Eine Stirn wie die Gerald Durants scheint während der Jugendzeit große Dinge zu versprechen — mit fünfunddreißig Jahren aber entscheidet sich ihr Besitzer gewöhnlich für ein behagliches Leben in einer hübschen Villa zu Richmond. Geralds Augen waren grau — graue sprechende Augen, welche die Farbe wechselten, sobald eine Frau seine Hand berührte oder ein musikalischer Ton an sein Ohr schlug. Nase und

Mund zeigten jenen Schnitt, den wir nach den Vandykschen Bildern mit der schwächsten Race der englischen Könige identificiren und sein Kinn, der Gesichtstheil, welcher jeder Physiognomie ihren eigentlichen Stempel aufdrückt, war charakterlos. Was seine Gestalt betrifft, so war dieselbe, obgleich schlank, dennoch weit entfernt, weibisch zu sein. Gerald Durants Hauptleidenschaft war der Wunsch nach Aufregung und er war klug genug, um zu wissen, daß ländlicher Sport in Abwechslung mit dem Leben in großen Städten einem Manne der Civilisation die genußreichsten Aufregungen bietet. Als Knabe war er der beste Ruderer seines Bootes und Anführer der Elfer in Eton gewesen. In späteren Jahren hatte man ihn den kühnsten Fuchsjäger unter ihrer Majestät Garden genannt — und jeder Mann, der ein kühner Reiter ist und das Ruder tüchtig führt, besitzt auch eine gesund entwickelte Brust. Seine Hände waren zu braun und männlich, um ihn als Dandy erscheinen zu lassen; sein Anzug war einfach bis zur Uebertreibung. Während Dennison mit seinem hohen Hute, den lavendelfarbenen Handschuhen, den eleganten Stiefeln und dem knappen Ueberrock aussah, als sei er im Begriff zu einer Hochzeit zu gehen, trug Gerald einen bequemen Anzug von braunem Sammt, ein seidenes gewebtes Hemd, einen tyroler Hut und hatte keine Handschuhe an den Händen. „Die Garden machen nur Toilette, wenn sie im Dienst sind“, entgegnete er, als Dennison eine Bemerkung über diese Art des Anzuges machte. „In Bond-Street thue ich, was Du hier thust — aber all die übrig Zeit folge ich meinem eigenen Geschmack.“

Dennison hatte bei dieser Erklärung innerlich gelächelt. Er wußte wohl, welche Bedeutung diese malerische, gesuchte Nachlässigkeit des Anzuges hatte. Geralds ganzer Charakter drückte sich darin aus — und Dennison fühlte sich nie befriedigter, als wenn er eine neue Bestätigung für die Charakterschwäche des Mannes fand, den er seinen Freund nannte.

Ungefähr in der Mitte der Dammpromenade begegnete ihnen

Waters, der sich von seiner Gesellschaft in dem Moment losgemacht hatte, als er die Annäherung der beiden Engländer bemerkte. Dennison hatte seine Bekanntschaft an diesem Tage bei der Table d'hôte gemacht und fing nun an, in jenem gütigen, ermunternden Tone mit ihm zu sprechen, den er seit einigen Jahren gegen alle Diejenigen, gleichviel ob Männer oder Frauen, annahm, die seinen Vetter wie Raubvögel umschwärmten.

„Für einige Wochen muß das Leben hier sehr angenehm sein, Capitain Waters, besonders für Leute, denen es, wie ohne Zweifel Ihnen, um ein kosmopolitisches Studium der Menschen zu thun ist", sagte er freundlich. „Ich bin erst seit zwanzig Minuten auf dem Damm und habe schon wunderlichere Exemplare von Engländern — weiblichen und männlichen Geschlechts — gesehen, als während der letzten vierzehn Tage auf den pariser Boulevards, wo sie doch auch in Menge vorhanden waren."

„Ja, es ist eine schlimme Sorte hier", entgegnete Waters achselzuckend, „namentlich was die stehende englische Bewohnerschaft des Ortes betrifft. Leute, welche für die Inseln um einen Grad zu schlecht sind und nicht Geld genug haben, nach Florenz zu gehen, lassen sich in Morteville nieder. Wirklich spaßhaft ist es zu beobachten, wie sie einander selbst in Stücke reißen. Frauen vom schlechtesten Ruf, wie die Damen O'Rourke und Maloney, saßen noch eben über Archy Wilson zu Gericht."

Gerald Durant wendete sich bei der Nennung dieses Namens schnell zu Waters und diese Bewegung entging Robert Dennison nicht.

Wer ist diese O'Rourke und was ist Archy Wilson, Capitain Waters?" fragte er. „Auf Reisen macht es mir Spaß den täglichen kleinen Klatsch der Badeorte kennen zu lernen."

„O'Rourke ist eine Abenteurerin fünften Ranges, aber

nicht ganz ohne Glück, die den Ehrgeiz besitzt an der Spitze der hiesigen Gesellschaft stehen zu wollen", entgegnete Waters.

„Archy ist die Tochter eines Engländers Namens Wilson, der seit etwa Jahresfrist hier lebt. Sie verbringt ihre Zeit damit, auf den Straßen herumzulaufen und spät Abends Cigaretten am offenen Fenster zu rauchen. — Ein allerliebstes kleines Ding! Ich habe sie nur aus Trägheit bis jetzt vernachlässigt."

Capitain Waters lächelte dabei bedeutungsvoll. Es lag eine doppelte Perfidie in seinen Worten. Archy Wilson verbrachte ihre Zeit keineswegs nur auf der Straße und mit der Cigarette, obgleich sie zuweilen auf dem Pflaster von Morteville zu sehen war und vielleicht im Laufe ihres ganzen Lebens ein Dutzend von ihres Vaters Cigaretten geraucht hatte. Capitain Waters Aufmerksamkeiten würden von ihr allerdings weniger günstig aufgenommen worden sein, als die eines Kellners auf der „silbernen Krone" und er wußte das recht wohl, aber es kommt Männern seiner Art bei der Verfolgung ihrer Zwecke nicht darauf an, den guten Namen eines Mädchens durch läppische und unwürdige Behauptungen zu untergraben. Gerald Durant sollte in Morteville bleiben — und Capitain Waters that sein Bestes, um ihn hier zu fesseln.

„Und was denkt die Gesellschaft von dem jungen Mädchen?" fragte Durant nach einem Moment des Schweigens. „Beurtheilt man sie in jenen Kreisen noch strenger, als Sie es thun, Capitain Waters, oder sind Trottoir und Tabakrauch das Schlimmste, was man ihr nachzusagen vermag?"

„O, wenn Sie so fragen", rief Waters lustig, scheinbar ohne Geralds Ton zu verstehen, „wenn Sie Thatsachen wollen, so steht Archy vielleicht über der ehrenhaftesten Frau dieser Gesellschaft. Sie läuft allerdings den ganzen Tag umher und sieht allen Männern, die ihr begegnen, ungenirt ins Gesicht — aber wie kann man das anders von einem Kinde erwarten,

das in solcher Weise erzogen ist und an einem Orte lebt, wie dieser?"

„Und ohne Zweifel ist sie hübsch genug, um die Andern neidisch zu machen", bemerkte Dennison. „Hübsch? nein, eigentlich nicht — aber sie wird einmal hübsch werden. Hat schöne Hände und Füße, eine feine Taille und was sonst dazu gehört, aber sie ist jetzt noch zu mager, zu sehr von der Sonne verbrannt."

„Ich bin ganz entgegengesetzter Meinung, Capitain Waters", unterbrach ihn Gerald Durant. „Ich kenne Miß Wilson oberflächlich und finde sie sehr hübsch, sie ist eins der hübschesteu Mädchen, die ich je im Leben sah."

„Nun so bitte ich um Entschuldigung, Durant", entgegnete Waters lachend. Er hatte die Manier, die Leute bei ihrem Namen zu nennen, auch wenn sie ihm geflissentlich seinen Titel „Capitain" gaben. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie zu den Bekannten von Mademoiselle Archy gehörten, so würde ich discreter gewesen sein. Nun ja, sie ist ein hübsches Ding und nicht ein Bischen schlimmer als Andere, nur weniger vorsichtig. Da Sie Miß Wilson kennen, so bleiben Sie vielleicht noch bis zu dem morgen stattfindenden Balle hier. Wenn Sie Lust dazu haben, brauchen Sie es nur heute noch zu sagen und ich verschaffe Ihnen ein Billet. Morgen werden keine mehr ausgegeben. Man hat dabei Gelegenheit ganz Morteville kennen zu lernen", fügte er zu Dennison gewendet unbefangen hinzu, „und wenn es Ihnen Spaß macht, die obscure Classe unserer Landsleute in großer Toilette zu sehen, so sollten auch Sie hingehen."

Der Köder war geschickt genug hingeworfen und wirkte auf Gerald Durant wie Waters erwartet hatte. Die Phantasie führte ihm sogleich Archys Bild vor Augen — nicht jenes wild umherstreifende Mädchen, als das er sie bis jetzt gesehen, sondern blühend, strahlend, kokett, im hellen, leichten Ballkleide, kein Kind mehr, sondern eine Jungfrau. Er fühlte

die schlanke, leichte Figur beim Tanze in seinen Armen; er sah das spöttische, eigenthümlich reizende, bezaubernde Gesichtchen zu sich aufschauen. Was kam darauf an, ob Cousine Lucia sich über seine Abwesenheit ein wenig erzürnte oder nicht? Was schadet es, wenn er die Dinge noch ein wenig gehen ließ, wie sie ohne sein Zuthun eben gehen wollten? Er empfand bereits den Rausch der Leidenschaft und es war nicht Gerald Durants Gewohnheit, sich die Chance einer neuen Emotion in Rücksicht auf erstere, aber weniger angenehme Interessen entgehen zu lassen.

„Sie sind Ihrer Sache in Bezug auf den Ball hoffentlich gewiß?“ fragte er Waters, als dieser sich eine halbe Stunde später an der Thür des Hotels von ihnen trennte. „Ich meine, Sie sind überzeugt, daß die meisten Engländer daran theilnehmen werden?“

„Ich weiß, daß die ganze O'Rourke-Sippe kommt“, entgegnete Waters. „Auch Miß Wilson und ihre Mutter wurden mir vorhin als Theilnehmer genannt.“

„Nun gut, so besorgen Sie mir ein Billet. Ich glaube, daß ich bleiben werde, um die, wie Sie sagen, „obscure Gesellschaft“ Altenglands im großen Putz zu sehen.“

„Und ich werde Dich bei Sir John und Lucia entschuldigen“, bemerkte Dennison, nachdem Waters sich entfernt hatte. „Ich bin wirklich neugierig, Gerald, wenn Du aufhören wirst, hinter jedem Paar hübscher Augen herzulaufen, die der Zufall Dir in den Weg führt.“

Gerald warf einen forschenden Blick auf das Gesicht seines Cousins, aber der Ausdruck desselben war im Mondlicht unergründlicher denn je.

„Wo so viel auf dem Spiele steht, mein Junge, begreife ich Dich nicht“, fuhr Dennison in überredendem Tone fort. „Wie kannst Du abermals eine Woche hingehen lassen, ohne nach Hause zurückzukehren. Ich versichere Dich, daß die Zeit vorüber ist, da Du Sir Johns Zorn lächerlich finden durftest.

Ich bekam am Tage meiner Abreise von Paris einen Brief von ihm, worin er mir auftrug, Dir zu sagen —“

„Dinge, die Niemand etwas angehen, als mich allein“, fiel Gerald mit knabenhaftem Lachen ein. „Ich begreife, daß Sir John unter dem doppelten Einflusse der Gicht und seines lächerlichen Irrthums dann und wann wild wird, aber ich weiß nicht, warum Du Dir so viel Sorge um mich machst, mon cousin? Es kann Dir ganz gleichgiltig sein, was ich thue. In der That habe ich schon oft gedacht, wie es eigentlich ein Jammer ist, daß ich mich nicht kurz und gut auf die schlechte Seite wende, um den Weg für Dich frei zu machen. Du bist in Geschäftsangelegenheiten ein viel besserer Mann als ich; Du hast bestimmte politische Ansichten, wie die Wähler es lieben und wärest also jedenfalls ein zuverlässigerer Erbe für Sir John, als ich es je sein kann. Warum es nicht versuchen? Ich bleibe jetzt hier — begehe wahrscheinlich um Miß Archys willen die eine oder die andere Dummheit. Wie wäre es, wenn Du die Initiative ergriffest und den heimischen Mächten bewiesest, daß Mr. Robert Dennison viel mehr geeignet ist, die beabsichtigten Ehren in Empfang zu nehmen, als Cousin Gerald Durant, der Bruder Lüderlich! Die Sache ist werth, daß man sie überlegt, nicht wahr?“

Es ist sicherlich keine angenehme Ueberraschung, wenn wir plötzlich einen lange gehegten Plan in klaren Worten von dem Manne aussprechen hören, an dem wir das beabsichtigte Unrecht begehen wollten. Robert Dennison war weder schwach, noch sensitiv, noch ein gewissenhafter Mann in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, aber er war ein Mensch von Fleisch und Blut und so wollte ihm keine Antwort fließend über die Lippen kommen.

„Ich — ich bin der Letzte, mein lieber Gerald, der Letzte gewiß, der versuchen sollte, Dich mit Sir John zu entzweien. Und was Lucia betrifft, so weißt Du wohl, daß unsere

Abneigung eine gegenseitige ist. Wie konnte Dir ein solcher widersinniger Gedanke in den Kopf kommen?"

„Blauäugig Kind mit braunem Haar! — Ich glaube da kommt Archy!" entgegnete Gerald. „Ja wahrhaftig, da kommt sie mit ihrem Vater vom Damme her. Sieh diesen Gang, Robert, und sage mir, ob Du bei den hübschesten Frauen von Sevilla etwas Graziöseres gesehen hast. Und davon ab läßt sich auf ihr Füßchen schließen. Keine Frau kann so gehen, wenn sie nicht einen gewölbten, schmalen und dennoch festen Fuß hat, wie die Spanierinnen —

„Blauäugig Kind mit braunem Haar,
Mein Herz ist Dein auf immerdar."

„Genug, ich riskire es auf jede Gefahr hin!"

Einen Augenblick später folgte Gerald Durant in einer Entfernung von etwa vierzig Schritt den beiden Gestalten, die er Dennison soeben bezeichnet hatte. Er sah dabei sehr unschuldig und harmlos aus, durchaus nicht wie ein Mensch, der bestimmte Zwecke verfolgt.

Nachdem er einige Schritte gegangen, drehte er sich um. Er sah, daß sein Cousin ihm nachblickte. „Gute Nacht, Robert, rief er freundlich, „wenn ich Dich vor deiner Abreise nicht wiedersehen sollte, so lebe wohl; bringe Lucia meine Grüße und sage ihr, daß ich jedenfalls Ende der Woche zurückkomme!"

„Soll ich es Dir gestehn, das thöricht süße Träumen,
Das mich zum Sklaven macht, mich Dir zu eigen giebt?"

Diese Verse halblaut vor sich hinsummend ging Gerald vorwärts. Lucia, seine Wähler, Sir John, seine Schulden, seine Hoffnungen — Alles war vergessen, während er Archy bis in die Nähe ihres Hauses folgte.

IV.

Archy.

Archy war ein großes, hochaufgeschossenes Mädchen, mit einer Taille, die man hätte umspannen können. Ihre schlanken Glieder besaßen noch kindliche Form genug, um ihr jene unaussprechliche Grazie zu verleihen, welche keine Frau von reiferer Schönheit wieder zu gewinnen vermag. Wenn sie in einem Damenhut und ihrem besten schwarzseidenen Kleide (das zweite lange Kleid, das sie ihr eigen nannte) mit ihrem Vater ehrbar zur Kirche ging, sah Archy Lovell aus, wie eine erwachsene junge Dame; sprang sie hingegen Morgens in ihrem Kattunanzuge, ein Matrosenhütchen auf dem Kopfe, am Strande von Morteville umher, so glich sie einem Kinde und noch dazu einem ungezogenen Kinde. Ihr Haar, das Mrs. Maloney roth nannte, und das Sonntags unter dem Hut geborgen war, hing dann frei über ihre Schultern herab, wie es für Mädchen von zwölf Jahren in England gebräuchlich ist, denn Mr. Lovell behauptete, daß es Sünde wäre, Nadeln, Polster oder andere künstliche Dinge mit diesem Haar in Berührung zu bringen — und ich glaube er hatte Recht. Seit unsere Damen ihre Haare mit Citronensaft bleichen und sie mit Auricomus und anderen Essenzen wieder gelb oder roth färben, wird man skeptisch in Bezug auf goldene Locken. Die Haare Archys waren indessen von einer Farbe, welche alle „Künstler" Londons nicht nachzuahmen vermocht hätten. Sie waren nußbraun im Schatten und goldroth in der Sonne — sie waren dicht, weich, geschmeidig, glänzend, kurz, um einen Ausdruck unserer Dichter zu brauchen: „werth geküßt zu sein!"

Archys Gesicht war reizend, obwohl von der Sonne gebräunt. Ihre fein gezeichneten Brauen waren kohlschwarz, die Nase war schmal, aber mehr geneigt ein Stutznäschen zu sein, als der Eigenthümerin lieb schien. Der Mund würde für die Heldin eines Romans zu groß gewesen sein, doch stand er mit sei-

nen weißen kleinen Zähnen, den köstlichen Farben und jenem scharfen Schnitt der Lippen, der jeden Mund leidenschaftlich und geistreich erscheinen läßt, dem Mädchen vortrefflich. Ihre Hände waren noch brauner, als das Gesicht, aber schmal, kräftig und fein modellirt — das Schönste und Bezauberndste an ihr aber waren die Augen. Mit schwarzen Augen würde Archy jedenfalls eine reizende Brünette gewesen sein — eine Erscheinung, die man während eines ganzen Abends bewundert und dann unter der Menge ähnlicher Frauen aus der Erinnerung verliert. Aber wer Archy Lovells blaue Augen nur einmal in ihrem braunen Gesichtchen hatte funkeln sehen, vergaß sie niemals wieder. Die Augen waren von jenem eigenthümlichen Blau, das uns zuweilen bei Italienern diesseits der Apenninen auffällt — saphirblau bis in die Tiefen, mit krystallklarer Iris, umschattet von dichten, schwarzen, aufwärts gebogenen Wimpern, wie man sie nicht selten bei Kindern findet. Vermochten diese Augen tiefe leidenschaftliche Gefühle auszudrücken, oder war Form und Farbe ihre einzige Schönheit? Niemand wußte es. Archy war bis zum vergangenen Donnerstag ein Kind gewesen und ihre Augen hatten bis dahin nur kindische Empfindungen ausgedrückt. Zorn, wenn sie sich oder ihren Vater durch irgend Etwas gekränkt fühlte. Vergnügen über ein neues Kleid, Schadenfreude, wenn sie ihrer ziemlich beschränkten Stiefmutter einen harmlosen Streich spielen konnte und den kecken Trotz eines Kobolds, sobald sie es mit der Bevölkerung von Morteville, und namentlich mit dem weiblichen Theile desselben, zu thun hatte.

So war es bis zum letzten Donnerstag gewesen. An diesem Tage machte sie Gerald Durants Bekanntschaft. Er war an jenem Morgen, um die Zeit bis zur Abfahrt des Dampfbootes hinzubringen, durch einige einsame, nur von Gärten begrenzte Straßen geschlendert, als er plötzlich Archys Gesicht erblickte — ein Gesicht, das lange Jahre in seinem Gedächtniß haften sollte. Sie saß in damenhafter Haltung auf einer alten

halb zerfallenen Mauer, die den Garten ihrer Wirthin umgab. Ihr wundervolles Haar hing unbedeckt lang über die Schultern herab; ihr blau und weiß gestreiftes Kleid war in der Taille mit einem Gürtel befestigt, wie ihn Knaben zu tragen pflegen. Neben ihr stand ein Malkasten mit Oelfarben, denn Archy malte auf ihre Art, seit sie allein stehen konnte.

Sie hatte anfänglich Durants Kommen nicht bemerkt und arbeitete ruhig an ihrer Skizze weiter, während er sie voll Bewunderung betrachtete. Als er näher trat, sah sie auf und nickte ihm zu. Er trug den schon beschriebenen Anzug von braunem Sammt, denselben tyroler Hut und Archy, die sich nicht auf die Gewohnheiten von Gardeofficieren verstand, hielt ihn für einen Wanderburschen. Sie bot ihm in deutscher Sprache — die sie vor drei Jahren in den tyroler Bergen erlernt hatte — Guten Tag. Er antwortete im besten Hannoverisch, aber das kosmopolitische Ohr des Mädchens hörte sofort den Engländer heraus und ein Blick auf seine Hände belehrte sie, daß sie keinen Wanderburschen vor sich hatte. Wurde sie nun dunkelroth? Nein lieber Leser. Ich werde im Laufe meiner Geschichte von Archy dergleichen gewöhnliche und gebräuchliche Dinge nur selten zu erzählen haben. Sie erröthete also nicht im Geringsten, sondern fing an über die Aussprache des Fremden, so vorzüglich diese auch sein mochte, zu lachen — und drei Minuten später hatte Gerald bereits ihre Skizze gesehen und unterhielt sich mit ihr so ungenirt, als ob sie einander eben auf einem Balle vorgestellt worden wären, um zum ersten Male einen Walzer mit einander zu tanzen, oder als ob sich ihre Bekanntschaft auf irgend eine andere durch die Sitte geheiligte und dem Decorum entsprechende Weise angeknüpft hätte.

Die beiden jungen Leute unterhielten sich länger als eine Stunde, während Archy ihre unvollendete Skizze mit einem oder zwei Pinselstrichen förderte und Gussy Marks sie belauschte. Endlich erschien eine französische Maad in der Hinterthür des

Hauses, rief Mademoiselle durch die ganze Länge des Gartens zu, daß das Mittagessen servirt wäre und Durant entfernte sich mit einer Verbeugung.

Seit dieser Stunde war Gerald Durant so vernarrt in Archy, als er es nur jemals im Leben gewesen — d. h. er liebte sie nicht etwa (es ist überhaupt fraglich, ob Gardeofficiere das Gefühl der Liebe kennen) — er fühlte sich nicht geschmeichelt, hegte nicht den Wunsch, einen ruhmvollen Sieg davon zu tragen, wie bei seinen gewöhnlichen Liebeleien, — nein, er war vernarrt. Diese blauen Augen, diese leichten graziösen Formen hatten seinen Schönheitssinn gefangen genommen; diese ungezügelte Zunge, die jetzt kindisch schwatzte und sich im nächsten Augenblick in boshaften Spöttereien erging, hatte sein geistiges Interesse soweit wachgerufen, als er ein solches für Frauen überhaupt empfinden konnte. Wer und was war dies Mädchen, welches gekleidet war wie ein Knabe, malte wie ein Künstler, sprach wie eine wohlerzogene Dame von fünfundzwanzig Jahren und aussah wie ein Kind von sechszehn? Dies Kind, dessen Unterhaltung einer Herzogin wohlangestanden hätte und das in Morteville auf einer Mauer saß, dem ersten, besten vorübergehenden Fremden zunickte und mit ihm sprach?

Durant ging nach seinem Hotel zurück, befahl seinem Kammerdiener die Koffer wieder auszupacken, und amüsirte sich am Abend damit, sein Geld im Ecarté an Capitain Waters zu verlieren. Am nächsten Morgen begab er sich in aller Frühe nach der Strandpromenade und begegnete dort Miß Lovell und ihrem Vater.

Archy blickte ihn im Vorbeigehen an, er zog den Hut und Mr. Lovell that mechanisch dasselbe, ohne ihn weiter zu beachten. Durant fühlte sich in seiner Eigenliebe tief verletzt. Das Mädchen sah nicht verlegen, der Vater nicht mißtrauisch aus. Welcher Narr war er gewesen, nur zehn Minuten lang an dies dumme kleine Geschöpf zu denken — an dies blauäugige Ding,

das sich ohne Zweifel jeden Tag auf die Gartenmauer setzte, um mit irgend einem zufällig durch die Gasse gehenden Barbier oder Musterreiter zu kokettiren.

Er ging in sein Hotel zurück und trug seinem Diener auf, sogleich die Koffer wieder zu packen — auf dem Wege nach dem Landungsquai aber traf er mit Archy zusammen, die zurückgekommen war, um ein vergessenes Skizzenbuch zu holen. Er blieb stehen und redete sie an.

Das Mädchen sah heute noch schöner aus als gestern. Sie trug ein frisches, weißes Kleid, ein ebensolches Jaquet, einen Matrosenhut mit blauem Bande, neue dänische Handschuhe tadellose Schnürstiefelchen und einen Strauß von Geisblattblüthen an der Brust. Gerald erbot sich, ihr das Buch zu tragen, befahl seinem Kammerdiener, den er mit seinem Gepäck auf dem Quai traf, voll Entrüstung alle Koffer wieder nach dem Hotel zu schaffen und verließ Miß Lovell erst am Strande, fünfzig Schritt, von ihrem Vater.

Sein Entschluß stand jetzt so fest, wie überhaupt etwas bei ihm feststand. Es war eine ausgemachte Sache, daß er sein Herz an Archy verlieren mußte. Dies Alles war vor zwei Tagen geschehen. Seitdem hatte er Archy öfter gesehen, war mit ihr am Strande spazieren gegangen — und seitdem war Archy kein Kind mehr. Sie liebte Durant nicht. Ihr Herz war still wie ein Moorwasser der Haide, auf dessen Oberfläche sich nur die darüber hineilenden Wolken spiegeln und ihm so den Anschein der Bewegung geben — aber sie hatte seine Huldigungen angenommen, hatte die Schmeicheleien eines Mannes angehört, der in der Kunst, den Frauen zu gefallen, wohl bewandert war, und ihre Phantasie, ihre Eitelkeit, ihr ganzes Leben hatte einen neuen, ungeahnten Aufschwung empfangen. Sie war kein Kind mehr!

Die Rue d'Artois war völlig einsam, als Mr. Lovell mit seiner Tochter nach Hause zurückkehrte und wenig Minuten später spazierte Gerald, mit der Cigarre im Munde, anscheinend un-

befangen, im Schatten der gegenüberliegenden Häuser dahin. Er konnte hier bei der Stille der Nacht Miß Archys Stimme deutlich vernehmen.

Mr. Lovells Wohnung befand sich im Erdgeschoß. Fenster und Läden standen weit offen, so daß man beim Scheine der auf dem Speisetisch brennenden Lampe Alles sehen konnte, was im Zimmer geschah. Mrs. Lovell saß in steifer Haltung am obern Ende des Tisches, an der andern Seite erschien Mr. Lovells gebeugte Gestalt und gedankenvolles Gesicht, und dicht neben ihm saß Archy in ihrem weißen Kleide und im Schmucke ihres goldenen Haares. Jeanneton, eine gutmüthige Französin, die im Haushalte des ehrenwerthen Mr. Lovell zugleich als Hausmädchen, Köchin und Tafeldecker fungirte, ging ab und zu.

„Fünfzehn Francs ist allerdings ein sehr hoher Preis", sagte Miß Lovell zu ihrer Stiefmutter mit dem Ausdrucke tiefster Indignation, wie man sie bei Frauen gewöhnlich nur bemerkt, wenn es sich um Aeußerlichkeiten handelt, aber dafür ist dann auch der ganze Anzug hergestellt. „Ein weites, weißes Tarlatankleid ist das Beste für mich, ich verlange gar nichts Besseres — aber alles Andere muß tadellos sein. Meine Handschuhe sind es — ich habe sie heute Morgen, als meine Hände noch kühl waren, anprobirt — und mein Blumenkranz mag angehen, aber meine — nein ich mag gar nicht daran denken!"

„Als ich noch ein junges Mädchen war trug man immer schwarze Schuhe zu weißen Kleidern und es sah sehr gut aus", sagte Mrs. Lovell. „Ich war bei einem Ball, den der ehrenwerthe Mr. Rawsson auf Raby-Castle gab; die drei Ladies Vernon kamen in Kleidern von weißer Gaze —"

„Und schwarzen Schuhen", fiel Archy schnippisch ein. „Ja, Bettina, das mag Alles sein, aber ich bin keine von den Vernons — ich bin Archy Wilson, und alle alten Weiber von Morteville hassen mich, und ich — ja ich wünsche deshalb, das hübscheste Mädchen auf dem Balle zu sein und möchte ganz anders gekleidet erscheinen, als die Uebrigen. Ich wäre nur neugierig,

zu wissen, ob Mr. Joubert sie mir für vierzehn Francs ließe, wenn ich sie ihm gleich baar bezahlte."

„Baar bezahlen, meine Liebe!" rief Mr. Lovell, der bei diesen Worten aus seinen Träumereien erwachte. „Von was sprichst Du? Was willst Du baar bezahlen? Wie es auch immer kommen möge, meine theure Archy, auf die abscheuliche Neuerung, baar bezahlen zu wollen, laß Dich niemals ein."

„Eine Neuerung könntest Du es doch nur nennen, wenn wir eine Gewohnheit daraus machen wollten", entgegnete Archy, die gewöhnt schien, ihre Ansichten im Hause zur Geltung zu bringen. „Aber ich möchte nur einmal im Leben mit baarem Gelde einkaufen können, Papa! Warum muß dieser abscheuliche Joubert auch gerade der Einzige im Orte sein, dessen Schuhe mir passen! — Aber ich habe eine Idee! Könnte ich nicht meine Ohrringe versetzen, um mir weiße Schuhe zu kaufen? Lieber will ich ohne jeden Schmuck erscheinen, als schwarze Schuhe zu einem weißen Kleide tragen. Ich bin schon bei dem bloßen Gedanken außer mir!" Dabei wandte sie sich über ihre Schultern hinweg zu Jeanneton, um dieser in französischer Sprache ihren Kummer anzuvertrauen, und Jeanneton drückte sofort in einem Schwall von Worten ihre Entrüstung wie ihre Theilnahme aus. Wie, selbst sie (Jeanneton) hatte bei einem Ball auf dem Stadthause weiße Schuhe gehabt. „Schwarze Schuhe und ein weißes Kleid sollte Mademoiselle tragen — und noch dazu auf ihrem ersten Balle? Ganz unmöglich, Mr. Lovell!" Jeanneton streckte dabei ihre gefalteten Hände nach Mr. Lovell aus, als hätte sie ein Ungeheuer, einen Tyrannen vor sich, der sein einziges Kind in einem Kloster vergraben oder zu einer Heirath wider Willen zwingen wollte. „Der erste Ball, den Mademoiselle besucht!" setzte sie flehend hinzu.

„Aber was soll das Alles heißen?" rief Mr. Lovell. „Warum soll das Kind keine schwarzen Schuhe haben?"

„Weiße, weiße, weiße!" rief Archy in höchster Aufregung.

„Gut denn, weiße, wenn Du willst. — Schickt es sich nicht für junge Mädchen, weiße Schuhe zum Ball zu tragen?“ wandte er sich fragend an Mrs. Lovell. „Wenn weiße Schuhe passend sind, so soll sie dieselben um jeden Preis haben. Arme, kleine Archy!“ setzte er hinzu, indem er mit der Hand liebkosend über ihr Haar fuhr.

Hätte Archy den Wunsch ausgesprochen, ein weißes Atlaskleid und einen Diamantschmuck zu tragen, so hätte Mr. Lovell ohne Zweifel ebenfalls entschieden: „sie soll ihn um jeden Preis haben.“ Archy warf ihrer Mutter einen schnellen Blick zu. „Kläre ihn nicht über unsere Verhältnisse auf!“ sagte dieser Blick. „Erzähle ihm nicht, daß unsere Reputation eine so schlechte ist und Mr. Joubert mir nicht einmal mehr ein Paar weiße Atlasschuhe borgen will; — sage ihm nicht, daß wir gerade nur noch Geld genug haben, um uns bis diese Woche hinzuhelfen und daß es, so wie so, am Ende dieser Woche etwas spärlichere Mahlzeiten geben wird.“ Laut fügte sie dann hinzu: „O, lieber Papa, Du schlägst mir nie etwas ab — aber Du sollst auch sehen, daß ich Dir morgen Abend Ehre mache, bis auf die Schuhe hinab.“ Zu einem andern Thema übergehend fuhr sie dann fort:

„Ich hoffe, die jungen Männer werden mir einige Aufmerksamkeit erweisen. Freilich kenne ich nur drei, und das ist wenig für einundzwanzig Tänze. Selbst wenn mich jeder zweimal auffordert — was nicht einmal gewiß ist — sind das immer nur sechs Tänze; bleiben noch fünfzehn übrig. Bettina, ich hoffe, daß ich nicht bei fünfzehn Tänzen sitzen bleiben werde!“

„Ich hoffe nicht, meine Liebe; aber Niemand kann so etwas voraus wissen. Die Männer sind zu launenhaft. Ich erinnere mich, daß einmal, als ich noch jung war —“

„Ja, das war ganz etwas Anderes. Der Marquis von Tweedle forderte Dich nicht ein einziges Mal auf, nachdem er am Abend vorher neunmal mit Dir getanzt hatte. Aber

Leute wie Mr. Gounod sind gewöhnlich nicht so capriciös. Glaubst Du, daß ich mit Sicherheit auf drei Tänze mit Mr. Gounod rechnen kann?“

Mr. Gounod war ein kleiner französischer Arzt, ein Junggesell von vierzig Jahren und von den Damen sehr gesucht. Mrs. Lovell entgegnete, daß sie glaube, Archy könne mit Sicherheit auf einen Tanz mit dem Doctor rechnen — auf einen Tanz gegen das Ende des Balles vielleicht. Daß er vor Mitternacht mit kleinen Mädchen tanzen sollte, wenn die beiden Töchter des Maire, die Frau des Sous-Präfecten und eine Menge seiner vornehmen Kunden anwesend wären, schien ihr nicht denkbar — es müßte denn sein, sie gingen sehr früh hin und er tanzte eine Quadrille mit ihr, ehe die anderen Damen kämen.

„Eine angenehme Aussicht!“ rief Archy mit bebender Stimme und einer im Auge aufsteigenden Thräne. „Nachdem ich nächtelang nicht geschlafen, weil ich Gussy Marks eifersüchtig machen wollte! Wenn — wenn“, sie sprach das, was folgen sollte, nicht laut aus, sondern vollendete den angefangenen Satz in Gedanken: „Wenn nur wenigstens Mr. Durant hier bleiben und zum Ball kommen wollte!“ Zum ersten Male scheute sie sich, ihre Gedanken in Worte zu fassen.

„Wenn der kleine Willy Montacute mich auffordert, so will ich meinetwegen die halbe Nacht mit ihm tanzen“, setzte sie endlich nach zwei oder drei Minuten hinzu. „Das würde immer noch besser sein, als dazusitzen und zuzusehen, wie andere Leute sich amüsiren.“

Dabei verhalf sich Archy zu einem ungeheuren Stück Kalbsfricandeau, zu einer gehörigen Portion Salat, dem sie einen Teller Kirschcompot nachfolgen ließ — sie war in Bezug auf ihren Geschmack Kosmopolitin — versorgte sich mit einem ansehnlichen Stück Brod und fing nun an zu soupiren.

Gerald beobachtete ihren Appetit mit Bewunderung. Das junge Mädchen, das er auf Erden am wenigsten zu lieben vermochte — dasjenige, welches er heirathen sollte —

hatte eine Manier in Gegenwart von Männern nachlässig mit den Speisen zu spielen, die ihn zur Verzweiflung brachte. Was bezwecken die jungen Damen eigentlich, wenn sie sich der Nahrung enthalten? Wollen sie sich dadurch geistige Reize aneignen? Die gescheidtesten Leute essen am meisten. Oder glauben sie die körperliche Schönheit auf diese Weise zu fördern? Um hübsch zu sein muß der Körper vor allen Dingen gut genährt werden. Keins jener unlogischen Geschöpfe saß jetzt vor ihm, sondern ein junges Mädchen, das seinem Abendessen tapfer zusprach, von Zeit zu Zeit neue Vorräthe auf ihren Teller häufte und sich schließlich noch zu einem zweiten Stück Fleisch und Brod verhalf. Gerald Durants Bewunderung stieg, je länger er ihr zusah.

Als der Tisch durch Jeanneton abgeräumt war, erinnerte Mrs. Lovell ihre Tochter in ernstem Tone, daß der heutige Tag ein Sonntag sei.

„Es ist Sonntag, Archy, meine Liebe -- Sonntag Abend!"

„Ganz recht, Bettina — aber was solls damit? Glaubst Du nicht, daß Jeanneton das Geschirr aufwaschen kann, ohne eine Sünde zu begehen?"

„Schäme Dich, Archy, meine Liebe. Ein junges Mädchen sollte dergleichen Worte niemals in den Mund nehmen. Du weißt, daß ich es immer liebte, unserm Abendgottesdienst beizuwohnen. Wir hätten jetzt vor Schlafengehen gerade noch Zeit, einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen."

„Nicht heute, Bettina — nicht heute", entgegnete Archy mit großer Ernsthaftigkeit, während sie schnell an das Fenster trat, so daß Gerald fürchtete, sie könnte ihn erblicken und sich eilig tiefer in den Schatten zurückzog. „Nicht daß ich dergleichen Lectüre nicht liebte", setzte sie in einem Tone hinzu, der die arme thörichte Bettina gänzlich entwaffnete. „Wenn ich in der Stimmung bin, liebe ich sie mehr als alles Andere — aber ich bin heute Abend nicht in der Stimmung und möchte nicht gern Davids erhabenen alten Spruch lesen, während ich an

weiße Atlasschuhe und Mr. Joubert, an meine Aussicht auf Tänzer und an den Ball denke. Eine Cigarette und ein Spaziergang im Mondenschein würden viel besser zu meinem Gemüthszustand passen."

„Keine Cigarettes, Archy — keine Cig —"

„Bettina, Kind, geh zu Bett, und kümmere Dich nicht um mich. Wenn ich glaube, daß mir eine Cigarette gut ist, so werde ich sie rauchen, darauf kannst Du Dich verlassen. — Nun gute Nacht!"

„Ja, Archy, aber kleide Dich nicht — nun Du weißt, was ich meine. Das mag für einmal wohl angehen, aber Du bist jetzt zu alt zu solchen Streichen — und jedenfalls laß Jeanneton am Fenster bleiben." Dabei nahm Mrs. Lovell mit gewöhnlicher Folgsamkeit ihren Handleuchter, begab sich nach ihrem Schlafzimmer und ließ Archy und ihren Vater allein.

Mr. Lovell trat zu seiner Tochter und legte seinen Arm um ihre Schultern. Er war, wie Durant im Mondenschein deutlich sehen konnte, ein großer, hoher Mann mit schmalen Schultern, weißen zarten Händen und einem bleichen gedankenvollen Gesicht.

„Archy, mein Liebling, Bettina hat recht. — Geh nicht wieder aus, wie gestern Abend."

„O Papa, es war zu drollig! — Ich wußte, welche Geschichten die alten Weiber daraus machen würden. Und es war doch nur Dein Hut und Rock, Papa!"

„Aber es that mir weh, Archy. Es that mir weh, als Du es uns erzähltest."

„Nun, so will ich es nicht wieder thun, Papa", sagte Archy schnell und bestimmt. „Armer Papa, Du hast schon Sorge genug ohne mich."

Gerald Durant, der keine eben zärtliche Liebe für seine Verwandten hegte, fühlte sich unangenehm berührt, als er sah, wie sie ihres Vaters Hand zärtlich an ihre Wange drückte.

„Wenn Du wünschest, will ich zu Bettina gehen und mit ihr lesen", setzte sie nach ein oder zwei Minuten hinzu.

„Nein, nein, das ist etwas Anderes", entgegnete Mr. Lovell. „Bettina ist eine bewundernswürdige Frau. Wir Beiden, Du und ich, danken ihr außerordentlich viel; was aber ihre religiösen Ansichten betrifft, so ist das ihre — ihre schwächste Seite; eine Sache, die man hinnehmen muß, ohne darüber zu streiten. Du weißt, sie gehört zu den Dissentern — und ich bestehe nicht darauf, daß Du an ihren Andachtsstunden theilnimmst."

Die kirchliche Differenz zwischen ihrem Vater und seiner Frau war von Archy längst bemerkt worden und sie hatte seit ihrem sechsten Jahre gelegentlich Nutzen daraus zu ziehen gewußt.

„Und Du wirst mir, ehe Du gehst, eine oder zwei Cigaretten machen?" (Mr. Lovell besaß nämlich ein Allerheiligstes, in dem er immer die ersten Stunden der Nacht zuzubringen pflegte.) „O, bitte Papa, thu es; es ist zu reizend im Mondenschein hier zu sitzen und zu rauchen!"

„Aber Du liebst das Rauchen eigentlich nicht", sagte Mr. Lovell, indem er seinen Tabak herbeiholte und sich gleichsam mechanisch anschickte, ihr zu gehorchen. „Ich sehe es Dir am Gesicht an, daß Dir die Cigarette nicht schmeckt."

„Lieben?" entgegnete Archy nachdenklich, „nein, eigentlich liebe ich es nicht. Ich mag den Geschmack eben so wenig, wie ich es leiden kann, einen Damenhut auf dem Kopfe zu haben, und doch bin ich Sonntags immer bereit, ihn aufzusetzen. Es ist nicht die Sache selbst, sondern die Idee der Sache, die mir gefällt. — Meinst Du nicht, daß es so ist, Papa?"

„Ja, Archy, und in dem Streben, nicht nach den Dingen selbst, sondern nach dieser „Idee der Dinge", verbringen Männer wie ich ihr nutzloses Leben", sagte er ruhig.

„O, Papa, ein nutzloses Leben?"

„Ja, Kind, ein nutzloses Leben, von dem weder im Guten noch im Bösen eine Spur zurück bleibt."

Archy schwieg. Sie heftete einen langen, sinnenden Blick auf ihres Vaters Gesicht. „Vorübergehend tauchte der Gedanke in ihr auf, ob wohl das, was der Vater eben gesprochen, richtig wäre, ob nicht ein in Träumereien hingebrachtes Leben, gerade in den Dingen, die ungethan geblieben, eine deutliche Spur hinterließen — eine deutlichere vielleicht, als ein Leben voll Arbeit und Thätigkeit? Aber sie gab keine Antwort. Eine Art von Instinct sagte ihr, daß es besser sei, Mr. Lovell bei der Ueberzeugung von der Harmlosigkeit seiner Fehler zu lassen. Obgleich ihr Vermögen vertändelt, ihre Erziehung vernachlässigt, und ihre Stellung in der Gesellschaft verscherzt war, ja obwohl es ihr nicht selten an den gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens mangelte, hatte das arme Kind dennoch mit frühreifem, weiblichen Tact längst gelernt zu schweigen, wenn Mr. Lovell sich und seine Fehler beklagte.

„Du wirst in wenigen Wochen „Troja" fertig haben, Papa", entgegnete sie endlich, „und dann kann von Alledem nicht mehr die Rede sein. Ich bin fest überzeugt, daß man Dir in London einen hohen Preis dafür zahlen wird."

Troja war eine ungeheure Landschaft, an der Mr. Lovell seit Jahren arbeitete — eine wundervolle Zusammenstellung von Roth, Purpur und Grün, wie die Natur sie bis dahin auf der Oberfläche der Schöpfung niemals hervorgebracht; aber das Bild war ihm sicherlich eben so theuer, wie „Carthago" es Turner war, oder um ein passenderes Gleichniß zu brauchen, wie die „Verbannung des Aristides" dem armen Haydon.

Für Archy war dies Bild wie ein Bruder oder eine Schwester. Es war gleichsam mit ihr gewachsen — seit sie denken konnte, d. h. seit ihrem sechsten oder siebenten Jahre, stand jedes größere Ereigniß ihres Lebens mit Troja in gewisser Verbindung und jetzt sollte es in wenigen Wochen fertig sein. Der Künstler selbst glaubte, diesem Meisterstück seines Lebens keine größere Vollendung mehr geben zu können und das Herz seiner Tochter schlug fieberhaft in der Erwartung des

Erfolgs oder Mißerfolgs. Obgleich noch kindisch in den meisten anderen Dingen, besaß sie in allen Geldangelegenheiten Erfahrungen, die das Leben ihr aufgedrungen hatte. — Mr. Lovell schätzte sein Bild (wer weiß nach welchem Tarif?) auf wenigstens fünfhundert Guineen. Fünfhundert Guineen würden zugereicht haben, die Gläubiger zu befriedigen, vor denen er geflohen — denn Mr. Lovell war in der Tiefe seines Herzens ein ehrlicher Mann — das Incognito bei Seite zu werfen, das Archy so abscheulich fand und von Neuem anzufangen. Dies „von Neuem anzufangen" war freilich ein Proceß, den Mr. Lovell jedes Jahr durchgemacht hatte, von Archys Geburt bis zum völligen Verbrauch seines Vermögens. Und wenn nun Troja nicht verkauft würde? Wenn die Bilderkäufer in London diese wunderbaren purpurnen Tinten nicht natürlicher fanden, als es Archy in der Tiefe ihres Herzens that? Lange nachdem ihr Vater sie verlassen, stand Miß Lovell noch über diese Frage brütend am Fenster. Die Cigaretten lagen unberührt, Alles, der Ball, die weißen Atlasschuhe, Mr. Durant selbst war vergessen — und als plötzlich dicht vor ihr im Mondenschein eine Gestalt auftauchte, währte es mehrere Secunden, ehe sie dieselbe erkannte.

„Ich fürchte, ich habe Sie erschreckt, Miß Wilson", sagte Gerald, als das Mädchen unwillkürlich zurückfuhr und sich halb hinter die Gardine verbarg.

„Ah, Mr. Durant, Sie sind es! Ich erkannte Sie nicht gleich. Ich war in meinen wachen Träumen, eben weit fort von Morteville." Dabei hielt sie ihm die Hand hin, die kleine, sonnengebräunte Hand, deren Form sich schon so tief in Geralds Erinnerung eingegraben hatte.

„Die Sache geht ihren Weg", dachte Gerald Durant, denn das Mädchen hatte ihm nie vorher die Hand gereicht. Mama und Papa zogen sich zurück und Mademoiselle, die er in einer hübschen Pose im Mondenschein überraschte, reichte ihm die Hand und erwiederte den Druck der seinigen herzhaft

Die Zeit war also gekommen, um einen Liebeshandel ernstlich zu beginnen.

Diese Schlußfolgerung bewies, daß selbst ein Gardeofficier, der die Erfahrung von sieben Saisons hinter sich hat, sich gröblich täuschen kann, wenn seine Eitelkeit ins Spiel kommt.

V.

Eine Cigarre bei Mondenschein.

Archy Lovell setzte sich wie ein Kind auf das Fensterbret, wandte ihr Gesicht so, daß Mrs. Maloney es sehen konnte, wenn sie sich auf ihrem Posten befand und forderte Mr. Durant auf, seine Cigarre nicht ausgehen zu lassen. Das Rauchen belästigte sie nicht im Geringsten. Ihr Vater rauchte Tag und Nacht. Sie hatte von Kindheit auf unter Leuten gelebt, welche rauchten — und selbst Bettina, die anfänglich eine Cigarre als ein Capitalverbrechen betrachtete, war nach und nach dahin gekommen, daß sie sich ohne Tabaksrauch nicht mehr gemüthlich fühlte.

„Und wer ist Bettina?" fragte Gerald, welchem ein Gespräch über Familienangelegenheiten am Besten geeignet schien das Mädchen zutraulich zu machen.

„Bettina ist meines Vaters zweite Frau", entgegnete Archy ohne Zögern. „Sie heißt eigentlich Elisabeth, aber Papa mochte den Namen nicht leiden und so schlug ihm ein deutscher Freund vor, sie Bettina zu nennen. Sie ist die geplagteste, geduldigste Stiefmutter der Welt. Ich war drei Jahre alt, als sie zu uns kam, jetzt bin ich siebenzehn, und in diesen vierzehn Jahren habe ich es dahin gebracht, daß jedes schwarze Haar auf ihrem Kopfe weiß geworden ist. Arme, kleine Bettina!"

„Sind Sie so bös, Miß Wilson?" fragte Gerald. „Ich hätte Ihnen das nicht zugetraut."

„O, ich war, glaube ich, ein erschrecklich ungezogenes

Kind", entgegnete Archy. „Außerdem habe ich alle Krankheiten der Welt durchgemacht — wenigstens sagt das Bettina — so daß ich mehr in Gefahr war, als viele andere Kinder. Nun jetzt ist das vorbei. Es giebt, wie sie sagt, keine Krankheit mehr, die ich noch bekommen könnte, und ich bin zu vorsichtig, um mich muthwillig in Gefahren zu begeben. Auf diese Weise ist die arme kleine Frau des größten Theils ihrer Verantwortlichkeit enthoben."

Die Gelegenheit zeigte sich Durant günstig. Er fand einen Weg, auf dem er seinen Zweck verfolgen konnte, ohne weitere langweilige Familiengeschichten mit in den Kauf nehmen zu müssen.

„Es giebt keine Krankheit mehr, die Sie bekommen könnten, Miß Wilson? Sie, bei Ihrem Alter?"

„Nun ja, ich meine nicht Pest und Cholera", („mein gründlicher, junger Herr Engländer!" setzte Archy in Gedanken hinzu) — „ich meine Kinderkrankheiten, Keuchhusten, Masern, Scharlachfieber und dergleichen. Verstehen Sie jetzt?"

„Und Sie glauben überhaupt nur an körperliche Uebel?" fuhr Gerald fort. „Seelische Leiden, wie zerstörten Hoffnungen, gebrochenen Herzen u. s. w. versagen Sie jede Anerkennung?"

„Ich habe keine Anlage zu Nervenübeln dieser Art", entgegnete Archy lachend. „Papa sagt, daß ich die gewöhnlichen Leiden unserer civilisirten jungen Damen nicht kennen lernen würde, so lange ich meinen vortrefflichen Appetit behalte."

Wenn die Vertheidigungsmauer, die Archy umgab, auch eine unbewußte war, so fühlte Gerald doch ihr Dasein. Er sah sich weiter von seinem Ziele entfernt, als er gedacht und nahm sich vor, dem Lauf der Dinge lieber zu folgen, als ihm vorzugreifen.

„Civilisirte junge Damen! Betrachten Sie sich nicht als zur Civilisation gehörig?" fragte er.

„Kaum, Mr. Durant, oder doch nicht mehr, als das auch die Zigeunerinnen thun könnten. Hören Sie", fuhr sie fort, in-

dem sie ihre Hand auf seinen Arm legte und sich vertraulich zu ihm neigte: „Hören Sie mich an. Wir haben, so lange ich denken kann, in Italien und niemals länger als ein Jahr an demselben Orte gelebt. Wir sind immer zu arm gewesen, als daß die übrigen Engländer sich hätten um uns kümmern sollen — meines Vaters Freunde waren Künstler, Schauspieler, Musiker, Republikaner und dergleichen. Außerdem kannten wir gewöhnlich unsere Bäcker und Fleischer, bis unser Credit bei ihnen so schlecht war, daß wir die Bekanntschaft aufgaben. Zuweilen kam dazu noch ein englischer Geistlicher, aber niemals dessen Frau oder Tochter und manchmal der Arzt. Darauf beschränkte sich aber unser Verkehr mit den Philistern. Ich bin niemals in eine Schule gegangen, habe nichts gelernt als Tanzen — und das, glaube ich, auch nur durch Instinct, — und habe, seit ich geboren bin, wohl kaum jemals mit einem englischen Kinde gesprochen. Bin ich also civilisirt oder nicht?"

„Sehr!" entgegnete Gerald lakonisch, indem er lange in das feine, edle Gesicht des Mädchens blickte, das ihm so nahe, mit dem er zu dieser Stunde und in dieser Beleuchtung allein war und das er durch die Unkenntniß des Bösen so sicher umhegt und geschirmt sah, wie kaum eine der jungen Damen, die ihm bis dahin in den Ballsälen begegnet. „Sie sind also unter Andern auch in Rom gewesen", bemerkte er, als Archy seinen Blick ohne alle Befangenheit erwiederte und ihn dadurch mehr in Verlegenheit setzte, als es durch Scham und Verlegenheit von ihrer Seite geschehen wäre.

„Ja, wir lebten beinahe zwei Jahre in Rom und betrachteten diese Stadt während unseres Aufenthaltes in Italien stets als unser Hauptquartier, oder unsere Heimat. Für Papa ist Rom auch mehr als jeder andere Ort eine Heimat."

„Das Künstlerleben in Rom gefiel ihm also?"

„O nein, Mr. Durant, das ist es nicht. In Rom ist sein Herz."

Die Farbe schwand von Archys Wangen und ihre Brust

hob sich schwer. „Mama liegt dort begraben", flüsterte sie. „Sie war noch sehr jung als sie sich mit Papa verheirathete und starb ein Jahr nach ihrer Verheirathung. Seitdem ist er nie wieder heiter gewesen. Alle seine Bilder und Gedichte sind dem armen Papa nichts, ja ich selbst bin ihm nichts im Vergleich zu dem einen Jahre mit ihr. Ach, Mr. Durant, ich war in den langen Stunden, die er an ihrem Grabe zuzubringen pflegte, oft ganz elend vor Eifersucht, und hoffe deshalb, daß wir nie mehr dahin zurückkehren. Alle die Jahre, die er mich hat, sollten ihm doch mehr werth sein, als das einzige kleine Jahr mit ihr. — „Aber jetzt", fuhr sie nach einigen Minuten in verändertem Tone fort, „jetzt kann ich ihn verstehen. Ich kann es ihm jetzt nachfühlen. Mama war ihm Alles!"

Damit hatte Archy selbst das Gespräch auf die Liebe gebracht. Sie hatte nicht nur ihre Fähigkeit zu lieben eingestanden, sondern sogar von einer alles besiegenden Leidenschaft gesprochen — und dennoch fühlte sich Gerald Durant so fern von jeder nähern Beziehung, als ob er durch die Alpen von ihr getrennt wäre. Keine Frau, gebildet oder ungebildet, ebnet den Weg zu einer Liebelei durch ein derartiges Geständniß. Die Belagerung, wenn es dazu kommen sollte, war jedenfalls eine langwierige und endigte wahrscheinlich — er beurtheilte Archy nachgerade richtig genug, um das zu wissen — nicht wie seine sonstigen Liebeleien geendigt hatten, sondern mit seiner eignen Niederlage und Unterwerfung. Wenn die biegsame Stimme des Mädchens einmal sein Herz umgarnte, wenn diese kleinen Hände ihn einmal in Fesseln schlugen, so war er — er kannte sich dazu selbst gut genug — im Stande sie zu heirathen. Eine andere als die ihm bestimmte Frau heirathen hieß aber in seiner abhängigen Lage ungefähr ebenso viel, als wenn er den Entschluß gefaßt hätte, sein Leben künftig nur auf die eigene Kraft zu basiren. Er mußte Lucia zum Weibe nehmen, gleichviel ob ein anderes Gesicht ihm schöner oder eine andere Stimme melodiöser erschien.

Heirathen? Großer Gott, wohin hatte seine Einbildungs-

kraft ihn geführt? Und was war denn dies Mädchen, als ein schönes frühreifes Kind, dem er hier im Mondenschein mit Vergnügen den Hof machte, mit dem er morgen wahrscheinlich die halbe Nacht tanzte, um dann davon zu gehen und es zu vergessen? Er blickte Archy noch einmal an. Sie war schöner, als er bisher geglaubt hatte mit ihren großen, blauen, halb in Thränen schimmernden Augen, den vollen, bebenden Lippen und dem Schimmer der erwachenden Leidenschaft, der sich über das ganze knospengleiche, kindliche Gesicht verbreitete.

„Was Ihr Vater auch immer verloren haben mag, Miß Archy, er ist dennoch ein glücklicher Mann", sagte Duraut endlich.

„Warum?"

„Weil er Sie besitzt."

„Weil er mich besitzt? Nun ich habe ihm Sorge und Kummer genug gemacht", entgegnete sie plötzlich in ihren gewöhnlichen Ton zurückfallend. „Aber woher in aller Welt wissen Sie, daß ich Archy heiße?"

„Ich — ich erinnere mich wahrhaftig nicht, woher ich das weiß. Haben Sie mir es nicht selbst gesagt?" Er hätte um keinen Preis über die Lippen gebracht, daß er mit Waters von ihr gesprochen.

„Vielleicht. Ich erinnere mich nicht mehr. Aber wo Sie den Namen auch immer gehört haben mögen, Sie konnten ihn sicherlich nicht wieder vergessen. Ist Ihnen schon je im Leben ein Mädchen vorgekommen, das Archy heißt? Und das ist weder eine Abkürzung noch ein Spitzname — sondern ich bin Archy getauft. Ich will Ihnen erzählen, wie es zuging. Meine Mutter starb, als ich fünf oder sechs Wochen alt war. Mein armer Papa dachte in seinem ersten Schmerz an gar nichts, aber einige alte Engländerinnen, die im Hause wohnten, setzten sich in den Kopf, mich taufen zu lassen, und forderten ihn auf, einen Namen zu bestimmen. Er erinnerte sich später, daß er damals

ein Buch meiner Mutter auf den Tisch gelegt und gesagt hatte: „Man gebe dem Kinde ihren Namen."

Dann war er aus dem Zimmer gegangen. Das Buch war ein Geschenk ihres Bruders gewesen und dieser hatte die Worte hineingeschrieben: „Pauline von Archy." Was sich nun die guten Frauen dabei gedacht, weiß ich nicht, genug, sie wählten von den beiden Namen den, der ihnen am meisten englisch klang und ich wurde Archy getauft, anstatt Pauline, wie mein Papa gewollt. Mißfällt Ihnen der Name?"

„Im Gegentheil", erwiederte Gerald, „ich liebe ihn sehr, weil keine Frau meiner Bekanntschaft so heißt."

„Das freut mich. Ich denke zuweilen, daß dieser Name allein die Leute gegen mich einnehmen könnte, auch wenn ich mich nicht betrüge wie ein Knabe und keine Cigarren rauchte, und —"

„Sie werden doch nicht sagen wollen, daß Sie Cigarren rauchen, Miß Wilson? O nein, nein, das ist unmöglich."

„Ich versichere Sie, daß ich es thue. Hier liegen zwei Cigarretten, die Papa noch eben für mich gemacht hat. Ist Ihnen das überraschend?"

„Schrecklich!"

„Wie, haben Sie noch niemals eine junge Dame rauchen sehen?" rief das Mädchen, allem Anschein nach sehr belustigt.

„Niemals", entgegnete Gerald mit der Miene eines Quäkers. „Ich habe immer unter ehrbaren, gut erzogenen jungen Damen gelebt, die, wie ich Sie versichern kann, außer durch Zufall, nie eine Cigarre gesehen haben, und nicht wissen, was das Wort Pfeife bedeutet."

„O, bester Mr. Durant, diese Damen müssen sehr gut sein und gar nicht langweilig! Ist es par hazard das Portrait einer derselben, das Sie in diesem Medaillon tragen, dann bitte, zeigen Sie es mir", rief Archy mit der ganzen Keckheit eines Kindes. „Ich möchte gern wissen, wie ehrbare, gut erzogene

Damen aussehen, die niemals, außer durch Zufall, eine Cigarre erblickten!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, machte Gerald das Medaillon von seiner Uhrkette los. Archy nahm es in die Hand und eilte begierig damit an die Lampe. Auf dem Tische lag ein starkes Vergrößerungsglas und nachdem Archy die Kapsel geöffnet und eine Photographie darin gefunden, die Photographie eines jungen Mädchens, betrachtete sie dieselbe mit Aufmerksamkeit durch das Glas. Für den ersten Moment fühlte sie sich durch den Ausdruck des Gesichts heftig abgestoßen, dann aber entdeckte ihr künstlerisch gebildetes Auge regelmäßige Züge, einen classisch geformten, schmalen Kopf, sanft gebogene Linien eines zarten Nackens und endlich mußte sie sich, trotz der genauesten Analyse des Bildes, mit sinkendem Muth gestehen, daß die Frau, deren Portrait Gerald Durant auf der Brust trug, sehr schön sei.

Alle früheren Ansichten Archys schienen in diesem Moment umgestürzt werden zu sollen. Nach Allem, was sie von ihrem Vater und dessen Freunden über ihr Aeußeres gehört, hatte sie sich für hübsch gehalten. Noch vor einer Stunde hoffte sie mit selbstbewußter Sicherheit morgen das hübscheste Mädchen auf dem Ball zu sein. Und wie erschien sie jetzt in ihren eignen Augen? Als ein wildes, zigeunerhaftes Kind, ein malerisches Modell vielleicht, mit glänzend braunrothem Haar und einem Paar blauer Augen, aber sonst ohne einen schönen Zuge im Gesicht. War sie auch nur hübsch? Das Gesicht, das sie hier betrachtete, war von tadelloser Schönheit. Ein zartes Oval, eine schmale feine Nase, ein kleiner, schöner Mund, Haare von so heller Farbe, als Photographien nur wiederzugeben vermögen, die mit mathematischer Genauigkeit die Stirn umrahmten, ein schlanker, anmuthig zur Seite gebogener Hals; weiche Augenlider, die bescheiden niedergeschlagen waren (vielleicht weil es Miß Durant passend fand, keinen Ausdruck in die Augen eines für ihren Cousin bestimmten Bildes zu legen, vielleicht auch, weil der Photograph gefürchtet, daß sich ihr

Mangel an Farbe verrathen möchte, wenn er sie offen genommen hätte); kurz, jede Linie untadelhaft.

Aber es war nicht die Schönheit der Züge allein, nicht die tadellose Nase, der Mund oder die madonnenhaft niedergeschlagenen Augen, es war der nicht zu beschreibende Anstand des ganzen Bildes — ich finde trotz allen Suchens kein besseres Wort — ein Anstand, der sich bis auf das schmale, schwarze, genau in der Mitte des Halses gebundene Sammetband erstreckte, welcher Archy mit einem Gefühl des Schmerzes erfüllte. Sie selbst war durch die Hälfte der Künstler in Italien photographirt worden, aber stets in einer wilden, ungebundenen Attitüde, nachlässig drapirt, mit aufgelöstem Haar, als Undine, als Graziella, als Bauermädchen, als Nymphe oder Contadine, aber immer, das fühlte sie jetzt mit bitterer Beschämung, als Modell. — So also mußte eine junge Engländerin von ihrem Alter und ihrer Geburt im Bilde aussehen. Das war es, was ein Mann wie Durant meinte, wenn er von ehrbaren, gut erzogenen jungen Damen sprach! Archys Wesen war verändert, als sie wieder zum Fenster trat, um die Kapsel zurückzugeben, und Gerald bemerkte das wohl.

„Ihre Freundin ist sehr schön, Mr. Durant. Ihr Gesicht ist fehlerlos und ich würde völlig verschwinden, wenn ich mit ihr in demselben Hause lebte. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das Bild gezeigt haben."

„Ja, ich glaube, sie ist schön", erwiederte gleichgiltig Gerald, indem er das Bild wieder an der Kette befestigte, „schön wie eine Statue und ebenso kalt! Ich bilde mir ein, daß meine Cousine — sagte ich Ihnen, daß sie meine Cousine ist? — Rebekka gleichen muß. Sie haben doch Ivanhoe gelesen?"

Ja, Archy hatte Ivanhoe gelesen, sowie Paul und Virginie und Newcomes. Sie hatte diese Bücher in einer Wohnung gefunden, die sie einmal in Padua bezogen, und erinnerte sich recht gut an Rebekka.

„Es ist dieselbe blonde, freundliche, tadellose Erscheinung",

sagte Gerald, indem er dabei die Augen von Archy abwendete. „Erinnern Sie sich nicht mehr, daß sie geglaubt hätten, der arme Ivanhoe müßte sie im Innern seines Herzens viel mehr lieben?"

„Ich erinnere mich, daß Ivanhoe Rowena heirathet", entgegnete Archy lakonisch. „Um Rebekka habe ich mich dann nicht weiter gekümmert."

Hier entstand eine Pause — die erste Pause zwischen den Beiden — die endlich durch Miß Lovell unterbrochen wurde. Sie bemerkte in etwas formellem und kühlem Ton, daß 11 Uhr vorüber sei und sie Bettina versprochen habe, nicht zu spät zur Ruhe zu gehen.

„Und ich werde Sie morgen auf dem Balle treffen?" fragte Gerald, indem er das Ende seiner Cigarre wegwarf und sich etwas näher zu dem Mädchen beugte.

„Auf dem Ball! Werden Sie dort sein, Mr. Durant? Ach, das freut mich! Ich fürchtete, Sie reisten morgen früh ab." Dabei erröthete sie vor Vergnügen, wie ein Kind, dem man unvermuthet eine neue Puppe schenkt.

„Vielleicht ist Ihnen mein Bleiben morgen Abend nicht mehr so angenehm", bemerkte Durant, „denn ich rechnete auf eine große Anzahl von Tänzen, Miß Wilson."

„Tänze? Sie meinen, ich soll mit Ihnen tanzen? O, ich danke Ihnen!" rief Archy mit vor Freude glänzenden Augen. „Willy Montacute und Mr. Gounod sind die einzigen Tänzer, auf die ich sonst zu rechnen habe", fügte sie mit ihrer gewöhnlichen Offenheit hinzu, „und ich möchte nicht gern einen einzigen Tanz versäumen. Ich werde also so oft mit Ihnen tanzen, als Sie mich auffordern, und will auch Bettina dazu bringen, recht zeitig mit mir hinzugehen, damit Sie noch nicht zu viel engagirt sind, ehe ich komme."

Dabei ließ sie ihre Hand in der Gerald Durands ruhen — und als er fortging, lehnte sie sich weit aus dem Fenster, um ihm im Mondschein nachzuschauen und ihm einen freundlichen

Gruß zuzuwinken, als er stehen blieb und sich umsah, ehe er um die Ecke der Rue d'Artois bog.

„Armes kleines Ding", dachte Gerald großmüthig, als er fünf Minuten später vor der Thür seines Hotels stand, um seine letzte Cigarre zu rauchen. „Reizte man sie zur Eifersucht und gäbe man ihrer Eitelkeit Nahrung, so würde aus ihr ein Wesen, das alle anderen Frauen aus dem Felde schlüge. Es ist vielleicht ein Glück für sie und mich, daß ich so bald abreise."

„Mit ihm tanzen!" dachte Archy Lovell, als sie den Kopf auf ihr Kissen niederlegte. „Ich will so oft mit ihm tanzen als er nur wünscht; denn ich mag ihn gern. Wenn man ihn näher besieht, ist sein Anzug reinlicher, als der der meisten Männer. (Man erinnert sich, daß Archy unter fremden Künstlern aufgewachsen war.) Sehr gescheidt ist er vielleicht nicht, aber er hat ein hübsches, malerisches Gesicht und gerade die rechte Größe für einen Tänzer. Jetzt muß ich aber die weißen Schuhe vom alten Joubert durchaus haben. Mr. Durant soll seiner Cousine nicht erzählen, daß er in Frankreich mit einem Mädchen getanzt, das auf einem öffentlichen Ball schwarze Schuhe zu einem weißen Kleid getragen hat. Vierzehn Francs! Wenn der alte Bösewicht nur einen nachließe. Ich habe fünf Francs in meiner Börse, und Bettina vielleicht—" Dabei schlief Miß Lovell ein.

Wenn ihre Eitelkeit erwacht war — das Herz blieb bis zu diesem Moment völlig unberührt; unberührter — um die Wahrheit zu gestehen — als das des Gardeofficiers.

VI.

Robert Dennisons Geheimniß.

„Maggie Hall! Sag meinem Neffen, daß ich das Geheimniß in Bezug auf dies Mädchen nicht länger dulden werde, Sag ihm ferner, daß ich ihm sogleich zu sehen wünsche und

daß dies die letzte ihm gebotene Gelegenheit ist, um eine Ausgleichung zwischen ihm und mir herbeizuführen."

Maggie Hall! Während Robert Dennison am nächsten Morgen, Geralds Erscheinen erwartend, den offenen Brief seines Onkels in der Hand, im Frühstückssalon auf- und abging, drängte sich der Name Maggie Hall wieder und wieder in seine Seele. Er sah jetzt in dem Mädchen, das er vor sechs Monaten mit blinder, wahnwitziger Leidenschaft geliebt hatte, nur noch ein Hinderniß auf seinem Wege, einen Flecken auf seinem Namen, einen Dämon für seine ganze Zukunft, und so oft er darüber nachdachte, erhob sich ein unausgesprochener Fluch in seinem Herzen. Sollte er Gerald diesen Brief mittheilen, heimkehren, mit wohlüberfirnißtem Gesicht, wie früher, dem Onkel Geralds und seiner Tochter sagen, daß er hoffe — nein, daß er bestimmt wisse, sie thäten dem Cousin Unrecht und die Dinge wären nicht so schlimm, als sie glaubten? Aber wie lange konnte er diese alberne Komödie noch spielen? Würde irgend eine Frau, würde besonders Maggie mit ihrem heftigen Wesen, ihrem mißtrauischen, eigenartigen Temperament darein willigen, zu verschwinden, allein zu bleiben und ihren Ruf für immer preiszugeben? Konnte sie nicht in einem Moment leidenschaftlicher Erregung, wie sie in der letzten Zeit nicht selten gezeigt, hervortreten, und der Welt sagen, wie tief er, Mr. Robert Dennison, sich erniedrigt hatte? Erniedrigt, indem er sie, ein unwissendes Bauermädchen, zu seiner Frau gemacht — doppelt erniedrigt, weil er Gerald Durant bis jetzt nicht von dem auf ihm lastenden Verdacht der Unehrenhaftigkeit gereinigt — einer Unehrenhaftigkeit, welche die seinige war.

Ich behaupte, daß jeder Mensch, der eine schlechte That begangen, bei dem Rückblicke auf diese That geneigt ist, die ersten Anlässe zu dem Uebel — gleichviel, was später geschehen sein möge — in fremden, außer ihm liegenden Einflüssen zu suchen. Auch Dennison befand sich in solchem Fall.

Er sah sich in ein Gewirr von Lügen und Täuschungen verstrickt. Seine Aussichten in der Welt, seine ehrgeizigen Pläne, Dinge, die ihm als die höchsten Interessen des Lebens galten, waren bedroht. Alles stand für ihn so schlecht als möglich. Und weshalb — und warum? Nur weil ihm ein schönes Bauermädchen in den Weg gelaufen, weil dieses Mädchens feurige Augen sein Herz gewonnen hatten. Anfangs war es nur Mitleid gewesen, was er empfunden, dann Liebe und endlich, in einem Moment der Schwäche, aber der Ehrenhaftigkeit — wie er nie hinzuzusetzen vergaß — hatte er sie geheirathet. — Konnte er etwas dafür, wenn die bösen Zungen der Nachbarschaft das Verschwinden des Mädchens auf Rechnung eines andern Mannes setzten? War es von ihm, der unter dem Gewicht der Thatsachen genug litt, denn ein so großes Unrecht, wenn er seinen Cousin noch einige Wochen oder Monate im Verdacht einer Mesalliance ließ? Konnte er es verhindern, daß die Verwandten Durants dadurch ein wenig verstimmt waren, oder daß Geralds Aussichten unter diesem Verdacht ein wenig litten? Und war es nicht außerdem sicher, daß der Bursche sich früher oder später ruinirte? Er hatte ja auf seinen Ruin hingearbeitet, seit er die Schule verlassen. Einem solchen Manne schadete ein Scandal mehr oder weniger nicht das Geringste, während ein einziger Makel für den reinen, unbefleckten Ruf Robert Dennisons der Todesstoß war. Und wenn es ihm noch einige wenige Jahre gelang, seine Ziele in Ruhe zu verfolgen, wenn Gerald unvorsichtig war, wie Narren und Verschwender zu sein pflegen, konnte es dann ihm, Robert Dennison, nicht gelingen, Sir Johns Gunst zu gewinnen, in das Parlament zu kommen und des alten Namens Erbe zu werden? Würde man in diesem Falle, nachdem er Maggie eine Erziehung hatte geben lassen und das erste Entsetzen über ihre niedrige Herkunft vergessen war, ihm nicht selbst seine Heirath verzeihen?

Er war tief in diese Betrachtungen versunken und

schritt mechanisch mit düster auf den Boden gehefteten Blicken im Frühstückszimmer auf und ab, als Gerald heiter, unbefangen, ein französisches Liebeslied auf den Lippen, in die Thür trat. Dennison brachte schnell des Oheims Brief in Sicherheit, ging seinem Cousin entgegen, legte freundlich die Hand auf seine Schulter und wünschte ihm guten Morgen. Er nahm Gerald gegenüber immer die Manieren eines ältern Bruders an, und die Gedanken, mit denen er sich soeben beschäftigt, ließen ihm das räthlicher erscheinen, als je.

Obgleich ich hoffe, daß meine Geschichte über die Verhältnisse der beiden jungen Männer kaum einen Zweifel gelassen, so will ich doch um der Klarheit willen hier etwas specieller auf ihre Stellung in der Welt und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen eingehen. Sie waren Cousins ersten Grades. Eleonore Dennison, die Mutter Robert Dennisons, war eine Miß Durant gewesen, eine Schwester des alten Sir John Durant auf Durants Court, des jetzigen Oberhauptes der Familie, auf das sich alle Aussichten der jungen Männer stützten.

Beide waren dem alten Herrn gleich nahe verwandt, aber sie nahmen, wie sich Robert Dennison mit tiefer Bitterkeit gestand, nicht den gleichen Plätz in seinem Herzen ein. Sir John Durant hatte eine Frau geheirathet, die er liebte, er war reich, gesund, glücklich in jeder Beziehung, nur der Tod seines einzigen Sohnes, der im zarten Kindesalter starb, war als bittrer Tropfen in seinen Lebensbecher gefallen. Er hatte damals diesen Verlust nicht schmerzlicher empfunden, als andere Menschen solche Verluste zu empfinden pflegen, aber als Jahr auf Jahr verging, ohne daß sich ihm Aussichten auf einen andern Erben eröffneten, fing er an zu fühlen, welche Lücke des Knaben Tod in sein Leben gerissen hatte. Endlich nach zwölf Jahren wurde ihm ein zweites Kind geboren und in seiner Freude über den Anblick des kleinen Geschöpfes — das, wie er sagte, seine alten Tage versüßen solle — vergaß er fast, daß dies Kind ein Mädchen war. Sein Lieblingsbru=

der hatte in der Zwischenzeit ebenfalls geheirathet, war gestorben und hatte einen mutterlosen Knaben hinterlassen, der bei Lucias Geburt fünf Jahre alt war. Das Kind befand sich in Sir John Durants Hause und stand ihm so nahe, wie nur etwas, das nicht ihm selbst gehörte, seinem Herzen stehen konnte Dieser Knabe war Gerald, und lange, ehe Lucia allein gehen konnte hatte ihr Vater den Plan gefaßt sie dereinst mit ihrem Cousin zu verheirathen.

„Ziehen wir diesen Knaben nicht groß, so setze ich Robert zu meinem Erben ein", sagte er zu seiner Frau, als ob es gar nicht möglich wäre, daß seine Tochter anstatt des Knaben stürbe. „Robert könnte den Namen Durant annehmen und ich würde ihm unsere Tochter geben. Jedenfalls sollen die Kinder meiner Kinder den Namen Durant führen, obgleich es dem Himmel gefallen hat, uns den eignen Sohn zu nehmen."

Gerald starb indessen nicht, sondern wurde groß und stark, und auch Lucia, ein schwächliches, kränkliches, mit Arzneimitteln überfüttertes Kind, wuchs zur Jungfrau heran. Die Verheirathung der Beiden galt noch ebenso gut als ausgemachte Sache, wie damals, als sie zwei- und siebenjährige Kinder waren. Ein Wort von Liebe hatten sie sicherlich niemals gewechselt, erstens, weil sie keine Liebe für einander fühlten, und zweitens, weil Lucias Mutter nicht die Frau war, die eine, wenn auch noch so berechtigte Liebeständelei in ihrem Hause geduldet hätte.

„Ich habe niemals an dergleichen gedacht, bis ich Deines Vaters Frau war", pflegte sie ihrer Tochter zu sagen. „Gefühlsdemonstrationen sind meiner Ansicht nach während eines Brautstandes vollkommen überflüssig. Gut erzogene Frauen lieben ihre Gatten erst nach der Hochzeit."

Und Lucia war ganz die Natur dazu, diese Ansicht ihrer Mutter zu adoptiren. Sie sollte Geralds Frau werden, wenn sie das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte. Gerald war hübscher als Robert und so war sie sehr zufrieden, daß sich ihr Vater für ihn entschieden hatte. Sie freute sich, wenn Ge-

rald in Durant-Court verweilte, aber ihr Herz brach nicht in seiner Abwesenheit. Das war bis dahin Miß Durants ganzer Aufwand an Gefühl ihrem Verlobten gegenüber.

Mit dem Worte: bis dahin, meine ich, bis vor etwa sechs Monaten. Damals verschwand Maggie Hall, eines der Milchmädchen auf der zu Durants-Court gehörigen Meierei, und Gerald Durant wurde in der Umgegend anfänglich nur in verstohlener, unbestimmter Weise, später immer offener und entschiedener als der Urheber ihrer Flucht bezeichnet. Dieser Verdacht war ein herber Schlag für die Familie. Sir John hatte Geralds Leichtsinn stets mit Milde angesehen. Er hatte selbst mit seiner Frau nur selten davon gesprochen und beurtheilte, wenn er dazu gezwungen war, das Verhalten des leichtfertigen Neffen so nachsichtig, daß es ihm immer gelang, den Zorn Lady Durants zu entwaffnen. Um die Wahrheit zu gestehen, machte ihm das auch nicht allzuviel Mühe, denn trotz aller ihrer Prüderie und Orthodoxie war Lady Durant in Gefühlssachen eine echte Frau. Sie liebte den verlorenen Sohn unendlich viel mehr, als Robert Dennison mit aller seiner Vorsicht und Tugend.

Aber hier handelte es sich nicht mehr um eine jugendliche Uebereilung oder Unbesonnenheit — von keinem Streiche, der sich mit einigen hundert oder tausend Pfund wieder gut machen ließ. Wenn Gerald wirklich gethan hatte, wessen man ihn beschuldigte, so wußte der alte Mann, daß er dereinst sein graues Haupt nur mit Sorgen zur Ruhe legen konnte. Er gebrauchte bittere und harte Worte, als er seiner Tochter sagte, daß sie jetzt in keiner andern, als freundschaftlichen Beziehung zu ihrem Vetter stehen dürfe und daß sie aus ihrer Brust die Erinnerung an ihr früheres Verhältniß verbannen müsse, bis Gerald seine Unschuld vor der Welt dargethan habe.

Jetzt begann Lucia zum ersten Male zu empfinden, daß sich ihr Herz, trotz der vortrefflichen Erziehung, die sie genossen, in unziemlicher Weise dem Manne zuneigte, der ihr zum

Lebensgefährten bestimmt war. Sie war weder eine leidenschaftliche, noch äußerlich energische Natur, aber sie besaß jene ruhige Hartnäckigkeit, die bei sehr sanften und anscheinend nachgiebigen Frauen nicht selten ist. Während in den trüben Tagen des vergangenen Winters der Schlag gegen Gerald fiel und man ihn überall beschuldigte und verurtheilte, saß Lucia Durant, die Augen ruhig auf ihre Stickerei geheftet und nahm sich vor, jetzt, da ihr Cousin in so schlechten Ruf gekommen, fest bis zum Tod zu ihm zu halten. Sie glaubte nicht, daß er an Maggie Halls Verschwinden Schuld trüge, was sie aber auch immer geglaubt hätte, sie würde ihn doch stets entschuldigt und vertheidigt haben. Ihre Männerbekanntschaft beschränkte sich auf Robert Dennison und Gerald. Der Eine von diesen Beiden sollte sie und ihr Geld besitzen — und in dem tiefen Widerwillen, den ihr Robert Dennisons übermenschliche Tugend stets eingeflößt, hätte sie dem verlorenen Gerald jeden menschlichen Fehltritt vergeben. Kinder, die in so bewunderungswürdiger, aber künstlicher Weise erzogen sind, wie Lucia Durant, gelangen nicht selten zu dieser Art von instinctiver Auflehnung, wenn die Zeit zum Handeln für sie gekommen ist.

„Und warum fällt auf Robert kein Verdacht?" hatte das arme Mädchen eines Tages ihrem Vater zu erwiedern gewagt, als dieser sich ungewöhnlich hart über den abwesenden Gerald aussprach. „Robert hat Maggie Hall viel größere Aufmerksamkeit gewidmet, als Gerald. Noch dazu unternahm Robert gerade damals eine Reise. Wenigstens müßte er ebenso gut sein Ehrenwort geben, wie Gerald, um seine Unschuld zu beweisen."

„Robert ist nicht der Mann, eine solche Handlung zu begehen", erwiederte Sir John mit Bestimmtheit, obgleich er in diesem Moment die Hälfte seines Vermögens für den Beweis gegeben hätte, daß Maggie Hall Roberts Weib wäre. „Robert mag nicht die Art und Weise haben, thörichten Mädchen, wie Du bist, zu gefallen. Er liest nicht Tennysons Gedichte mit schmelzender Stimme und verbringt seine Tage nicht

damit jungen Damen die Seide zum Wickeln zu halten, aber er ist ein Ehrenmann durch und durch, ja mehr noch, er ist ein Mann von Welt und strebt darnach, sich und seiner Familie Ehre zu machen. Es sieht Robert Dennison wirklich nicht ähnlich, seine Aussichten und Projecte um eines hübschen Milchmädchens willen aufzugeben", hatte der alte Herr in einem Tone hinzugesetzt, der deutlich den Grad der Zuneigung ausdrückte, die er für den „Ehrenmann durch und durch" empfand, der um keinen Preis seinen Vortheil oder den guten Namen seiner Familie aufs Spiel setzte.

Lucia schwieg, aber sie sandte Gerald am folgenden Tage die Photographie, die er jetzt an seiner Uhrkette trug und anderen jungen Damen zeigte, wenn sie es verlangten.

„Wenn sie mich liebte, würde sie sicherlich weniger gerecht gehandelt haben", sagte Gerald über den Frühstückstisch hinweg zu seinem Cousin, der das Gespräch in geschickter Weise auf die Verstimmung zwischen Gerald und seiner Familie zu lenken gewußt hatte. „Es ist immer der beste Beweis für die Gleichgiltigkeit einer Frau, wenn sie sich großmüthig zeigt Denke Dir ein Mädchen, das einen Mann wirklich liebt — behaupten die Spitzbuben etwa, daß dies Lafitte ist? — das also einen Mann wirklich liebt, und frage Dich, ob sie sich da, wo eine andere Frau ins Spiel kommt, so verständig benehmen wird. Nicht, daß ich deshalb in Sorge wäre. Arme kleine Lucia! Es ist ja das Beste für sie und auch für mich, daß sie sich nicht übermäßig viel aus mir macht."

„Aber Du hältst an dem alten Plane fest, Lucia zu heirathen?" fragte Dennison mit einem schnellforschenden Blick auf das gleichgiltige Gesicht seines Cousins.

„Ob ich an dem alten Plane festhalte? Wie kommst Du zu der Frage, Robert? In der That halte ich daran fest. Was könnte ich denn Andres thun, als Lucia heirathen? Dreitausend Pfund jährlich sind keine üble Zugabe zu der laten Besitzung und dem alten Namen, die Mr. Gerald beide

nicht eine Woche aufrecht erhalten könnte, wenn er ohne andere, als seine eigenen Hülfsmittel in deren Besitz gelangte."

„Und Du glaubst nicht, daß Sir Johns jetzige Verstimmung von Einfluß darauf sein könnte?" fragte Dennison. „Du glaubst nach Allem, was geschehen, noch ebenso gewiß an seine Einwilligung zu dieser Heirath, wie vor einem Jahre?"

„Eben so gewiß", entgegnete Gerald ruhig. „Hätte der alte Herr weniger Nachsicht mit meinen vielfachen Jugendsünden gehabt, 'so dürfte ich vielleicht nicht ganz so sicher sein — wie die Verhältnisse aber einmal liegen, habe ich nicht nöthig, mich um einer That willen zu beunruhigen, die ich nicht begangen habe. Heldinnen verschwinden heut zu Tage auch nur noch durch die Versenkungen im Adelphi-Theater. Ich weiß so gewiß, daß Maggie Hall eines Tages wieder zum Vorschein kommt und mich mit eignen Lippen freispricht, als ich dies Stück wirklich vortrefflicher Pastete verzehre." Bei diesen Worten schob Gerald ein gutes Stück der eben erwähnten Gänseleberpastete in den Mund.

„Es freut mich, daß Du die Sache leicht nimmst" bemerkte Robert Dennison mit gezwungenem Lächeln. Wie konnte diese Erwähnung Maggie Halls ihm auch angenehm sein? „Aber ich muß Dir dennoch sagen, daß es besser für Dich wäre wenn Du etwas weniger sorglos zu Werke gingst. Ich bin älter als Du, Gerald, und kann Dir nicht verhehlen, daß in der Angelegenheit mit Maggie Hall der Schein verteufelt gegen Dich ist."

Gerald legte Messer und Gabel nieder und das Blut stieg ihm ins Gesicht. „Du sagtest mir schon etwas Aehnliches auf dem Walle, Robert", entgegnete er gereizt, „und ich muß Dir deshalb auch meine Ansicht mittheilen. Ich glaube nämlich, daß in der Angelegenheit mit Maggie Hall der Schein verteufelt gegen Dich ist."

Robert Dennison lachte unbefangen. Nachdem er sich einmal für die freche Lüge entschieden hatte, fühlte er sich auf die-

sem Boden behaglicher, als auf der schmalen, unbequemen Grenze zwischen Lüge und Wahrheit.

„Der Schein gegen mich! Auch nicht übel! Sicherlich habe ich nicht erwartet, einer derartigen Thorheit beschuldigt zu werden. Ohne mich einer übermenschlichen Tugend zu rühmen, würde die Entführung eines Milchmädchens doch sicherlich einer der letzten Fehler sein, deren ich mich schuldig machte."

„Unter gewöhnlichen Umständen gewiß", entgegnete Gerald lakonisch. „Auch würde es die letzte That gewesen sein, die ich Dir zugetraut hätte, aber unglücklicherweise sind Thatsachen weniger biegsam als Theorien. Du sagst, der Schein sei verteufelt gegen mich, und ich sage, er ist verteufelt gegen Dich. Ich denke, es ist so, Robert, und wenn wir aufrichtig gegen einander sein wollen, so muß ich Dir gestehen, daß ich von Anfang an dieser Meinung gewesen bin. Du weißt ebenso gut wie ich, daß ich Maggie Hall nicht anders bewundert habe, als ein Mann von Geschmack jede schöne Frau bewundert, der er begegnet, sei sie Milchmädchen oder Kaiserin; ich weiß aber ebenso gut als Du, daß Deine Bewunderung für das Mädchen anderer Art war. Bewunderung ist gar nicht das rechte Wort, ich könnte vielmehr sagen, daß Du ebenso bis über die Ohren verliebt in sie warst, als sie in Dich. Ich kann mich nicht stärker ausdrücken."

„Gerald — wirklich —"

„Nun, mein guter Junge", rief Gerald, Messer und Gabel wieder aufnehmend und seinen Aerger bemeisternd — wie ja seine Erregungen immer vorübergehender Art waren — „nun laß uns einander das Frühstück nicht verderben, indem wir uns in einen albernen Streit über diesen Gegenstand einlassen. Du warst verliebt in Maggie und wirst wohl wissen, wo sie sich jetzt befindet. Ich war nicht in sie verliebt und weiß nicht, wo sie ist. Voilà! Es ist dabei nicht mehr Verdienst auf der einen Seite, als auf der andern. Die ganze Sache läuft auf eine Geschmacksverschiedenheit hinaus. Ich denke

aber es ist nicht nöthig, daß wir Komödie mit einander spielen wenn wir ohne Zeugen sind, wie jetzt."

„Du vergißt bei dieser leichtfertigen Behandlung der Sache nur einen wichtigen Punct, Gerald", sagte Robert Dennison ohne indessen die Augen von seinem Teller zu erheben. „Man sagt, Maggie Hall sei verheirathet und Du wirst zugeben, daß die Beschuldigung, sie geheirathet zu haben, eine ernste ist."

„Ernst für den, welchen sie trifft, für mich aber völlig gleichgiltig. Maggie Hall wird wieder zum Vorschein kommen und wenn sie dann verheirathet ist, wie man sagt, so ist das nur um so besser für den Mann, welcher das Glück hat, sie zu besitzen. Das ist, denke ich, klar. Es nützt Dir nichts mit mir zu streiten", fuhr er fort, als Robert Dennison etwas erwiedern wollte. „Ich bin noch ein eben so strenger Fatalist als früher und mehr als je überzeugt, daß es eine Thorheit wäre, hindernd oder fördernd auf die Vorgänge des Lebens einwirken zu wollen. Wenn es mir bestimmt ist, Lucia zu heirathen, so werde ich sie heirathen — ist es meine Bestimmung, enterbt zu werden, so wird das eben geschehen. Die Götter allein wissen, welches Loos das glücklichere ist, ich aber kann dem einen wie dem andern guten Muthes entgegensehen."

Gerald Durant hatte dabei sein Frühstück beendigt, nahm sein Cigarrenetui zur Hand und zog sich zu seiner Morgencigarre in einen amerikanischen Lehnstuhl in der Nähe des offenen Fensters zurück. „Sag Lucia nicht, daß ich hier geblieben bin, um mit einem hübschen Mädchen zu tanzen", bemerkte er, als die ersten Rauchwolken der Regalia seine Gedanken zu Archy zurückgeführt hatten. „So groß mein Vertrauen auf Lucia auch ist, so wäre das doch eine Prüfung, der man auch das geduldigste Weib nicht unterwerfen darf."

Robert Dennison war am Frühstückstisch sitzen geblieben — es gehörte zu seinen Grundsätzen Vormittags nicht zu rauchen — und hatte unbemerkt den Brief seines Onkels hervorgezogen, um ihn noch einmal zu überlesen. „Sag Gerald, daß ich das Ge-

heimniß in Bezug auf jenes Mädchen nicht länger dulden werde. Sag ihm ferner, daß ich ihn sogleich zu sehen wünsche und daß dies die letzte ihm gebotene Gelegenheit ist, um eine Ausgleichung zwischen ihm und mir herbeizuführen."

Sollte er diesen Auftrag des Onkels wortgetreu ausrichten? Mr. Dennison versank in tiefe Gedanken. Die Ehre verlangte es von ihm. Wenn er Sir John wiedersah mußte er ohne Zweifel sagen, daß er es gethan. Aber war es auch klug und politisch, die Karten so offen auf den Tisch zu legen? Er hatte ja auf den Inhalt dieser Botschaft bereits hingedeutet und Gerald hatte in seiner gewöhnlichen Weise darüber gespöttelt. War er, Robert Dennison, verpflichtet mehr zu thun? Wenn Gerald die Worte des Onkels selbst las, so war freilich zehn gegen eins zu wetten, daß der Ton ihn beunruhigte und er den Wünschen Sir Johns nachkam, ohne einen Moment zu verlieren. Standen die Beiden einander aber einmal Auge in Auge gegenüber, so kamen sie — dazu kannte Dennison die menschliche Natur gut genug — vielleicht auf einen Verdacht, der sich der Wahrheit in verhängnißvoller Weise näherte. Da sein Cousin sich durch sein letztes Abenteuer in Morteville gefesselt sah, warum sollte er ihn gegen seinen Willen davon jagen? Gestand doch Gerald selbst, daß er es für ein thörichtes Beginnen halte, fördernd oder hindernd in die Vorgänge des Lebens eingreifen zu wollen. Mochte er dann auch die Folgen dieses Glaubensbekenntnisses tragen und hinter einem Schmetterling her laufen, während die wichtigsten Interessen auf dem Spiele standen. Er, Robert Dennison, hatte das Seinige gethan, indem er ihm angedeutet, daß es gut wäre, wenn er nach England zurückkehrte. Hatte Sir John ihm anbefohlen Gerald die Botschaft schwarz auf weiß zu zeigen? Und konnte nicht ein Aufschub von wenigen Tagen für ihn selbst eine unverhofft günstige Wendung herbeiführen, besonders wenn in dieser Zeit jener Verdacht auf den Schultern haften blieb, auf denen er jetzt lag?

Bei diesem Puncte seiner Meditation angekommen steckte Robert Dennison den Brief wieder in die Tasche, stand vom Tische auf und trat zu seinem Cousin.

„Was sprichst Du vom Tanzen auf einem Ball, Gerald?“ fragte er. „Du kannst doch nicht ernstlich die Absicht haben, heute bei einer Hitze von 22 Grad, den Ball zu besuchen?“

„Ich beabsichtige nicht allein, ihn zu besuchen, sondern auch dort zu tanzen, wie ein Student im Jardin Mabile.“

„Mit dem jungen Mädchen, dem Du gestern Abend im Mondenschein nachliefest?“

„Mit dem jungen Mädchen, dem ich gestern Abend im Mondenschein nachlief.“

„Wie war doch ihr Name?“

„Ihr Name ist Wilson, Robert. Denkst Du darüber nach, auf welche Weise Du diese schrecklichen Dinge Lucia beibringen willst?“

„Ich beneide Dich um diese köstliche Frische des Herzens, Gerald, die Dich nach einem acht- oder neunjährigen Leben, wie Du es führst, noch immer Geschmack an kleinen Liebeleien mit jungen Mädchen von siebzehn Jahren finden läßt!“

„Heirathen werde ich sie wenigstens nicht, was sonst auch immer geschehen möge“, sagte Gerald leichthin, aber mit einem vollen Blick in das Gesicht seines Cousins. — „Robert, ich habe, wie Du, während der letzten fünf Minuten nachgedacht und will Dir sagen, zu welchem Schlusse ich gelangt bin.“

„Ueber was?“ fragte Dennison mit gemachter Gleichgiltigkeit. „Ueber den Schnitt Deines nächsten Rockes, oder über die Farbe der Handschuhe, die Du heute Abend auf dem Ball tragen willst?“

„Nein, nicht darüber, lieber Freund. Ich habe über Maggie Hall nachgedacht und daß es für uns Alle, besonders aber für mich besser sein wird, wenn wir die ganze Wahrheit auf einmal aussprechen. Maggie ist Deine Frau.“

Aus Dennisons dunklem Gesicht schwand jeder Blutstro-

pfen, aber weder seine Augen, noch sein Mund verriethen eine innere Bewegung oder Ueberraschung.

„Wir sprachen soeben über diesen Gegenstand und ich denke wir sind fertig damit", entgegnete Robert. Dennison. „Bitte, laß uns nicht von Neuem beginnen."

Er zog seine Uhr aus der Tasche und fügte etwas über die pünctliche Abfahrt des Dampfschiffes hinzu.

„Das Dampfboot geht um 11 Uhr ab", entgegnete Gerald. „Du hast also noch eine halbe Stunde Zeit und was ich Dir zu sagen habe, läßt sich in fünf Minuten abmachen. Maggie ist Deine Frau, Robert. Sie schrieb eine Woche nach Eurer Verheirathung an mich und erzählte mir Alles."

„Sie — sie wird das niemals gewagt haben!" rief Dennison. „Zeig mir den Brief. — Sie wird sich nicht unterstanden haben, Dir zu schreiben und solche Aussagen zu machen", fügte er lebhaft hinzu: „Ich kann Dir den Brief nicht nur zeigen, sondern sogar geben", sagte Gerald ruhig. „Ich bedarf weder dieses noch eines andern Beweises gegen Dich. Was das Wagen anbetrifft, so handelte sie, wie die meisten Frauen an ihrer Stelle gehandelt haben würden. Du warst, wie Du Dich erinnerst, plötzlich in Paris erkrankt und da sie mich besser kannte, oder weniger fürchtete als die Andern, so schrieb sie an mich und bat mich zu kommen. Was hätte sie thun sollen, Robert? Schreiben und sagen, daß sie zwar bei Dir, aber nicht Dein Weib wäre? Dazu würde eine spartanische Großmuth gehören, wie man sie von keiner Frau unserer Zeit erwarten kann."

„Und Du folgtest ihrer Aufforderung?" fragte Dennison, mehr um Zeit zu gewinnen, als um die Antwort zu hören.

„Nein; noch ehe ich abreisen konnte erhielt ich einen andern Brief — Du sollst sie beide haben — in dem sie mir schrieb, daß es Dir besser ginge und mich bat, Dir niemals zu verrathen, daß sie sich an mich gewendet, das arme Kind. Hier sind die beiden Briefe, Robert, und ich kann Dir sagen

daß ich mich bedeutend wohler fühle, wenn ich mich ihrer und zugleich Deines Geheimnisses entledigt habe. Verborgene Dinge zu hüten ist niemals meine Force gewesen."

Dabei zog er ein Portemonnaie aus seiner Brieftasche, öffnete es, nahm die beiden kleinen Billete heraus und händigte sie seinem Vetter ein.

„Ja, es war ihre Hand. Die ungeübte, schwere Hand. Diese schlecht stilisirten Sätze ließen sich nicht verkennen. Das erste Billet war groß und deutlich unterzeichnet: „Margarethe Dennison." Es war das erste Mal, daß Robert diesen Namen geschrieben sah — denn in den an ihn gerichteten Briefen hatte sie niemals ihren ganzen Namen unterzeichnet — und ein Gemisch von Scham und Aerger trieb eine tiefe Röthe in Dennisons dunkles Gesicht.

„Du brauchst mir nichts weiter darüber zu sagen, Robert", rief Gerald. „Das Einzige, was ich verlange, ist, daß man mich nicht allzu tief verdamme. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, um die Sache aufzuklären, und das kann Niemand, als Du selbst, Robert. Bringe also die Angelegenheit zwischen mir und meinem Onkel in irgend einer beliebigen Weise in Ordnung."

„Und Du hast mit Niemand davon gesprochen, Gerald?" rief Dennison, tief gedemüthigt durch die Großmuth eines Mannes, dessen frivole Natur er so oft sich und Andern gegenüber verurtheilt hatte.

„Wie kannst Du so fragen? Ich habe mit Niemand davon gesprochen. Du bist die erste und einzige Person, mit der ich davon reden konnte. Ich war sehr in Sorge, Robert, ich muß es Dir gestehen, denn die Geburt — nun es läßt sich jetzt nichts weiter darüber sagen. Als ich hörte, daß man mir die Schuld aufbürdete, dachte ich, es wäre wohl das Beste, wenn ich mich eine Weile fern hielt. Sir John sollte sich daran gewöhnen, einen seiner Neffen als Miß Halls Ehemann zu betrachten, obgleich es ihm natürlich nicht einerlei sein konnte,

welcher es war", fuhr Gerald fort, ohne zu bedenken, welchen grausamen Schlag er mit diesen Worten Dennison versetzte. „Ich meine, daß Du niemals bestimmt warest, Lucia zu heirathen und daß die Sache auf Deinen Schultern nicht dasselbe Gewicht besaß, wie auf den meinigen; ja, ich kann nicht recht einsehen, was Sir John oder sonst Jemand berechtigte, gegen Deine Heirath einen Einwand zu erheben."

„Nehmen wir also diese Heirath als Thatsache", sagte Dennison ruhig, indem er die Briefe sorgfältig in seiner Tasche verwahrte.

„Nehmen wir diese Heirath als Thatsache?" wiederholte Gerald. „Willst Du damit sagen, daß ich mit dieser Annahme Unrecht hätte?"

„Ich will damit nur sagen, daß ich Dir herzlich dankbar bin für die Art und Weise, in der Du zu Werk gegangen bist", gab Robert Dennison zur Antwort. „Ob Miß Halls Aussagen auf Wahrheit beruhen oder nicht, ist eine Sache, welche die Zukunft lehren wird", fügte er halb lachend hinzu. „Du glaubst es und hast Dich als der alte großherzige Bursche bewährt, der Du immer gewesen bist. Ich werde Dir das nimmer vergessen, Gerald, komme was da wolle. Im Uebrigen verlaß Dich darauf, daß ich, soweit die Angelegenheit Dich betrifft, Alles thun werde, was ich vielleicht hätte schon längst thun sollen. Du wirst meinerseits keinen bösen Willen darin erblicken, daß ich den auf Dir ruhenden Verdacht nicht früher zerstreute."

„Bösen Willen, Robert, nein. Ich weiß, daß gewiß nur die unbehaglichsten Verhältnisse einen Menschen bestimmen können, seine Verheirathung geheim zu halten."

„Und — und wenn ich finde, Gerald, daß ich Sir Johns Verdacht gegen Dich nicht zu beseitigen vermag, ohne das Mädchen selbst zu compromitiren, darf ich die Sache denn noch einige Tage lassen, wie sie ist — ich meine bis zu Deiner Rückkehr? Du begreifst, lieber Gerald, daß ich — ohne einen Moment zuzugeben, daß diese Briefe die Wahrheit enthalten —

mich in einer Lage befinde, in der mir ein einziger übereilter Schritt unberechenbaren Schaden zufügen kann."

„Ich denke, Robert, daß es, wie ich Dir schon vorhin sagte, für uns Alle das Beste ist, wenn Du ganz offen zu Werke gehst. Damit ich Dich aber wenigstens über einen Punct beruhige, so verspreche ich Dir, unter keinen Umständen Sir John Eröffnungen darüber zu machen, bis Du selbst es an der Zeit hältst."

Zur großen Erleichterung Beider trat in diesem Moment ein Aufwärter herein, der Roberts Rechnung brachte und meldete, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Wenige Minuten später hatten die beiden Vettern mit Händeschütteln von einander Abschied genommen. Robert Dennison war dabei herzlicher als gewöhnlich, aber seine Hand war eiskalt und seine Stimme hatte nicht den gewöhnlichen Klang, als er die Hoffnung aussprach, Gerald morgen Abend zum Diner bei sich zu sehen.

Als Gerald sich einen Monat später diesen Abschied ins Gedächtniß zurückrief, erinnerte er sich mit den bittersten Gefühlen dieser kalten Hand und dieser veränderten Stimme, sowie an den Ausdruck, den Roberts Gesicht trug, als er nach zwei Minuten das Hotel verließ.

Einen Monat später! Jetzt wünschte er sich nur Glück dazu, nicht mehr im Besitz der Geheimnisse Anderer zu sein. Robert war ein pläneschmiedender, berechnender Bursche, der sich stets mit der einen oder andern Mystification trug, um Zwecke zu erreichen, die Gerald meist völlig werthlos erschienen. Möglicherweise war er mit Maggie Hall verheirathet, möglicherweise nicht. Wie dem aber auch sein mochte, so lag es doch jedenfalls in seinem Plane, Alles in möglichste Dunkelheit zu hüllen und dem Einen Das, dem Andern Jenes zu erzählen. Gerald hatte sich, seiner Meinung nach, sehr geschickt aus der Affaire gezogen, indem er sich des Geheimnisses entledigte und somit seine Hände für alle etwaigen zukünftigen Verwickelungen in Unschuld wusch.

„Si vous croyez que je vais dire
Qui j'ose aimer,
Je ne saurais pour un emqire
Vous la nommer."

Es stand ein Piano im Zimmer. Gerald, dem die reizende Melodie des Liedes Fortunios in den Kopf kam, trat zu dem Instrument, griff ein oder zwei Accorde und Maggie Hall, Robert Dennison, nebst Allem, was sich auf sie bezog, war augenblicklich vergessen.

Gerald besaß eine schöne, weiche Stimme und als er die kleine Ballade beendigt hatte, strahlte sein Gesicht im hellen Glanze der Liebe, in die er sich hineingedacht. Dann zündete er eine zweite Cigarre an, streckte sich auf das Sopha und las Anfang und Ende einer neuen Novelle; kehrte dann zum Piano zurück, pfiff eine Melodie seiner eigenen Composition, die er auf dem Piano begleitete, wie es seine Art war, d. h. ohne daß er zu wissen schien, was er spielte. Endlich besann er sich, daß es elf Uhr war, sprang auf, nahm seinen Hut, lief hinaus und kam gerade noch zurecht, um Miß Wilson zu begegnen, die von ihrer Strandpromenade zurückkehrte.

Gerald war bis über die Ohren in Schulden, er war in Unfrieden mit seinen Verwandten, denen er Alles verdankte, auf die er mit allen seinen Erwartungen für die Zukunft angewiesen war; er stand, wie er selbst recht wohl wußte, in jeder Beziehung an der Schwelle des Ruins, hatte eben den stärksten Trumpf, den er besaß, gegen einen gewissenlosen Gegner ausgespielt — aber dennoch vermochte ein kleines französisches Lied Thränen in seine Augen zu locken, eine Novelle amüsirte ihn und wenn er ein hübsches Gesicht blickte, fühlte er sich angenehm erregt, als ob Dinge, wie Schulden, Verleumdungen und Verrath gar nicht in der Welt wären.

Soll man solche Naturen schlechte, oder schwache, oder philosophische nennen? Nero spielte Violine, während Rom brannte! Wenn die Reihe der Rehabilitation an ihn kommt werden wir erstaunt sein zu vernehmen, wie heiter, liebens-

würdig und gutmüthig dieser arme Nero gewesen ist und werden ihn zu unsern Heros machen.

VII.
In der Cecilstraße.

Am Fenster eines schmutzigen Kosthauses in einer der schmäleren Straßen, die vom Strande nach dem Flusse hinabführen, stand am Tage der Rückkehr Robert Dennisons nach London ein weibliches Wesen, das ihn mit glühender Ungeduld erwartete. Dies Wesen war seine Frau. Ihre Schönheit war wahrhaft bestrickend. Sie hatte große, sammetne, braune Augen, eine beinahe farblose, aber feine, marmorne Haut, Haare vom dunkelsten Schwarz, einen prachtvoll modellirten Hals und Lippen und Zähne, die allein hingereicht hätten, eine Frau begehrenswerth erscheinen zu lassen. Ihre hohe Gestalt versprach für die Zukunft vielleicht etwas zu große Fülle, im Moment aber war sie in ihrem jugendlichen Ebenmaß und ihrer Biegsamkeit wunderschön. Und ihre Hände? Nun, selbst nicht jede Herzogin besitzt schmale, schöngeformte Hände. Die Maggie Halls waren, seit sie aufgehört, harte Arbeit zu verrichten und angefangen, Handschuh zu tragen, ganz erträglich geworden. Wie sie so dastand, war sie sicherlich eine Frau, nach deren Hand, obwohl sie die Spuren der Arbeit trug, ein Mann wohl streben durfte, und die er der Welt als sein Weib zuführen konnte, ohne sich zu schämen. Schönheit, Jugend, eine Gesundheit, die so vortrefflich war, daß sie an und für sich einen Reiz bildete, ein Herz, so großmüthig, als es nur je in eines Weibes Busen schlug — das war Maggie Halls Brautschatz. Robert Dennison wog ihn ab gegen ihren einzigen Fehler, ihre niedrige Geburt, und fluchte der Stunde, in welcher er den unverzeihlichen, nicht wieder gut zu machenden Fehler begangen, sie zur Frau zu nehmen.

Maggie trug ein weißes Kleid, in dem Robert sie im

mer am hübschesten gefunden, und schwarze Sammetbänder um Hals und Arme. Ihr Haar war von der Stirn zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten verschlungen. Ein kleiner Strauß Feldblumen, die einzige Extravaganz, die sie sich in der Abwesenheit ihres Mannes erlaubte, schmückte ihre Brust. Sie hatte niemals schöner, niemals weniger gewöhnlich ausgesehen, hatte niemals ihre Arme mit innigerm Gefühl um Roberts Hals geschlungen, wie sie es that, als er endlich ankam, nachdem sie stundenlang geduldig auf ihn geharrt.

„Robert, o Robert, wie einsam habe ich mich ohne Dich gefühlt! Und Du hast mir, außer der einen Zeile, die ich gestern empfing, kein Wort geschrieben! Was hast Du in aller dieser Zeit gethan?“ rief sie mit jenem leisen, vorwurfsvollen Beben der Stimme, das der Mann, so lange er eine Frau liebt, so entzückend findet, und das ihm unerträglich erscheint, sobald sie ihm gleichgiltig geworden.

„Nun, ich hatte Allerlei zu thun“, entgegnete Dennison, indem er sich einen Moment zu ihr niederbeugte und es duldete, daß sie sein Gesicht mit Küssen bedeckte. Dann machte er sich los und setzte sich in den einzigen bequemen Stuhl, der sich im Zimmer befand — ein Stuhl, der ausschließlich zur Bequemlichkeit Mr. Dennisons angeschafft worden war — „unter Anderm brachte ich einige Tage mit einem Deiner Freunde zu.“

„Mit einem meiner Freunde, Robert?“ Die Freude über sein Kommen hatte sie zu sehr aufgeregt, als daß sie den düstern Ausdruck, mit dem er sprach, sogleich hätte bemerken sollen. „Wer könnte das gewesen sein? Jemand von daheim?“ fragte sie, indem ihr das Blut bei diesem Gedanken ins Gesicht stieg.

„Im gewissen Sinne ja, aber wir sprechen davon später. Wie hast Du Deine Tage hingebracht, während ich abwesend war? Jedenfalls scheinst Du in Bezug auf Deine Toilette während der Zeit sehr üppig geworden“, bemerkte er, indem er sie prüfend betrachtete.

„Ueppig — ich üppig in meiner Toilette? Es ist eines meiner alten Grenadinkleider, nur frisch gewaschen und aufgeputzt. Ich habe diesen Sommer nicht ein einziges neues Kleid gehabt, Robert, und trage meinen alten, schwarzen Sammethut noch Sonn- und Wochentags."

„Ein schreckliches Schicksal! Es ist also kein Wunder, daß Du meine Rückkehr wünschtest. Warum fragst Du mich nicht gerade heraus, ob ich Dir einen neuen Hut von Paris mitgebracht habe, da Du doch darauf brennst, es zu wissen?"

Maggie kam, ehe sie antwortete, näher, kniete neben ihm nieder, lehnte ihre Wange sanft an sein Knie und sah ihm ins Gesicht. Sie begriff jetzt, daß ihr Gatte keinen guten Tag hatte und, wie ein Hund, der in den Augen seines Herrn liest, daß ihm Strafe droht, suchte sie durch Liebkosungen die Hand zu fesseln, die sie schlagen konnte. „Wie sollte ich an Hüte und schöne Kleider denken, wenn Du nicht hier bist, Geliebter! Wenn Du mich in diesen letzten vierzehn Tagen gesehen hättest, würdest Du nicht glauben können, daß mein Sinn nach dergleichen Dingen steht."

„Ah! Und nach was steht Dein Sinn, wenn man fragen darf?',

„Nach Dir, Robert — nach nichts außer Dir! Ich hatte nur den einen Wunsch, daß Du bald zurückkommen und nie wieder von mir gehen möchtest. O, mein Geliebter", rief sie leidenschaftlich aus, in dem sie eine seiner Hände ergriff und sie an ihr Herz preßte, „wenn Du wüßtest, wie ich das Leben hasse, das ich führe. Ich flüchte aus einer Wohnung in die andere als ob ich etwas verbrochen hätte und mich der Strafe entziehen wollte, habe von einem Ende der Woche zum andern keinen Menschen, mit dem ich ein Wort sprechen könnte. Ich weiß, was die Leute daheim von mir denken, während ich an Deiner Seite stehen und Deinen Freunden als Dein rechtmäßiges Weib bekannt sein sollte. Noch ein solcher

Monat, Robert, oder zwei, und ich bin wahnsinnig. Ich kann es nicht ertragen!"

In der ersten rosenfarbenen Zeit ihrer Ehe hatte Dennison ein hübsch eingerichtetes kleines Haus in St. Johns Wood für die arme kleine Maggie gemiethet gehabt. Dann, als seine Liebe kälter geworden, war ihm diese Ausgabe zu hoch erschienen und er hatte sie in Kensington eingemiethet. Hier aber war ihm die Einbildung gekommen, oder wenigstens hatte er eine solche vorgeschützt, daß Jemand Maggie am Fenster gesehen und erkannt; er hatte sie in eine kleinere Wohnung gebracht und so war es, mit seiner zunehmenden Kälte, weiter und weiter gegangen, bis sie in der zweiten Etage eines der elendesten Kosthäuser der Cecilstraße zwei kleine Zimmer bewohnte.

„Wenn Du nicht in London wohnen magst, so solltest Du aufs Land gehen, wie ich Dir schon längst gerathen habe. Es ist mir, wie Du weißt, kein Vergnügen, Dich in einem Hause, wie dieses zu sehen", rief Dennison.

Es lag etwas in seinem Tone, in der Regungslosigkeit der Hand, die Maggie liebkoste, was ihren niemals völlig schlafenden Argwohn wach rief.

„Das jetzt!" rief sie. „Jetzt, nachdem ich Deine Rückkehr so lange mit schmerzlicher Sehnsucht erwartet! O, möchte ich doch todt zu Deinen Füßen niederfallen! Es macht Dir kein Vergnügen, mich hier zu sehen! Wo würdest Du mich jetzt noch mit Vergnügen sehen? Ich weiß es ja, daß Du meiner müde bist. Ich bin keine feine Dame, mit feinen Gefühlen, wie die Deinigen, aber ich weiß, wie ein Mann, und wäre er ein Prinz, seiner Frau zu begegnen hat, und Du begegnest mir nicht so. Seitdem Du hier bist (das war in der That kaum länger als fünf Minuten) hast Du mich nicht einmal geküßt, hast mich kaum angesehen. O, Robert, Robert, entzieh mir Deine Liebe nicht! Ich wollte mich ja nicht beklagen, ich wollte Dich nur bitten, mich wieder lieber zu haben und öfterer zu kommen, um mich zu sehen."

Dabei brach sie in Thränen aus. Es waren keine stummen Thränen, die wie Perlen über ihre Wangen rannen, wie wir zuweilen von irgend einer Dame im seidenen Boudoir lesen, sondern gute, ehrliche, aufrichtige Thränen, wie ungebildete Frauen, gleich Maggie, sie in leidenschaftlichem Schmerze vergießen.

„O Gott!“ seufzte Dennison, indem er ihr die Hand entzog und sie über seine Augen legte — „Scenen und Thränen — Scenen und Thränen, nachdem ich kaum einige Minuten hier bin.“

„Du warst sonst immer, wenn Du kamst, gut und zärtlich gegen mich“, schluchzte sie.

„Und Du warst liebenswürdig und in guter Laune“, erwiederte Dennison; „Du weintest nicht und machtest mir nicht ewige Vorwürfe, wie Du jetzt thust. Glaube mir, daß schon Millionen Menschen vor uns Dinge dieser Art durchgesprochen haben und immer mit demselben Erfolg. Warum sollten wir eine Ausnahme bilden? Eine tolle Leidenschaft von 'sechs Wochen, dann allmähliche Abkühlung und beiderseitiger Ueberdruß — eine kleine Vernachlässigung von der einen und viele Vorwürfe von der andern Seite. Da hast Du die Geschichte des Hauptunglücks der meisten Menschen.“

Maggie stand vom Boden auf und gab sich Mühe ihre Thränen zurückzudrängen.

„Robert“, begann sie dann etwas ruhiger, „eine solche Sprache mag vielleicht erlaubt sein, wenn ein Mann im Stande ist, sein Verhältniß zu lösen. Ein Mädchen, das die Freiheit hat zu gehen, würde ja eine alberne Thörin sein, wenn sie nach solchen Worten noch bei ihm zu bleiben wünschte. Aber Du weißt, ich bin nicht frei. Ich bin Dein Weib. Das scheinst Du zu vergessen, wenn Du mir sagst, daß Du meiner überdrüssig bist.“

„Nein, bei Gott, ich vergesse es nicht!“ rief Dennison mit aufflammendem Zorn. „Ich vergesse es nicht und Du hast

Sorge getragen, daß auch andere Leute in der Lage sind, mich daran zu erinnern. Mein Vetter, Mr. Gerald Durant, hat mir Alles erzählt, wie Du mich verkauft — an meine Familie verrathen hast, gleich in den ersten vierzehn Tagen unserer Ehe. Und nachdem ich diese angenehme Geschichte eben gehört, soll ich hierher kommen und mich durch Deine süßen Worte und heuchlerischen Küsse rühren lassen?"

Maggies Gesicht wurde aschfarbig. Alle ihre Glieder zitterten.

„Ich wollte nichts Uebles, Robert. Du warst krank; ich wußte nicht, an wen ich mich in meiner Angst wenden sollte und so schrieb ich an Mr. Gerald. Aber —"

Sie stockte vor Schrecken, als sie den Ausdruck sah, den Robert Dennisons Gesicht annahm. Seine schwarzen Augen waren starr auf sie geheftet, aber der rothe Schimmer, in dem sie leuchteten, gab ihnen einen Charakter, den Maggie noch niemals wahrgenommen. Um seine Lippen lag ein Zug, den man aus Höflichkeit ein Lächeln hätte nennen können. Die weißen, mit Juwelen bedeckten Finger seiner rechten Hand glitten spielend über die Seitenlehne des Stuhles, während er sie so anstarrte. Eine tödtliche Furcht bemächtigte sich ihrer. Sie las einen eisernen Entschluß auf diesem Gesicht und fühlte so viel Kraft in sich demselben zu trotzen, wie etwa eine Taube fühlen mag, wenn eine Katze die Krallen in ihr Herz schlägt.

„Es ist mein einziges Vergehen gegen Dich", stammelte sie endlich, „mein erstes und, wie ich Dir zuschwöre, mein letztes."

„Jedes Vergehen dieser Art ist das letzte einer Frau, bis eine neue Versuchung an sie herantritt", entgegnete Dennison. „Ich halte mich davon versichert und weiß, welchen Werth ich auf Deine Schwüre zu legen habe, Maggie. Um nun weitere unangenehme Vorfälle zu verhüten, habe ich einen neuen Plan für Dich gemacht. Du sagtest mir, ehe ich Dich heirathete, Du hättest große Lust nach Amerika zu gehen —"

„Robert!"

„Höre mich gefälligst zu Ende und versuche nicht, mir eine neue Scene zu machen“, sagte Dennison, indem er den Blick der schreckensstarren Augen seines Weibes vermied. „Ich habe nicht die Absicht, Dich zu vergiften oder Dich in ein Irrenhaus sperren zu lassen, Du brauchst also nicht zu schreien und zu weinen, wie eine Romanheldin. Was ich Dir vorschlagen will ist zu Deinem und meinem Glück. Ich kenne eine sehr liebenswürdige Familie, die eben im Begriff ist, nach Canada zu gehen und Dich sehr gern für einige Jahre mitnehmen würde. Du könntest dort auf dem Lande angenehm leben, statt Dich in diesen abscheulichen londoner Kosthäusern zu langweilen. Ich würde Dir oft schreiben — Du hättest nicht nöthig die geringste Arbeit zu verrichten, wenn Du nicht wolltest, und —“

„Ich werde nicht gehen!“

„Ah! Ich wünschte Du hättest die Höflichkeit mich geduldig anzuhören, bis ich zu Ende bin.“

„Ich will nicht gehen! Warum soll ich Deine Beleidigungen länger anhören?“

Er zuckte die Achseln.

Wenn Du diesen Ton anschlägst, Maggie, so bist Du allerdings im Vortheil gegen mich. Dennoch würde es vielleicht für Dich selbst von Nutzen sein, wenn Du Dich etwas mehr zu beruhigen suchtest.“

„Ich bin ruhig genug, um zu wissen, was ich thun kann oder nicht.

„Und das ist — ? Es würde mir lieb sein zu hören. welche Ansichten Du Dir von der Zukunft gebildet hast.“

„Noch stehen sie nicht fest, Robert. Zuweilen, in den dunkelsten Momenten scheint es mir das Beste, an den Fluß zu gehen und mich hinein zu stürzen.“

„Wirklich! Nun, ich bin überzeugt, daß diese Phantasien immer schnell vorübergehen. Was denkst Du Dir weiter?“

„Wenn ich mir vorstelle, wie glücklich Du sein würdest, Dich von mir befreit zu sehen, um mit ganz ungebundenen

Händen Deine Pläne zu verfolgen, und Mr. Gerald aus der Gunst seines Oheims zu verdrängen" (hier kam Robert Dennison einen Moment aus dem Tacte der Weise, die er mit den Fingern auf der Armlehne des Stuhles trommelte), „dann glaube ich freilich ganz anders handeln zu müssen. Willst Du hören wie?"

Dennison nickte. Der rothe Schein in seinen Augen wurde sichtbarer.

„Ich glaube dann, daß ich recht thäte, wenn ich geraden Weges nach Durants-Court ginge, meinen Trauschein aufwiese und die Familie um ihren Schutz bäte. Die Damen würden sich meiner annehmen, das weiß ich gewiß, denn sie sind zu vornehm, um sich meiner zu schämen, wie gewöhnliche reiche Leute wahrscheinlich thäten. Auch Sir John würde mir seinen Schutz angedeihen lassen, denn er liebt Dich nicht genug, um sich Deine Heirath zu Herzen zu nehmen, wie er es gethan hätte, wenn es sich um Mr. Gerald handelte."

Wenn Maggie die Welt seit fünfzig Jahren gekannt, statt seit einundzwanzig, so hätte sie mit aller Berechnung Robert Dennisons Herz nicht tiefer verwunden können, als sie es von ihrem natürlichen Instinct geleitet that. Jedes Wort traf ihn. Die Kenntniß seiner Pläne gegen Gerald, die er sich selbst kaum zu gestehen wagte; der Ausdruck „gewöhnliche reiche Leute" (Dennisons Vater war Fabrikbesitzer gewesen), und zuletzt die schärfste und bitterste Wahrheit, daß Sir John sich sehr leicht über eine Mesalliance von seiner Seite zufrieden geben würde — Alles dies traf ihn tiefer, als ihn auch der ungerechteste, leidenschaftlichste Vorwurf seines Weibes bis dahin getroffen hatte.

„Du hättest besser gethan Deine Worte zu überlegen, ehe Du sie aussprachst", sagte er leise, wie er immer redete, wenn er wirklich erregt war. „Was Deinen groben Verdacht gegen mich betrifft, so berührt mich derselbe insofern, als er mir zeigt, wie sehr ich mich selbst erniedrigt habe, indem ich eine Frau

heirathete, die einen solchen Verdacht zu fassen vermag. Uebrigens, Maggie, kann ich Dir nur den Rath geben, nicht ohne mich nach Durants-Court zu gehen."

„Ich werde das und Schlimmeres thun, wenn Du noch ein Wort davon sagst, mich nach Amerika zu schicken", antwortete sie trotzig, aber mit schmerzlich bebenden Lippen.

„Darf ich fragen, was Du mit dem „Schlimmeren" meinst? Es wäre schade, wenn wir einander mißverstehen sollten."

„Ich meine, daß ich geradezu in Deine Wohnung kommen und verlangen könnte, da zu bleiben. Ich sage verlangen, Robert. Ich meine, ich könnte zu einem Anwalt gehen, ihm meinen Fall vorlegen und fragen, ob ich ein Recht habe, unter Deinem Dache zu leben, oder nicht? Jetzt weißt Du Alles."

Dennison hatte ihr ruhig zugehört und als er ihr antwortete verrieth seine Stimme keine Spur von Aufregung.

„Ja, ich weiß jetzt Alles. Ich fühlte seit langer Zeit, daß ich ein Narr gewesen, als ich ein Bauernmädchen mit einem hübschen Gesicht heirathete; aber ich glaubte — ich schwöre es Dir bei meiner Seele, Maggie — ich glaubte, daß Du mich wenigstens liebtest. Jetzt sehe ich, was Du bist — eine Frau der schlimmsten Classe. Du heucheltest Tugend, damit ich Dich heirathete, und heucheltest Liebe, so lange Du glaubtest, sie werde Dir bezahlt. Jetzt, da Du Dich in einer ärmlichen Wohnung befindest und keinen Hut nach der neuesten Mode besitzest, zeigst Du Dein wahres Gesicht und drohst, Dich lieber an die Gerichte zu wenden, ehe Du Dich eines Schillings berauben läßt, der Dir Deiner Meinung nach zukommt. Du hast ganz recht, ich weiß jetzt Alles."

Sie war, wie er ganz richtig bemerkte, ein unwissendes Bauernmädchen, aber sie besaß ein aufrichtiges und gerechtes Herz und einen scharfen, gesunden Menschenverstand. Seine Ungerechtigkeit lag zu klar auf der Hand, als daß sie sich dadurch hätte verwundet fühlen sollen.

„Du glaubst selbst nicht an das, was Du sagst, Robert", entgegnete sie. „Meine Tugend, wie Du es nennst, war keine Komödie — da ich Deine Frau bin, so wundere ich mich, daß Du so denken magst — und meine Liebe war es eben so wenig, Geld ist auch nicht, was ich verlange. Ich verlange Gerechtigkeit und will sie mir verschaffen."

„Ah, Du willst sie Dir verschaffen?"

„Ja, ich **will**, wenn nicht von Dir, so durch Andere. Das schwöre ich!"

„Gut. Jetzt höre aber auch mich an. Auch ich habe etwas zu schwören." Er stand auf, trat dicht an sie heran und sah ihr fest ins Gesicht.

„Ich bin kein Schwächling, wie Du zu glauben scheinst, und es ist nicht leicht mich von einer Sache abzubringen, die ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe. Ich will Dir also sagen, was ich in Bezug auf Dich zu thun gedenke. Magst Du meinen Vorschlag, nach Amerika zu gehen, annehmen oder nicht —"

„Ich nehme ihn nicht an!"

„Gut, so wirst Du irgendwo anders leben. Du sollst darin Deinen freien Willen haben. Du kannst hier in London bleiben, oder aufs Land gehen. So lange Du Dich ruhig verhältst und thust, was ich wünsche, werde ich zu Dir kommen und versuchen, Dir die Einsamkeit so wenig als möglich fühlbar werden zu lassen."

Maggie fühlte, wie ihr das Blut bei seinen ersten gütigen Worten nach dem Herzen schoß. War sie auch nicht zu hart mit ihm umgegangen?

„Ich bin kein Schurke, Maggie, und vergesse, trotz Deiner Heftigkeit und Deiner Vorwürfe, keinen Augenblick, daß Du mein Weib bist. In einigen Jahren, möglicherweise noch früher, hoffe ich in meiner Stellung vorwärts und durch Sir Johns Einfluß ins Parlament gekommen zu sein — Du siehst, ich spreche ganz offen und ohne Rückhalt. Während der

Zeit wirst Du nachgeholt haben, was Dir an Erziehung fehlt, meine arme Maggie, und wir können dann vor der Welt unsere Heirath bekennen. Dies ist die Zukunft, die ich Dir zugedacht habe, wenn Du fortfährst, mir zu gehorchen. Betrachten wir nun aber auch die andere Seite der Medaille. Theilst Du unsere Heirath meinem Onkel ohne meine Erlaubniß direct oder indirect mit, so schwöre ich Dir, daß Du von diesem Moment an aufgehört hast meine Frau zu sein, und es nur noch den Namen nach bist. Mag meine Familie Dich anerkennen, mögen Dir die Gesetze morgen das Recht zusprechen, unter meinem Dache zu leben wie ich nicht zweifle, daß es geschieht, wenn Du die Sache richtig betreibst, so schwöre ich, merke wohl auf, so schwöre ich, daß ich Deine Hand nie wieder berühren, und Dich, so lange ich lebe, als eine Fremde betrachten werde! Ich denke, wir verstehen einander jetzt. Das Glück oder Elend unseres Lebens liegt nun in Deiner Hand." Dabei griff Mr. Dennison nach seinem Hute, um zu gehen.

Eine Minute stand Maggie unentschlossen. Dann drehte sie sich um, wankte auf ihn zu und warf sich an seine Brust.

„Ich will schweigen; ich will niemals nach Durants-Court oder zu irgend Jemand aus der Familie gehen; ich will Dir niemals wieder ungehorsam sein, Robert! Wenn ich Mr. Gerald wieder sehe, so werde ich ihm, wenn Du es willst, sagen, das, was ich ihm über unsere Verheirathung geschrieben, sei eine Unwahrheit gewesen. Nur sieh mich nicht wieder an, wie Du es vorhin thatest, und denke nicht daran, mich zu verlassen! O, Robert, ich will lieber alle Schande tragen, wenn Du mir bleibst, als daß ich vor der Welt Dein Weib heiße und Du mich noch einmal ansiehst, wie Du mich vorhin angesehen."

Er hatte den richtigen Weg eingeschlagen, um sie gefügig zu machen. Robert Dennison fühlte das und wünschte er sich selbst Glück zu seiner Geschicklichkeit, als er einige Stunden später in einem Coupé des Schnellzuges, behaglich eine Cigarre rauchend, auf dem Wege nach Staffordshire dahinbrauste,

Die Frage war nur, wie er die neue Unterwerfung seiner Sklavin am besten ausbeutete. War es denn ganz unmöglich, daß sie, statt ein Hinderniß auf seinem Wege zu sein, dazu diente seine ehrgeizigen Pläne zu fördern? Eins war gewiß, die Briefe, welche Maggie an Gerald Durant geschrieben, lagen sicher in seinem Pulte. Wenn sein Weib nicht gegen ihn war, sondern für ihn, wie wollte man dann die Heirath beweisen, selbst wenn Gerald Durant, wozu nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorlag, ihn an seinen Onkel verrieth?

Es war ein schöner Sommerabend, der erste Abend im August, und als Robert Dennison zwischen reichen, herbstlich gefärbten Feldern dahinfuhr, war er empfänglich für die herrliche Landluft, den Anblick der goldnen Landschaft und den Duft seiner vorzüglichen Havannahcigarre. Kein Mensch seiner Art fühlt sich schuldig, so lange seine Pläne gelingen. Reue, oder was solche Leute Reue nennen, tritt erst mit der Furcht vor Entdeckung ein und die schien hier von keiner Seite zu drohen. Maggie war durch eine kleine Härte in die passende Gemüthsverfassung gebracht; Gerald Durant hatte, in einem Anfall donquixotischer Großmuth, das Spiel in seine Hand gegeben. In allen diesen Umständen lag nichts, was Durants Gewissen hätte beunruhigen können.

So erfreute er sich der schönen Abendlandschaft, der frischen Luft und selbst der Bewegung des Dampfwagens mit leichterm Herzen, als er seit Monaten besessen. Sein dunkles Gesicht sah hübscher aus, als gewöhnlich, so behaglich und freundlich war der Ausdruck, den es trug, als er gerade zur Zeit des Diners in Durants-Court ankam.

VIII.

Noblesse obligé.

„Nun, und was hast Du mir von Gerald zu sagen?“ fragte Sir John, als das etwas stille Diner vorüber war und

Lady Durant und Lucia Onkel und Neffen allein beim Wein gelassen hatten. „Hast Du ihn aufgesucht und ihm meine Botschaft überbracht, wie ich gewünscht, Robert?"

„Ja, Sir. Ich richtete Ihren Auftrag aus", entgegnete Dennison. „Um es zu können machte ich die Reise über Morteville statt über Havre."

„Ueber Morteville? Ist Gerald dort?"

„Er hält sich, glaube ich, seit etwa acht Tagen dort auf."

„Zu welchem Zwecke?"

„Nun, Sir —" Mr. Dennison zögerte weiter zu sprechen.

„Robert", rief der alte Mann, „ich will, daß Du mir unumwunden die Wahrheit sagst. Für Dich wie für uns Alle ist die Zeit vorüber, Geralds Handlungen mit Rücksicht zu beurtheilen. Schon um Lucias Willen habe ich das Recht, diese Frage zu stellen und eine offene und aufrichtige Antwort von Dir zu verlangen."

„Ich glaube nicht, daß Gerald etwas Unrechtes thut", sagte Robert lebhaft. „Er scheint nur seine Zeit in der gewöhnlichen Weise todtzuschlagen. Einen Monat hat er, glaube ich, in Tyrol zugebracht und jetzt, wenn ich nun einmal die Wahrheit sagen soll, verliert er jeden Abend eine ziemliche Summe Geld im Ecarté an eine Table d'hote-Bekanntschaft und läuft am Tage hinter einem hübschen Gesicht her, in das er sich verliebt hat. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sir, daß ich sonst nichts zu sagen wüßte."

„O! Und was antwortete er auf meine Botschaft? Ich hoffe, Du hast sie ihm mit meinen eigenen Worten wiederholt?"

„Ja, ich hatte Ihren Brief dabei in der Hand."

„Nun?"

„Nun, Sir, ich glaube in der That nicht, daß Gerald Ihren Verdacht verdient — auf mein Wort, ich glaube es nicht. Jemand, der solche Wege geht, kann unmöglich so glücklich aussehen, wie Gerald."

„Glücklich, — also er sieht glücklich aus? Man kann daraus schließen wie wenig Sorge ihm die Trennung von Lucia macht! Sage mir, was er antwortete, Robert. Ich muß genau wissen, was Gerald auf meine Botschaft zu erwiedern hatte."

„Er sagte mir, er sei unschuldig", entgegnete Dennison, der bei diesen Worten die Augen seines Onkels vermied; „er wisse nichts von Maggie Hall und habe sie seit dem Tage ihres Verschwindens nicht gesehen."

„Und Du glaubst, daß das die Wahrheit ist, Robert?"

„Ja, ich glaube es. Ich sehe keinen stärkern Beweis gegen Gerald vorliegen, als gegen jeden andern Mann."

Dabei griff Mr. Dennison nach einer Weintraube und wählte nach sorgfältiger Prüfung eine der großen, dunklen Muskateller, die er besonders liebte „Ich finde keinen positiven Beweis gegen Gerald, und weiß nicht, warum wir seinen Versicherungen mißtrauen sollten."

„Und warum hat er sich nicht die Mühe genommen zurückzukommen, um seine Unschuld zu beweisen? Du bist ja ein Advocat, Robert, sag mir also, ob man es nicht stets als einen starken Beweis der Schuld betrachtet, wenn der Angeklagte keinen Versuch macht, sich zu rechtfertigen?"

„Gewiß", entgegnete Dennison, „vor dem Richter würde das ohne Zweifel jedem gewöhnlichen Menschen zum Nachtheil gereichen. Aber Gerald ist in vielen Puncten kein gewöhnlicher Mensch. Er ist seiner Natur nach indolent und seiner Ueberzeugung nach ein Fatalist. Wenn er sich unschuldig fühlt, ist er auch völlig sorglos, bis er —"

„Bis er ein Bettler sein wird!" rief Sir John Durant ärgerlich. „Wenn Gerald, von einem solchen Verdacht belastet, seine Zeit in Morteville mit nichtsnutzigen Männern und Frauen zubringen kann, wie er sein Lebtag gethan hat, so mag er es eben thun; wenn er dieser Gesellschaft endlich aber müde ist, so soll er nicht Lucias Hand als Belohnung erwarten! Da-

rüber steht mein Entschluß fest. Ich glaube im Grunde meines Herzens nicht, daß er jenes Mädchen geheirathet hat, nein, ich glaube es nicht. Gerald wäre mit allen seinen Fehlern nicht im Stande, uns das anzuthun. Ich glaube überhaupt nicht, daß er mit ihrer Flucht etwas zu thun hat. Die Sache berührt mich nur insofern, als man ihn, den versprochnen Bräutigam meiner Tochter, einer solcher schmachvollen Heirath beschuldigt und er seit beinahe sieben Monaten nicht gekommen ist, um sich zu rechtfertigen, oder mir Alles offen einzugestehen. Gerald weiß, was ich ihm gewesen und was ich ihm nicht einmal, nein sieben mal sieben mal verzeihen würde, wenn er offen vor mich hinträte und sich von diesem dummen Verdacht reinigte."

„Und — und wenn er sich nicht davon zu reinigen vermöchte?" fragte Dennison mit etwas gepreßter Stimme. „Ich habe nicht nöthig zu fragen, was Sie von Gerald in Bezug auf Lucia denken, aber nehmen wir an, daß das Schlimmste geschehen wäre — würde diese Heirath ein genügender Grund sein, den armen Burschen gänzlich zu verstoßen? Eine Heirath unterm Stande ist noch nicht immer eine schmachvolle."

„Wirklich! Es thut mir leid, eine solche Ansicht von Dir aussprechen zu hören, obgleich ich mich überzeugt halte, daß sie aus Anhänglichkeit an Gerald entspringt. Wenn einer meiner Neffen Maggie Hall oder ein anderes Mädchen dieses Standes heirathete, so würde ich ihn von Stund' an aus meinem Herzen und aus meinem Hause verbannen; ja, was ihm vielleicht noch näher gehen dürfte, ich würde ihn aus meinem Testament streichen. Niemand ist nachsichtiger gegen die Thorheiten, ja selbst gegen die Fehler eines jungen Mannes, als ich. Schande aber würde ich niemals weder vergessen noch vergeben. Unsere Familie hat bis jetzt kein Blut wie das Margarethe Halls in den Adern."

„Schlimm genug für die Familie", dachte Robert, in der Stille einen Vergleich zwischen Lucias kränklicher Schönheit und dem Gesicht und den Formen Maggies ziehend. „Ich glaube,

Sie haben Recht, Sir", setzte er dann laut hinzu. Auch ich halte eine Mesalliance für die schlimmste Handlung, die ein Mann begehen kann. Desto mehr freue ich mich zu hören, daß Sie ebensowenig wie ich glauben, Gerald könne sich so tief erniedrigt haben. Stolz, Delicatesse, hundert Gefühle, die wir Andern nicht verstehen" (wie unbefangen die Leute zuweilen Epigramme auf sich selbst machen!), „mögen ihn verhindert haben, Schritte zu seiner Rechtfertigung zu thun. Wissen wir doch nicht einmal, welcher Art seine Beziehungen zu Maggie Hall gewesen sind."

Robert besaß noch menschliches Gefühl genug, um bei diesen Worten, mit denen er die beiden Menschen verleumdete, die ihm in der Welt am treuesten anhingen, tiefe Scham zu empfinden.

„Ich bin nicht in der Stimmung über Geralds Stolz und Delicatesse zu sprechen", entgegnete Sir John nach minutenlanger Pause. „Wie tief ist nicht mein eigner Stolz in diesen letzten Monaten gesunken? Nach Gerald bist Du mein nächster Verwandter, Robert. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich sage „nach" ihm? Du stehst mir ebenso nahe als er, und so will ich Dir denn die einfache Wahrheit über die Sache sagen. Es ist, wie Du weißt, der Traum meines Lebens gewesen, daß der Knabe Lucia heirathen sollte. Er bekommt, wenn ich todt bin, den alten Titel, sowie das alte Haus und es war meine schönste Hoffnung, daß Lucia Alles mit ihm theilen könnte, und daß ihre Kinder hier geboren werden sollten, wo die Kinder meines Sohnes, wenn er am Leben geblieben wäre, das Licht der Welt erblickt haben würden. Nun, ich fange an einzusehen, daß mein Traum ein thörichter gewesen. Und das nicht wegen dieses Vorfalls, der sich ja in Wochen oder Monaten aufklären könnte, nein, sondern weil die Gleichgiltigkeit Geralds mir beweist, welchen Charakter der Mann besitzt, den ich als meinen Sohn betrachtet habe. Warum noch einmal darüber sprechen, Robert! Gerald weiß seit sechs Monaten, daß dieser Verdacht auf ihm lastet und er ist bis jetzt nicht gekommen, um in offener

männlicher Weise seinen Fehler einzugestehen, oder die Beschuldigung zurückzuweisen. Daß er mit Margarethe Hall verheirathet ist, glaube ich nicht, aber jeder Mann und jede Frau in der Grafschaft hält sich überzeugt, daß er bei ihrer Flucht betheiligt war. Und dabei ist Gerald der versprochene Bräutigam meiner Tochter. Das kann nicht länger so gehen, bei Gott, es kann nicht länger so gehen!" rief er leidenschaftlich. „Ich schrieb ihm gleich Anfangs einen Brief und er gab mir darauf eine leichtfertige, läppische Antwort. Er behandelte die ganze Sache wie einen Scherz und bemerkte selbst — gieb wohl Acht, Robert — daß wenn ein Glied der Familie Maggie geheirathet hätte, dies eine Sache wäre, über die man, bald genug hinweg kommen würde. Wenn ein Mann seine Aussichten und Vortheile für eine geliebte Frau opfere, so sei das eher eine Ehre, als eine Schande. Dann schrieb er noch eine Menge hochtönenden Unsinn über die Schönheit, die Tugend und die Vortrefflichkeit des Mädchens, den ich nicht im Gedächtniß behalten habe", fügte der alte Herr mit zornrothem Gesicht hinzu. „Als Antwort auf meine letzte, durch Dich überbrachte Botschaft, läßt er mir ganz kühl sagen, er sei unschuldig. Unschuldig! Wenn er hier an Lucias Seite, an meinem Tische sitzend seine Unschuld beweisen sollte! Und Du erzählst mir, daß er in Morteville sein Geld — oder besser gesagt, mein Geld — im Spiel verliert und hinter übelberufenen Frauen herläuft. Nun ich will ein Ende machen mit dem Burschen, ich will ein Ende machen!" rief er sich mehr und mehr erhitzend. „Zum Glück ist er nicht mein einziger Neffe, Robert. Ich habe ja noch Dich, der unsere Familie vor gänzlichem Verfall und Ruin bewahren kann. Aber meine arme, kleine Lucia!"

Robert Dennison hatte seinen Onkel nie so erregt gesehen. Sir John Durant war ein wohl conservirter, hübscher Mann mit grauen Augen, welche, wie die Geralds, zugleich Güte und Leidenschaft ausdrückten, einer weißen, gewölbten Stirn, die mehr schön als bedeutend war, und vornehmen, edlen Zügen

welche nur durch den unglücklichen erblichen Zug von Schwäche um Mund und Kinn beeinträchtigt wurden. Eine dunkle Röthe war in seinem Gesicht aufgestiegen und seine Lippen zitterten, während er sprach. Robert Dennison fühlte, daß die Zeit gekommen war, um den Streich zu führen, der Gerald vernichten und seiner eignen Tugend und Geschicklichkeit den Sieg verschaffen sollte.

„Was Maggie Hall betrifft", sagte er, „so kann ich nur wiederholen, daß ich Gerald für unschuldig halte. Ueber sein Benehmen gegen Lucia maße ich mir kein Urtheil an, denn ich habe seit Jahren nicht mit Gerald darüber gesprochen. Aber es giebt einen Punct, über den ich, ohne eine Falschheit gegen meinen Cousin zu begehen, offen sprechen muß. Ich würde das auch thun, wenn Gerald hier bei uns am Tische säße. Es ist mir schmerzlich zu sehen, wie gänzlich gleichgiltig er gegen die öffentliche Carrière ist, in die er durch Ihre Vermittlung eintreten könnte, wenn er wollte."

Der Ton, in dem Dennison sprach, war durchaus aufrichtig, aufrichtiger als der, in dem er bisher gesprochen. John Durant sah aufmerksam in sein festes, entschlossnes, braunes Gesicht, und der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, daß er bis dahin diesem Neffen Unrecht gethan haben möchte. Als Sohn einer ungeliebten Schwester und eines Mannes, den Sir John im Stillen um seiner niedrigen Geburt willen verachtete, hatte Robert Dennison niemals ein warmes Gefühl in seinem Herzen zu erregen gewußt. Jede Hoffnung, aller Ehrgeiz, die Erwartung alles Guten hatte sich auf Gerald gestützt — und jetzt zeigte sich Gerald als ein Verschwender, ein verlorner Sohn, während der andere Neffe als ein vorsichtiger, sich selbst beherrschender, beharrlicher Mann dastand; ein armer, obgleich nach und nach vorwärts kommender Advocat, der in den bescheidenen Räumen des Tempels lebte und mit seiner ganzen Zukunft auf sich und seinen guten Kopf angewiesen war.

„Es würde jetzt nur auf Sie ankommen, Sir, ihm diese

Carrière zu eröffnen", fuhr Dennison nach einer minutenlangen Pause fort, in welcher er die stumme Prüfung seines Oheims ausgehalten hatte. „Es würde jetzt nur auf Sie ankommen, Sir, Gerald in L. wählen zu lassen. Ich sprach erst heute mit Conyer darüber und er sagte mir, der Kampf könnte nur ein scheinbarer sein. Sie und Lord Sandford zusammen müßten jeden Mann durchbringen, den sie vorschlügen — und wenn Gerald... Aber was nützt es, davon zu sprechen?" unterbrach er sich mit unverhohlener Bitterkeit. Gerald besitzt heute nicht mehr Ehrgeiz, als in seinem elften Jahre, da er, wie Sie sich wohl erinnern, Sir, von einer Preisbewerbung zurücktrat, weil er wünschte, daß ein anderer Knabe, sein damaliger Damon, die Prämie bekäme. Er war niemals ehrgeizig und wird es niemals sein. Es liegt nicht in seiner Natur, irgend etwas ernst und eifrig zu wünschen."

Sir John fühlte den Schlag, aber er erwiederte nichts darauf. Vielleicht machte die Erinnerung an Geralds kindische Thorheit auf seine schwache Natur einen andern Eindruck, als auf Dennison. Er erhob sich nach einigen Minuten vom Stuhle und schlug Robert vor, mit ihm zu den Damen zu gehen.

„Aber Sie zürnen mir nicht, Sir?" rief Dennison ängstlich, indem er mit der Beflissenheit aufsprang, die er den kleinsten Wünschen seines Oheims gegenüber zeigte. „Sie zürnen mir nicht darum, daß ich offen meine Meinung ausgesprochen habe?" wiederholte er leise, als sie dem Damenzimmer zuschritten. „Sie wissen, es ist ein alter Ehrgeiz von mir, unsere Familie im Parlament vertreten zu sehen, und ich kann deshalb in einer Zeit wie die jetzige mein lebhaftes Bedauern nicht unterdrücken."

„Dir zürnen! O, nein, nein, entgegnete Sir John; aber er wandte sich, als er das sagte, von seinem vortrefflichen Neffen ab und seine Augen fielen durch die offene Thür des Zimmers seiner Tochter auf ein wundervolles lebensgroßes Portrait des verlornen Sohnes, das diesem im Alter von neun

Jahren an der Seite der kleinen Lucia darstellte. „Ich möchte nur wünschen, daß er in einigen Puncten Dir ähnlicher wäre", fuhr der alte Mann mit einem Seufzer fort. Mit Deinem Ehrgeize und Deiner Beharrlichkeit würde Gerald Alles werden können, was er wollte."

„Sagen Sie lieber, mit Geralds persönlichen Eigenschaften könnte ich Alles werden, was ich wollte", entgegnete Dennison lebhaft. Ehrgeiz und Beharrlichkeit sind gute Dinge, aber brillante Naturgaben — ein Gesicht und Manieren wie die Geralds wiegen alles Andre auf. Auf einen Mann oder eine Frau, die mich gern haben, kommen fünfzig, die ihn lieben. So ists immer gewesen und es ist auch ganz recht. Ich kann selbst keine Stunde mit ihm sein, ohne den Zauber zu empfinden, den er auf Alle ausübt."

Dennisons wirkliche Stärke lag darin, dergleichen Dinge zu sagen. Ein gewöhnlicher, plumper Verleumder verleumdet ohne Unterscheidung. Dennison wußte nicht allein, wo er aufhören mußte zu verunglimpfen, sondern auch, wo es rathsam war, mit der Großmuth zu beginnen. Außerdem besaß er die seltene Gabe, das, was er sagte, mit anscheinend tiefem Gefühl zu sagen. Auch in diesem Moment war seine Stimme bewegt, sein Gesicht nahm einen milden Ausdruck an, und Sir John Durant fühlte, daß der Sohn seiner Schwester bei ihm im Preise stieg.

„Du bist ein guter, großerziger Mensch, Robert, und ich hoffe Dir und der Welt eines Tages beweisen zu können, wie viel ich von Dir halte", sagte der alte Mann, indem er beim Eintritt in das Gesellschaftszimmer seine Hand gütig auf die Schulter des Neffen legte.

Lucia Durant erhob den Blick auf einen Moment von ihrer Stickerei und bemerkte die ungewöhnliche Vertraulichkeit. Sie wußte, daß Gerald dem Herzen ihres Vaters in diesem Augenblicke ferner stand als je.

IX.

Lucia.

Das Gesellschaftszimmer in Durants-Court war ein langes niedriges Gemach mit gothisch verzierten, nach alter Sitte aus kleinen viereckigen Scheiben zusammengesetzten Fenstern. Die Decke war gewölbt und die panelirten Wände waren mit einer Tapete bedeckt, die den Durants wenigstes seit hundert Jahren diente. Die Familie sah sich auf ihrem Landsitze von Baumwollen-Lords umgeben, die reicher waren als sie; Baumwollen-Lords, deren Häuser durch die Aufhäufung von Kostbarkeiten und einem Ueberfluß von modernen Polstermöbeln mehr wie Bazars oder Ausstellungsgebäude aussahen und diesen gegenüber suchte Lady Durant eine Ehre darin, ihr Haus in derselben Einfachheit zu erhalten, in der sie es als Braut gefunden, zu einer Zeit, wo noch keiner ihrer jetzigen reichen Nachbarn über die Mauern seiner Fabrik hinausgesehen hatte. Die Halle hatte keine Verzierung aufzuweisen, als die dunklen Gurten der gewölbten Decke, die Wappenschilder an den Wänden und eine vollständige, schwere Turnierrüstung, die nicht in Wardoar-Street gekauft war, sondern die einer der alten Durants getragen hatte und die sich seit den Zeiten der Königin Elisabeth von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Das Speisezimmer war mit Mahagonimöbeln ausgestattet, deren Styl an die Zeiten erinnerte, da Squire Western dem Harpsichord Sophiens lauschte. Die Schlafzimmer waren noch mit der verschossenen, blauen, grünen oder rothen Tapete versehen, nach denen frühere Generationen sie benannt hatten, und im Gesellschaftszimmer trugen, wie schon gesagt, Wände, Stühle und Sophas noch dieselbe Bekleidung, welche Mode gewesen war, als Georg III. den Thron bestiegen.

„Nicht besser möblirt als ein Pfarrhaus", sagten die Fabrik-Ladies, wenn eine von ihnen durch einen besonders günstigen Zufall dazu kam, Lady Durant eine Morgenvisite abzustatten

Aber es ließ sich nicht ableugnen, daß man sich trotz dieser Einfachheit in dem alten, stillen, ernsten Hause daheim fühlte und die Fabrik-Ladies empfanden das recht gut, aber sie hätten um keinen Preis zu sagen vermocht, warum ihre eignen italienischen Stuccatur-Paläste mit den gußeisernen Balustraden, trotz aller Purpurgardinen, trotz Sammet, Seide und Vergoldung, das Aussehen von Möbelmagazinen behielten und sich beharrlich weigerten, einen wohnlichen Charakter anzunehmen. Nur Häuser, in denen die darin geborenen Menschen auch leben und sterben, gewinnen diesen Charakter und eben dieser Charakter ist es der uns solche stille, unveränderte alte Landhäuser theuer macht wie die Gesichter erprobter Freunde.

Die Fronten des im rechten Winkel erbauten Landhauses lagen nach Süden und Westen. Die Zimmer hatten zu jeder Jahreszeit volles Licht und Sonne. Zwei riesenhafte Cedern, sandten ihre Düfte über den kurz geschorenen Rasenplatz herüber, Rosen und Jelängerjelieber umrankten im Sommer alle Schlafstubenfenster. Im Winter erinnerte der altmodische Geruch von getrockneten Rosenblättern und Lavendel an die Sommerszeit. Das Gebäude lag etwas tief und gewährte nach keiner Seite eine Aussicht über den eignen bewaldeten Grund und Boden hinaus. Kein Geräusch drang von außen her in diese kleine abgeschlossene Welt. Jahr auf Jahr verrichteten dieselben ruhigen Domestiken dieselben Dienste. In den Zimmern standen dieselben Möbel, im Juni herrschte immer derselbe von Rosen und Cedern gemischte Geruch, die Flamme des Weihnachtsklotzes beleuchtete immer dieselben alten Portraits. In den letzten zwanzig Jahren hatte sich in Durants-Court nichts verändert, als das Alter eines jungen Mädchens. Lucia war nach und nach zur Jungfrau herangewachsen, ohne daß dies indessen einen merklichen Einfluß auf die Gewohnheiten und Sitten des Hauses ausübte. Sie war jetzt ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, aber abgesehen davon, daß sie keine Gouvernante mehr hatte und lange Kleider trug statt kurze, daß sie Abends eben

so lange wach blieb wie Papa und Mama, verlief ihr Leben genau in derselben Weise wie da sie zehn Jahre alt war.

Als Knabe hatte Gerald oft im Scherz gesagt, Durants-Court sei ein verzauberter Palast, in dem Alles seit hundert Jahren geschlafen, und er sei der schöne Prinz, der wieder Liebe und Hoffnung, Lust und Schmerz in diese Mauern bringen würde, wenn er Lucia heirathete. Und die kleine Lucia, mit der Puppe im Arm, hatte über den Scherz gelacht. In der letzten Zeit war ihre Heirath eine zu ernste Sache gewesen als daß man im Scherz oder überhaupt nur offen hätte davon sprechen dürfen. Wenigstens war das Lady Durants Meinung. So lange die Beiden Kinder gewesen, war das ganz gut, aber ein erwachsenes Mädchen durfte von Liebe und Heirath nichts hören, bis man ihre Aussteuer vorbereitete. Lucia, die in diesem Puncte sehr ruhig war, hatte sich dieser Ansicht ohne Widerspruch gefügt und Gerald — Gerald unterwarf sich, um die Wahrheit zu gestehen, nur zu leicht der Beschränkung, die man einem Verhältniß zu Lucia auferlegte.

Er liebte Lucia als einen Theil der alten, schönen Besitzung; er liebte sie, wie er das Haus, die Cedern, die guten, alten Weine, die alten Kutschpferde und überhaupt Alles liebte, was zu Durants-Court gehörte. Wirkliche Liebe hatte er niemals für sie gefühlt und konnte er niemals für sie fühlen: ja, er hatte für sie nicht einmal die Empfindung, die man in der Welt und unter seinen Genossen gewöhnlich mit dem Wort Liebe zu bezeichnen pflegt. Frauen aus den verschiedensten Kreisen und Nationen hatten seine leicht erregbare Phantasie beschäftigt, lange ehe er Archy Lovell gesehen, nur Lucia, die arme, kleine Lucia vermochte weder Gefühl noch Leidenschaft in ihm zu wecken. Sie nahm in seinem Herzen den Platz einer Lieblingsschwester ein — und selbst kaum diesen. Eine Lieblingsschwester muß der Kamerad, die Gefährtin und Vertraute ihres Bruders sein und das war Lucia bis dahin nie gewesen. Lady Durant hätte das nicht für erlaubt gehalten.

Ihrer Meinung nach waren die Mutter und die Gouvernante die einzigen passenden Vertrauten für ein junges Mädchen.

Keine Frau von vierzig Jahren ist geeignet, die Erziehung eines Kindes vom Anfang an zu leiten. Lady Durant war schon älter, als Lucia geboren wurde und ihr Mann war fünfzehn Jahre älter als sie. Lucia war unnatürlich nüchtern und vernünftig erzogen worden, wie es den einzigen Kindern ältlicher Eheleute gewöhnlich geschieht. Lady Durant liebte das Kind zärtlich, zärtlicher vielleicht, als jüngere Frauen ihre Töchter lieben, aber sie hatte so lange in ihrer Abgeschlossenheit, ohne Kinder, nur auf die Gesellschaft ihres Mannes angewiesen, gelebt, sie hatte die Gefühle der Jugend so gänzlich vergessen, daß sie ihrem Kinde keine Gefährtin sein konnte. Lady Durant war nach den Principien von Hannah More erzogen worden und nach denselben Principien erzog sie ihre Tochter. Die echt englische Meinung, daß Anstand eine Tugend an sich sei, wurzelte tief in Lady Durants Herzen. Schon als kleines Kind wurde Lucia ernstlich vermahnt, niemals zu ungehöriger Zeit zu lachen, sie mußte feierliche Worte feierlich wiederholen u. s. w. und da auch späterhin ihre Gouvernante den „Anstand" zum Hauptpunct ihrer Erziehung machte, so gewöhnte sich das arme Kind im Laufe der Zeit nicht nur daran, alle feierlichen Worte feierlich zu sprechen, sondern überhaupt in einem unnatürlichen gekünstelten Tone und mit unnatürlich langem Gesicht zu reden. Es lag nichts Starres oder Unweibliches in Lady Durants Charakter. Sie befolgte nur jene prosaische, strenge, kalt-methodistische Theorie des Lebens, in welcher eine Anerkennung unserer Fähigkeit für sprudelnde Fröhlichkeit und Lust keinen Platz findet. Als die Mutter von Söhnen würde ihr Wesen vielleicht eine wärmere Färbung angenommen haben — für Mädchen hielt sie die Mittelmäßigkeit für das zu erstrebende Ideal der Vollkommenheit und ihre Tochter war die Verkörperung des strengen, unnatürlichen, phantasiearmen Systems, in dem man sie erzogen hatte.

Ihr Gesicht war, wie Archy Lovell durch die Photographie erfahren hatte, soweit es die Züge anbelangte, von auffallender Regelmäßigkeit, aber es fehlten ihm Farbe, Leben und Kraft. Hätte Durants-Court auf einem Berge gestanden, so würden die bejahrten Eltern, der Mangel an Gespielen und die vortreffliche Erziehung Lady Durant vielleicht nicht hingereicht haben, um alle Frische aus Lucias Kinderjahren zu vertreiben. Aber die Besitzung lag tief, von allen Seiten gegen den Wind geschützt und umgeben von jenen alten herrlichen Bäumen, welche die aristokratische Abgeschlossenheit so vortrefflich unterstützten, aber auch die Circulation des Oxygen hemmten, das für aristokratische, wie für plebejische Lungen gleich nöthig zu sein scheint. So kam es denn, daß Lucia Durant, nachdem sie einige Jahre geschwankt, ob sie überhaupt am Leben bleiben sollte, oder nicht, aufwuchs wie eine Blume, aber wie eine jener blassen geruchlosen Blumen, die im Schatten der Cedern auf dem Grasplatze standen. Man konnte aus ihrer jetzigen Erscheinung mit Gewißheit auf das schließen, was sie mit dreißig, vierzig und sechzig Jahren sein würde. Der Mann, welcher sie heirathete, konnte sich überzeugt halten, daß er ein so reines, unbeflecktes Herz gewann, als ein englisches Haus nur immer hervorzubringen vermag, denn Lucia besaß noch die völlige Unwissenheit eines Kindes, aber er mußte auch fühlen, daß er den Verlauf aller künftigen Jahre seines häuslichen Lebens mit Genauigkeit voraussehen konnte, und für manche Männer — namentlich für einen Mann wie Gerald — war dies ein beängstigender Gedanke. Leute seiner Art legen mehr Werth auf Amüsement, als auf jeden andern Besitz und Lucia vermochte nicht irgend einen Menschen zu amüsiren. Für sie gab es keine jener Abirrungen von dem gebahnten Wege, die junge, unbevormundete Mädchen so reizend erscheinen lassen, — nichts, was sie sagte, nichts, was sie that, war eigenthümlich oder überraschend. Man hatte sie mit liebenswürdigen, flachen Gemeinplätzen aufgezogen und es ließ sich voraussehen

daß sie, so lange sie lebte, nicht anders sprechen und handeln und ihre Kinder dereinst in gleichem Geiste erziehen würde.

„Tugendhaft, hübsch und weiblich", hatte Gerald oft gedacht, wenn er das Gesicht seiner Cousine prüfend betrachtete und über das Leben nachdachte, das er mit ihr führen würde; hübsch, freundlich und weiblich! Alles, was er an Frauen am meisten liebte — und doch langweilig. Die heftigsten Antipathien der leichtlebigen, genußsüchtigen Natur Geralds waren in diesem einzigen Worte zusammengefaßt.

Robert Dennison hatte vorhin, als Sir John davon sprach, daß kein gemeines Blut, wie das Margarethe Halls, in den Adern der Durants fließe, in der Stille Lucia mit seinem Weibe verglichen. Jetzt, als er in das Gesellschaftszimmer trat und seine Cousine sitzen sah, drängte sich ihm dieser Vergleich mit doppelter Gewalt auf und Mr. Dennison', der mehr Geschmack an kräftigen, junonischen Schönheiten, als an ätherischen Heldinnen fand, gestand sich in der Tiefe seines Herzens, daß sein niedrig gebornes Weib nicht nur ungleich hübscher, nein , auch bedeutend edler aussah, als Miß Durant auf Durants-Court mit aller ihrer bleichen Zartheit und aller ihrer studirten Grazie.

Lucia wendete ihm, als er eintrat, das Gesicht zu und bewillkommnete ihn mit jenem Lächeln, das man ihr seit frühster Kindheit gelehrt hatte, um damit jeden Menschen zu empfangen, gleichviel ob er ihr angenehm war oder nicht.

Robert nahm an ihrer Seite Platz.

„Allezeit fleißig, Lucia", begann er. „Mit welcher künstlichen Arbeit bist Du denn schon wieder beschäftigt?"

„Mit keiner sehr künstlichen, Robert. Ich sticke nur einige Buchstaben. Gefallen sie Dir?" fragte sie, indem sie ihre Arbeit in seine Hand legte.

„G. E. D." und der Helmschmuck der Durants. Also die mühsame, feine, aus den kleinsten Stichen zusammengesetzte Arbeit war für Gerald bestimmt, und wurde unter Lady Durants

Augen gefertigt! Robert Dennison gab das Tuch im Moment zurück. „Ich bewundere Deine Geschicklichkeit, Lucia, aber ich liebe Spitzen und Stickereien für Männer nicht. Ich glaube, daß der Mann, welcher ein gesticktes Taschentuch trägt, auch parfümirte Schmachtlocken und Spitzen um Hals und Arme tragen sollte, wie die Höflinge Karls des II.“

„Warum?“

„Weil es zusammen paßt, Lucia.“

„Aber lange Haare und Spitzenmanschetten sind nicht in der Mode, gestickte Taschentücher dagegen, werden jetzt getragen.“

„Mode! Der Mann soll nicht der Mode folgen wie ein junges Mädchen.“

„Warum nicht?“

„Weil es nicht seine Aufgabe ist, durch sein reizendes Gesicht und seine Hände zu gefallen, wie es die Frauen sollen.“

„Durch sein reizendes Gesicht — man sagt so nicht von einem Manne. Aber man kann sagen, daß er hübsch und gut angezogen ist. Wenn ich ein junger Mann wäre, würde ich immer gut gemachte Kleider, feine Handschuhe und gestickte Taschentücher tragen, wie Gerald.“

„Und vor dem Spiegel sitzen und Modenbilder studiren und darüber nachdenken, ob Dir lavendelfarbene oder strohgelbe Handschuhe besser kleiden. Nicht wahr, Lucia?“ fragte Robert lachend.

„O nein das würde ich nicht thun“, entgegnete Lucia; ihm ins Gesicht blickend. „Wenn ich wirklich ein junger Mann wäre, würde ich auf die Jagd reiten, rudern, Cricket spielen und brav sein, wie Gerald.“

Robert fand, daß seine Cousine schwerer zu behandeln sei, als alle Andern. Für einen Menschen, dessen Force in halben Angaben, verhüllten Verleumdungen, leisen Anspielungen besteht, ist Niemand unbequemer, als jene gründlichen Leute, die bei Allem fragen: warum? und jede Bemerkung nur ihrem Wortlaut nach verstehen. Wenn er gesagt hätte: „Gerald ist ein

Strohkopf, Gerald bringt seine Zeit damit hin, seine Haare vor dem Spiegel zu kräuseln und über die Farbe seiner bockledernen Handschuhe nachzudenken", so würde Lucia vielleicht nach einiger Ueberlegung diese neue Ansicht in ihrer Seele aufgenommen haben. Seine versteckte Anspielung auf Spitzenmanschetten und Modenbilder waren ihr eben so unverständlich, wie sie einem Kinde von sechs Jahren gewesen sein würde. Und diese unzerstörbare Einfalt, diese geringe Fähigkeit des Begriffsvermögens diente Lucia eben so gut, wie klügeren Leuten Geistesgröße dient. Mangel an Einbildungskraft ließ sie wahr und gerecht sein, wie ein Kind wahr und gerecht ist.

„Du solltest Deine Augen nicht bei Lampenlicht verderben, Lucia, wenn der Mond so herrlich scheint und in die frische Luft hinaus lockt", bemerkte Mr. Dennison, nachdem er ihr stilles Gesicht einige Minuten prüfend betrachtet hatte. „Würdest Du nicht Lust haben, einen Spaziergang durch den Garten mit mir zu machen? Ein Abend, wie dieser, ist ein wahrer Hochgenuß für einen armen, nur an Rauch gewöhnten Londoner, wie ich bin."

Robert Dennison hatte seine Gründe mit Lucia allein sprechen zu wollen, und da er morgen früh Durants-Court verlassen mußte, ehe noch Jemand von der Familie wachte, so sah er in einem Spatziergange die einzige Möglichkeit seinen Zweck zu erreichen.

„Mama, Robert wünscht, daß ich ein Wenig mit ihm im Garten spatzieren gehe. Darf ich?"

„Wie, um neun Uhr Abends? Lucia geht ihres Halses wegen niemals so spät Abends hinaus, Robert. Indessen, wenn es nicht thaut und Ihr auf den trockenen Wegen bleibt —"

Dennison trat durch die Glasthür in den Garten, strich mit der Hand über den Rasen und erklärte, derselbe sei trocken wie ein Teppich. Miß Durant wickelte einen Shawl um Kopf und Schultern, als ob sie eine rheumatische alte Frau wäre, und erhielt die Erlaubniß, sich auf zehn Minuten in den Gar-

ten zu begeben, mit der strengen Weisung indessen, beständig in Bewegung zu bleiben. Dennison nahm sich vor, die Zeit so gut als möglich zu benutzen, zog ihren Arm durch den seinigen und entfernte sich mit ihr weit genug vom Hause, um von den alten Leuten nicht gehört zu werden.

„Robert hat sich vervollkommnet", bemerkte Sir John, als das Geräusch ihrer Fußtritte verklungen war, „sehr vervollkommnet! Findest Du das nicht auch, Jane?"

„Robert Dennison sieht recht gesund aus, aber ich glaube, das war immer der Fall", entgegnete Lady Durant kühl. „Was sagt er von Gerald?"

„Ich spreche nicht von seiner Gesundheit", sagte Sir John ärgerlich. „Ich meine seine Manieren, seine Haltung, Alles an ihm ist edler geworden. Robert ist ein junger Mann, der seinen Weg in der Welt machen wird, Lady Durant. Du wirst es erleben."

„Ich habe immer geglaubt, daß er seinen Weg in seiner Weise machen wird", entgegnete Lady Durant. „Sein Vater verstand dies ja auch."

„Sein Vater! Warum erinnerst Du mich immer wieder daran? Du weißt, daß ich seinen Vater nicht leiden mochte, und es ist bei Gott nicht großmüthig von Dir, Jane, immer wieder auf des armen Burschen niedrige Geburt hinzuweisen!"

„Aber mein lieber John —"

„O, ich weiß schon, daß Du nichts Thatsächliches gegen ihn sagst, aber ich kenne Deinen Ton und die Gesinnung, die Du Dein Lebtag gegen Robert gehegt hast. Indessen würde es für uns Beide gut sein, Jane, wenn wir etwas mehr an ihn und etwas weniger an den Sausewind, Gerald, gedacht hätten — gut für uns und die Ehre der Familie."

Wenn Sir John einen Anfall von Hartnäckigkeit hatte, so wäre es eben so leicht möglich gewesen, ihn durch Gründe umzustimmen, wie man eine seiner Cedern durch einen Handgriff

auf einen andern Platz hätte setzen können. Er hatte sich diesen Abend in einen wirklichen Aerger gegen Gerald hineingearbeitet und Lady Durant sah sofort, daß es nur noch wenig bedurfte, um ihm eine wirkliche Vorliebe für Dennison einzuflößen.

„Ich weiß nicht, wie Du sagen kannst, wir hätten Robert unterschätzt“, bemerkte sie ruhig. „Ich meinestheils habe stets seiner tüchtigen, beharrlichen, arbeitsamen Natur Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Aber hast Du ihn zu Deinem Liebling gemacht? Hast Du ihn als Sohn an Dein Herz genommen? Ihm Deine Tochter zur Frau versprochen? Hast Du das Alles für Robert Dennison gethan, Jane?“

„Nein, John, das habe ich nicht“, entgegnete Lady Durant fest; „und ebenso wenig hast Du es gethan. Robert hat mir niemals so nahe gestanden und kann mir niemals so nahe stehen, wie Gerald. Gerald nimmt den Platz meines eigenen Sohnes ein und wird ihn behalten, gleichviel ob er Lucia heirathet oder nicht.“ Dabei erhob sich Lady Durant, trat zu dem Stuhle, auf dem Sir John saß und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Lady Durant konnte noch immer für eine hübsche Frau gelten und sah um zehn Jahre jünger aus, als sie wirklich war. Sie besaß eine hohe, schlanke Gestalt, ein Gesicht von eben so tadellosen Formen wie das Lucias, und weiches graues Haar, das in tiefen Scheiteln ihre Stirn umrahmte. Ihre Hände und Zähne waren noch immer wunderschön. Trotz ihrer engen Begriffe lag eine gewisse feine Grazie in Lady Durants Wesen, die sie in den Augen des Mannes ihrer Jugend mit einem eigenen Reiz umgab. Die ruhige stagnirende Atmosphäre, welche die Entwickelung des jungen Mädchens beeinträchtigt hatte, schien der reifern Frau eine ungewöhnliche Frische bewahrt zu haben, und als jetzt Sir John Durant aufblickte, in seines Weibes Gesicht sah und darin eine ungewöhnliche Bewegung, in ihrem Auge eine ungewohnte Thräne wahrnahm, fühlte er sich tief gerührt.

„Ich verlange nicht, daß Du Robert Dennison lieben sollst, Jane", begann er. „Weiß ich doch am besten, wie theuer Gerald uns ist. Ich möchte nur, daß wir gerecht wären."

„In welcher Weise gerecht, John?"

Indem wir nicht Alles an den Einen verschwenden, während der Andere leer ausgeht. Wir haben für Gerald dies Haus bestimmt, haben versprochen, ihn zu unserm Sohn zu machen, und das ist genug. Genug, Gott weiß es, wenn wir sehen wie er uns dafür dankt."

„Und was gedenkst Du für Robert zu thun? Ich möchte, daß Du es mir sagtest. Ich werde mich Dir in keiner Sache widersetzen, die Du für gut und gerecht hältst, selbst wenn dabei unser ganzes Glück — und zunächst das Glück Lucias — geopfert werden müßte!"

Kluge Worte — Worte, welche zeigten, daß Lady Durant, mochte sie noch so große Irrthümer bei der Erziehung ihrer Tochter begangen haben, dennoch Meisterin in der kleinen Tactik war, die jeder klugen, guten Frau die Herrschaft sichert. In fünf Minuten kannte sie alle die unbestimmten Pläne, die ihrem Gatten in Bezug auf Robert Dennison vorschwebten. Eine Viertelstunde später hatte Sir John seinen Zwieback und seinen halben Becher Brandy und Wasser genossen und war, dem Rath seiner Frau folgend zu Bett gegangen, um einer weitern Aussprache mit dem „armen Robert" bis zu seinem nächsten Besuch in Durants-Court auszuweichen. Bis dahin war Gerald jedenfalls nach England zurückgekehrt, und hatte sich selbst vertheidigen können.

„Aber sage Robert, daß ich unser Gespräch nicht vergessen würde, Jane", wiederholte der alte Mann, als seine Frau an der offenen Thür des Gesellschaftszimmers stand und ihm nachsah. „Sage ihm, daß ich hoffte, ihn bald wieder hier zu sehen und daß er Conyers mitbringen könnte, wenn er wollte, damit wir Alles ernstlich besprechen. Auch vergiß nicht, ihm zu sagen, daß ich seit meinem letzten Anfall immer um neun Uhr zu Bett

zu gehen pflege, er möchte es sonst für eine Unfreundlichkeit halten, wenn ich mich entfernte, ohne Abschied von ihm zu nehmen."

Lady Durant versprach Alles zu thun, und hielt ihr Wort. Nur war der Ton, in dem sie die Bestellungen ausrichtete, um einen Schatten weniger cordial, als Robert Dennison gewünscht hätte.

Mr. Dennison wußte mit Sicherheit, daß er bei seinem Oheim die Hälfte des Spiels gewonnen; er hielt es für möglich, auch Lady Durant durch Geschick und Vorsicht mit der Zeit auf seine Seite zu ziehen, bei Lucia durfte er nie darauf hoffen. Als er jetzt Arm in Arm mit ihr durch den alten Garten ging, in welchem sie schon als Kinder mit einander gespielt, und der Mondschein, der durch das dichte Gezweig brach, auf ihr Gesicht fiel, da fühlte sich Robert Dennison neben dem einfachen Mädchen mehr in Verlegenheit, als er es einem stirnrunzelnden Richter oder einem bramarbasirenden Collegen gegenüber gewesen sein würde.

„Und Du fragst nicht nach Gerald", bemerkte er endlich, als sie die fernste Terrasse des Gartens erreicht — Lucias Terrasse, wie man sie gewöhnlich nannte — und das Mädchen auf mehrere Gemeinplätze nur mit ihrem gewöhnlichen, ruhigen „Ja" oder „Nein" geantwortet hatte. „Du weißt vielleicht nicht, daß ich ihn gesehen habe", fügte er hinzu, indem er ihre Hand theilnehmend drückte.

„Ja, ich weiß es. Ich erhielt diesen Morgen einen Brief von Gerald."

„O! das wußte ich nicht. Ich wußte nicht, liebe Lucia, daß Ihr Beide im brieflichen Verkehr mit einander steht."

Lucia schwieg.

„Ich muß gestehen, daß mich das bei der gegenwärtigen Lage der Dinge zwischen Sir John und Gerald in Verwunderung setzt", fuhr er fort.

„Hat Dich Papa beauftragt, mir das zu sagen? Bitte thu'

es nicht, Robert, wenn Du keinen Auftrag dazu hast", sagte Lucia indem sie seinen Arm los ließ und ihm voll ins Gesicht schaute.

„Dein Vater hat mir nicht den Auftrag ertheilt mit Dir zu sprechen. Nur Dein und Geralds Interesse veranlaßt mich dazu; indessen werde ich schweigen, wenn Du nichts zu hören wünschest", entgegnete Robert.

„Ich wünsche nur nichts gegen Gerald zu hören. Ich wünsche jetzt eben so wenig, daß Du mir Geschichten von ihm erzählst, wie damals, da Ihr noch Knaben waret."

„Und als Du eine kleine, kluge Dame von zehn oder elf Jahren warst, Lucia; ein kleines Muster von Vernunft und Schicklichkeit, wie Gerald Dich zu nennen pflegte, und wie Du noch heute mit einundzwanzig Jahren bist."

Wenn er geglaubt hatte durch diese Worte ihre Empfindlichkeit zu reizen, so sah er sich getäuscht. Lady Durants Tochter fand in der Meinung Dennisons eher ein Compliment als etwas anderes.

„Aber ich werde erst am sechzehnten December einundzwanzig Jahre. Geralds Geburtstag fällt in denselben Monat wie Du weißt; nur zehn Tage später", entgegnete sie.

„Ja, er wird dann sechsundzwanzig. Für diese Zeit war Eure Verheirathung angesetzt, nicht wahr?"

„In der That, Robert warum fragst Du?"

„Ich wollte nur hören, ob Jemand von Euch sich noch der alten Verabredung erinnerte."

„Willst Du damit sagen, daß Gerald sie vergessen hätte?"

Dennison schwieg.

„Willst Du damit sagen, daß sich Gerald den alten Verabredungen, wie Du es nennst, nicht mehr erinnerte?" wiederholte sie.

Miß Durants Lippen zitterten dabei ein wenig. Stolz war das stärkste ihrer Gefühle und es war Robert endlich gelungen, ihren Stolz wach zu rufen.

„Ich meine nur, daß Geralds ganze Lebensweise nicht die eines Mannes ist, der sich verheirathen will“, entgegnete er. „Würde wohl Jemand, der sich in sechs Monaten zu verehelichen gedenkt, ruhig einen Verdacht auf sich sitzen lassen, wie den, welcher jetzt auf dem armen Gerald lastet?“

„Ich glaube nicht daran. Ich glaube nicht ein Wort von dem, was man über Gerald und Maggie Hall sagt.“

„Und dies Vertrauen in ihn macht Dir Ehre, Lucia, sehr viel Ehre. Ich zog vorhin auch nicht Deine Treue in Zweifel“ (hier legte sie ihren Arm wieder in den seinen), „sondern die Geralds. Hat er auch nur einen Schritt gethan, um Dir oder Deinem Vater seine Unschuld zu beweisen? Wenn das nicht geschehen ist, so wiederhole ich, daß er sich nicht wie ein Mann benimmt, dem seine Heirath am Herzen liegt.“

Der Gedanke, die Großherzigkeit Geralds eines Tages zu seinem Nutzen auszubeuten, war erst an diesem Morgen in Dennison aufgestiegen. Er hatte denselben zurückgewiesen, hatte es aber doch als eine Selbsterniedrigung empfunden, eine solche Schurkerei auch nur gedacht zu haben. Und jetzt, sieben oder acht Stunden später — so jäh sind die Schritte des Menschen auf dem abwärts führenden Wege — brachte er diesen Gedanken ohne eine Spur von Bedenken zur Ausführung. In Miß Durant stiegen bei Anhörung seiner Worte bittere Gefühle auf. Sie wußte nur zu gut, daß Gerald sich nicht benommen, wie er gesollt hätte, und daß er immer ausgewichen war, wenn Lady Durant ihn um Beweise seiner Unschuld gedrängt. Kurz er hatte in diesem Falle durchaus nicht gehandelt wie ein Mann, der das Glück seines Lebens auf dem Spiele stehen sieht.

„Ich bilde mir nicht ein, daß Gerald mich liebt, wie die Leute in Novellen und Gedichten sich lieben“, entgegnete sie, ihr blasses Gesicht abwendend. „Er weiß, daß wir uns heirathen werden und daß Jedermann die Sache für ausgemacht betrachtet, er wird also eine Rechtfertigung vor Papa für

überflüssig gehalten haben. Ich meine nicht, daß er darin recht handelt, ich glaube nicht, daß Gerald ganz so handelt, wie er es mir schuldig wäre, aber das ist auch Alles, was ich gegen ihn zu sagen weiß. Ich bin überzeugt, daß er an dem Verschwinden Maggie Halls keinen Antheil hat."

„Ah! Wenn ich jemals heirathe, Lucia, so wünsche ich mir eine Frau, die ein Herz und ein Vertrauen besitzt, wie Du. Geralds Säumigkeit, seine Unschuld zu beweisen, erscheint Dir also nicht als Beweis seiner Schuld?"

„Als Advocat darfst Du mit mir nicht sprechen, Robert. Ich weiß nur, daß Gerald mit Maggie Halls Verschwinden nichts zu thun hat."

„Darf ich fragen, woher Du das weißt?"

„Weil — aber ich glaube nicht, Robert, daß Mama es billigen wird, wenn ich von solchen Dingen mit Dir spreche."

„Warum nicht Lucia? Im Gegentheil, ich bin überzeugt, Lady Durant würde die Gründe gut heißen, die mich veranlassen, das Gespräch auf dies Thema zu bringen."

„Nun gut, wenn Du es durchaus verlangst, so muß ich sprechen. Gerald hat niemals an Maggie Hall in solcher Weise gedacht, weil Du selbst in sie verliebt warst, Robert."

Der Schlag kam so unvermuthet, daß er Dennison in die äußerste Bestürzung versetzte. Konnte es möglich sein, war sein erster Gedanke, daß Gerald oder Maggie ihn verrathen?

„Für mich ist dieser Grund gerade keine Schmeichelei", fuhr Lucia in ihrer kindischen Weise fort, „Gerald hat sich auch niemals den Anschein gegeben, als vermeide er kleine Schwächen dieser Art um meinetwillen, und wenn ich keinen bessern Beweis gehabt, so hätte ich die Geschichte vielleicht geglaubt, wie Andere. Aber Gerald würde niemals Dein Nebenbuhler geworden sein. Ich weiß nicht warum, aber ich fühle, daß er das niemals gethan hätte."

„Und darf ich fragen, ob Lady Durant Deine Ansichten

theilt, meine kleine, kluge Lucia?“ fragte Dennison, indem er einen ziemlich verunglückten Versuch machte zu lachen.

„Mama? O nein! Wenigstens glaube ich es nicht. Mama spricht mit mir nie über dergleichen Dinge. Der kluge Gedanke ist mein alleiniges Eigenthum, Robert, aber ich bin deshalb nicht weniger sicher, daß ich Recht habe.“

Dennison fing an freier zu athmen. Es war also nichts gewesen, als eine jener schrecklichen Vermuthungen der Wahrheit, für die Lucia trotz ihres beschränkten, phantasiearmen Wesens ein geheimnißvolles Talent zu besitzen schien. Es war nichts als eine Vermuthung, die sich auf keine Gründe stützte und welche durch den nächsten Gedanken, der in ihrem kleinen Gehirn Eingang fand, wieder daraus verdrängt werden konnte.

„Ich wünschte, es wäre, wie Du sagst, meine kleine Cousine“, begann Robert, „aber so sehr ich mich freuen würde, Gerald zu rechtfertigen, so muß ich doch auf die Ehre verzichten, die Du mir anthust. Ich war niemals verliebt in diese Susanne — Marie oder Maggie Hall“.

„Susanne — Marie — Maggie! Aber Du warst ja in Heathcotes völlig zu Hause, Robert! Du liefst eine Zeit lang immer hinter Maggie her, wußtest von nichts zu sprechen, als von Maggies Gestalt und von Maggies Augen, und jetzt thust Du, als könntest Du Dich kaum auf ihren Namen besinnen!“

Eine dunkle Gluth übergoß Dennisons Gesicht.

„Ich wußte nicht, daß Du auf dergleichen Klatscherei achtest, Lucia“, erwiederte er ärgerlich. „Ich hätte geglaubt, Du ständest mehr als jedes andere Mädchen über diesem Dorf- und Bedientenstubengeträtsch.“

„Ich habe weder von den Dienern, noch im Dorfe etwas darüber gehört. Alles, was ich weiß, weiß ich durch die arme Maggie selbst“, sagte Lucia.

Robert Dennison erinnerte sich, daß Lucia als kleines Mädchen sehr vertraut mit Maggie Hall gewesen war. Lady Durant, die keinen Umgang mit den Kindern der benach-

barten Industriellen wünschte, hatte ihre Tochter dennoch dazu angehalten, in einer gewissen freundlich-aristokratischen, herablassenden Weise mit den Kindern der Pächter zu verkehren. Als Miß Durant auf Durants-Court eine erwachsene Dame geworden, hatte sie das hübsche Milchmädchen freilich nach und nach fallen lassen und der ganze Verkehr zwischen Beiden beschränkte sich nur auf zufällige Begegnungen, auf wenige gütige Worte von der einen und eine bescheidene, ehrerbietige Antwort von der andern Seite. Dennoch schien sich ein Gefühl alter Kameradschaft zwischen den Mädchen erhalten zu haben und Dennison zitterte bei dem Gedanken, daß in einem Moment ungewöhnlicher Herablassung von Lucias Seite eine vertrauliche Aussprache in Bezug auf ihn selbst stattgefunden haben könnte.

„Maggie war ein eitles, albernes Ding", sagte er kühl. „Frauen ihrer Art bilden sich stets ein, jeder Mann höhern Standes müsse sich in sie verlieben."

„Das war bei Maggie nicht der Fall", entgegnete Lucia. „Im Gegentheil, es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, daß sie nach der Bewunderung, die Du ihr zolltest, so wenig Eitelkeit besaß. Ich erinnere mich — es mag jetzt wohl ein Jahr sein — daß Ihr Alle miteinander, Du, Mr. Luttrel und George Chester, völlig exaltirt waret über ihre Schönheit. Es ist thöricht, das leugnen zu wollen, Robert. Ihr Alle fandet immer den einen oder den andern Vorwand, nach Heathcotes zu laufen."

„Wir Alle, Lucia, gewiß. Luttrel, Chester und ich selbst, hauptsächlich aber Gerald."

„Nein, Robert nein, nein, nein!" rief Lucia, entschiedener vielleicht, als sie je im Leben gesprochen. „Gerald am wenigsten von Allen. Er hat ihr nie in dieser Weise seine Aufmerksamkeit geschenkt."

„Ich kann nur wiederholen, Lucia, daß ich meinem dereinstigen Weibe ein so vertrauensvolles Herz wie das Dei-

nige wünsche. Der Gegenstand ist übrigens kein solcher, den ich in voller Freiheit mit Dir besprechen könnte, und so wollen wir davon abbrechen", sagte Dennison in leichtem Ton. Er verwünschte in diesem Moment nichts mehr, als sich überhaupt auf dies Gespräch eingelassen zu haben. „Es war übrigens nur die Sorge um Dein Glück, die mich bestimmte, mit Dir zu reden", fügte er vorwurfsvoll hinzu, „und jedenfalls erwartete ich nicht, daß Du die Waffen in dieser Weise gegen mich kehren würdest."

„Ich habe Dir gesagt, was ich denke, Robert, und muß dabei bleiben. Maggie kümmerte sich nicht mehr um Gerald, als um Papa oder um die übrigen Glieder der Familie. Mit Dir war etwas Anderes. Ich habe ihr Gesicht oft genug in der Kirche beobachtet. Wenn Du hereintratest wurde sie abwechselnd blaß und roth und als ich ihr einmal — etwa eine Woche vor ihrem Verschwinden — im Park begegnete und zufällig Deinen Namen nannte, sah sie aus, als ob sie vor Verlegenheit umsinken sollte. Nichts in der Welt wird mich in dem Glauben irre machen, daß Gerald eben so wenig Theil an Maggie Halls Verschwinden hat, als ich."

Gerade in diesem Moment erschien Lady Durants hohe Gestalt wenige Schritte von dem Platze, auf dem die Sprechenden standen, eine Minute später wurde Lucia zu ihres Cousins großer Erleichterung an den fallenden Thau und an ihre schwache Brust erinnert und wie ein Kind von sechs Jahren ins Haus geschickt.

Robert Dennison war nicht in der Stimmung, das Gespräch über Maggie Hall mit einem andern Glied der Familie fortzusetzen, aber er versuchte auf dem Wege nach dem Hause Lady Durant in Bezug auf die Parlamentswahl zu sondiren und sie über die Absichten Sir Johns, wegen eines aufzustellenden Candidaten, auszuforschen.

„Ich weiß davon nicht mehr, als Du, lieber Robert", lautete Lady Durants Antwort. „Deines Onkels Gesundheit ist

durchaus keine kräftige und es sollte mich nicht wundern, wenn er sich von dem nächsten Wahlkampfe gänzlich fern hielt. Die Politik ist eigentlich nicht sein Beruf, und trotz alles Redens, Gerald aufzustellen, zweifle ich doch sehr daß sie Beide, wenn es zum Treffen kommt, Muth, genug besitzen, sich in diese Unruhe zu stürzen."

„Unruhe!" entgegnete Dennison bitter. „Wie könnte ein Mann daran denken, wenn es sich um die Interessen seines ganzen künftigen Lebens handelt. So gleichgiltig Gerald auch ist, so werden Sie doch nicht eine so niedrige Meinung von ihm hegen."

„Ich glaube, daß Gerald noch zu jung und in seinen Ansichten noch viel zu unfertig ist, um jetzt schon an eine öffentliche Laufbahn zu denken", sagte Lady Durant ausweichend. „Nach fünf Jahren, wenn Gerald Dein jetziges Alter und hoffentlich auch Deine Festigkeit hat, wird es an der Zeit sein, weiter davon zu reden. Aber ich vermag in der That nicht einzusehen, wie ein junger Mann, der sich selbst noch nicht regieren kann, seinem Lande nützlich werden sollte, indem er versucht, Gesetze für Andere zu geben. Komm herein, Robert", fügte sie hinzu, als sie eben die Glasthür des Gesellschaftszimmers erreicht hatten „wenn Du nicht vorziehst, Deine Cigarre draußen zu rauchen, möchte ich, daß Du Lucia singen hörtest. Ich würde gern Dein Urtheil über ihre Stimme wissen, und welche Stücke aus der neuen Oper, von der Du bei Tische sprachst, wohl für sie passen könnten."

Robert Dennison brachte eine Stunde in freundlichem Geplauder mit Lady Durant zu, hörte geduldig auf Lucias Gesang, gab einige ernste Rathschläge in Bezug auf die Behandlung des Papageis, durchsprach den Plan für eine neue Sonntagsschule und verzeichnete mit Aufmerksamkeit die Aufträge in sein Taschenbuch, Einkäufe in Porzellan und Wolle, die er für seine theure Tante in London besorgen sollte.

Und dennoch, trotz aller dieser Freundlichkeit, trotzdem

ihm Lady Durant die seltene Gnade erwies, ihm beim Abschied eine kalte Wange zum Kuß zu reichen, wollte es Mr. Dennison, als er am nächsten Morgen nach London zurückfuhr, bedünken, als sei seine Reise nach Staffordshire keine durchaus erfolgreiche gewesen.

X.

„Ach, ich bin des Lebens müde."

Hast Du jemals erfahren, lieber Leser, was es heißt, mit dem Schicksal zu ringen, wenn man sich allein in einem gewöhnlichen londoner Kosthause befindet? Es ist ein Zustand menschlichen Elends wie er ähnlich auf dem Lande kaum existiren kann. Ein frisch gepflügtes Feld, ein laubloser Wald, eine schneebedeckte Landschaft, die traurigste Gegend selbst ist sicherlich nicht zu vergleichen mit der Trostlosigkeit dieses großen Meeres menschlicher Gesichter, mit der Einsamkeit dieser alle Zungen sprechenden Straßen, mit der Unbehaglichkeit dieser dumpfen, schlecht möblirten Zimmer und ihrer inhumanen Wirthin. Hätte die letzte Unterredung Robert Dennisons mit seiner Frau an irgend einem andern Orte der Welt stattgefunden, so wäre es Maggie gewiß gelungen, sich zu fassen. Sie war jung, besaß noch die ganze Herzensfrische der Jugend, und wer weiß, ob nicht der Anblick des blauen Himmels, der Duft einer Gartenblume, das herzliche Wort eines Menschen ihre Rettung geworden wäre. Aber sie hatte das Alles nicht und wurde der Verzweiflung zum Raube.

„Wenn Du mich verräthst, so schwöre ich, nie wieder Deine Hand zu berühren und Dich nie wieder anders zu betrachten, als eine Fremde."

Diese Worte lagen ihr auf dem Herzen wie eine Last und klangen ihr wieder und wieder in die Ohren und quälten sie, wie die Melodie eines unheiligen Liedes zuweilen im Delirium

eines Gehirnfiebers die reine Seele eines Menschen peinigt. Die Maske war endlich gefallen und ihr Leben lag nackt vor ihr — ihr Leben, nicht wie sie verlangte, daß es sein sollte, sondern wie es wirklich war. Die Täuschung war geschwunden. Sie sollte niemals oder wenigstens für Jahre nicht — und das ist in ihrem Alter gleichbedeutend mit niemals — frank und frei vor den Menschen als Dennisons rechtmäßiges Weib dastehen. Sie sollte an Winterabenden nicht mit ihm am Kamin sitzen, sollte in Winternächten ihr Haupt auf ein einsames Kissen legen, sollte die langen Sommertage hinbringen wie diesen, ohne Gatten, ohne Heimat und ohne Arbeit! Der Mangel an Arbeit war, ohne daß sie sich das gestand, die härteste Entbehrung von Allem!

Maggie besaß keinen hochstrebenden Ehrgeiz. Sie hatte Robert aus Liebe geheirathet, nicht weil er ein Gentleman war. Eine hübsche kleine Cottage mit Garten, ein Haushalt den sie leiten, Robert, den sie lieben, Kinder, die sie pflegen und für die sie arbeiten konnte, auf dies — und vielleicht die Zugabe eines hübschen Kleides und Hutes für die Sonntage — hatten sich ihre kühnsten Wünsche beschränkt. Alles das war vorüber. Robert wollte nicht mit ihr leben. Er hatte ihr aus eignem, freien Willen vorgeschlagen, England zu verlassen — hatte gedroht, sie nie wieder zu sehen, wenn sie ihn verriethe. Ihr Leben, ihre Hoffnungen, ihre Wünsche, Alles war mit einem einzigen grausamen Schlage vernichtet worden — wie es vielleicht mir ebenfalls geschehen ist und vielleicht auch Dir, freundlicher Leser — aber kein gütiger Zufall, wie er Dir und mir zur Seite stand, kam ihr zu Hülfe, um sie zu retten.

Sie blieb den ganzen Abend auf dem Platze sitzen, auf dem er sie verlassen (den ganzen Abend, während dessen er in Durants-Court ein vortreffliches Diner einnahm und vortrefflichen Wein trank!), und starrte auf die Tapete der gegenüberliegenden Wand, auf ein abscheulich gemaltes Bild, das dort hing und sich ihr gewissermaßen als menschliche Gesellschaft

aufdrängte. Dies Bild war ein Portrait in Oelfarben, das eine hübsche blühende Frau von mittlerem Alter darstellte. Sie trug ein schwarzes Atlaskleid, einen großen Spitzenkragen, eine goldene Brosche, eine eben solche Uhrkette und eine Menge von Ringen an den fetten Fingern, die über ihrer umfangreichen Taille gekreuzt lagen. Wahrscheinlich stellte das Bild die Mutter oder eine Tante der Wirthin vor. War diese Frau glücklich gewesen? Maggie hätte es gern gewußt. Hatte sie einen Mann gehabt, der sie liebte und sie unter seinem Dache wohnen ließ? Hatten Kinder ihr Gesicht geküßt, hatten sich Kinderarme um ihren Nacken geschlungen? Maggie fühlte mit tödtlicher Eifersucht, daß es so gewesen. Dies behäbige Gesicht und diese corpulente Figur trugen den Stempel der Zufriedenheit. Diese Frau hatte Alles besessen, was das Leben schmückt, sonst würde sie mit fünfundvierzig Jahren nicht den Muth gehabt haben, ihre besten Kleider anzulegen, um lächelnd und mit gefalteten Händen einem Portraitmaler zu sitzen.

„Wenn ich fünfundzwanzig Jahre alt bin, wird es mir nicht einfallen, mein verblühtes Gesicht malen zu lassen", dachte Maggie. „Ich bin jetzt erst zwanzig und Niemand braucht mich, Niemand würde sich betrüben, wenn man mich morgen in den Sarg legte. Und dennoch bin ich hübscher als diese Frau in ihrer Jugend je gewesen sein kann!"

Zum ersten Male, seit Dennison sie verlassen, stand sie auf, trat zu dem zwei Fuß hohen Spiegel, der über dem Kamine hing und prüfte ihr Gesicht sorgfältig.

Es war ein Spiegel, der, wie viele andere, das Gesicht verzerrte und verlängerte und der Haut eine kranke, grünliche Färbung gab — aber als Maggie sich vorhin, ehe Robert kam, in dem weißen Kleide, mit dem Blumenstrauß an der Brust darin gespiegelt, war sie sich trotz aller dieser Mängel hübsch vorgekommen. Jetzt nahm sie keine Rücksicht auf das Glas, in dem sie ein bleiches Gesicht mit harten Linien, ohne Schönheit, ohne Anmuth und Jugend erblickte. Und das Gesicht

war das ihrige! Der Gedanke, nicht einmal mehr hübsch zu sein, gab ihrem Herzen einen neuen Schlag — den schmerzlichsten Schlag vielleicht, den sie in ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung empfangen konnte.

Spät am Abend brachte ihr die Aufwärterin wie gewöhnlich Thee. Diese Aufwärterin war ein vernachlässigtes, hohläugiges Mädchen von sechszehn Jahren, deren Gehirn unter stetem Klingeln und Schelten gelitten hatte und deren Körper durch frühzeitige übermäßige Arbeit entkräftet war; eine arme, diebische, lügnerische londoner Sklavin, die aber eine große Anhänglichkeit für Maggie hegte, weil diese in Bezug auf kaltes Fleisch sehr nachsichtig war und ihr einige alte Pariser Hüte, sowie einen abgelegten Sonnenschirm geschenkt hatte.

„Ach, Miß, wie langweilig muß es sein, allein hier zu sitzen. Wenn ich gewußt hätte, daß der Herr fort ist, hätte ich den Thee schon eher gebracht. Möchten Sie vielleicht ein Stückchen Schinken zum Thee, Miß? Ich kann gleich über die Straße hinüberlaufen und Ihnen einen Teller voll holen. Sechsunddreißig Pfennige das Viertelpfund."

Das Anerbieten war kein ganz uneigennütziges. Maggie hatte sich, um dem Einerlei der Küche des Hauses zu entgehen, einige Mal Schinken holen lassen und das halb verhungerte Mädchen, das wohl wußte, die Dame in der zweiten Etage würde nicht nach dem übrig gebliebenen Fleische fragen, hatte bei dieser Gelegenheit jedes Mal den Rest auf dem Wege zur Küche verspeist. Aber die rauhe Stimme, die zu Maggie sprach, die Augen, die sie aus diesem schmutzigen Gesicht anblickten, waren doch menschliche und sie fühlte, daß eine gewisse Rührung sich ihrer bemächtigte. Es gab wenigstens ein Wesen auf der Erde — diese arme, verwahrloste Magd — das nicht kalt bei ihrem Elend bleiben würde!

„Ich danke, Marie, ich bin nicht hungrig, denn ich habe sehr gut zu Mittag gegessen. Bringen Sie mir nur bald mein Nachtlicht herauf und" — hier versagte ihr die Stimme einen

Moment — „dies kalte Hammelfleisch können Sie selbst essen wenn Sie wollen. Ich brauche es nicht."

Als sie allein war, trank sie eine Tasse Thee und versuchte dann etwas Brod zu genießen. Aber sie vermochte es eben so wenig hinunter zu schlucken, als sie im Stande gewesen wäre, einen Stein zu essen. Es schien ihr hart und geschmacklos, ganz unähnlich jedem andern Nahrungsmittel und diese neue Empfindung erschreckte sie. Wurde sie vielleicht krank hier und so allein? Sollte sie vielleicht sogar sterben, ohne Robert wieder gesehen, ohne den Leuten daheim gesagt zu haben, daß sie kein verlorenes Mädchen gewesen und ihnen während ihres Lebens niemals Schande gemacht hatte!

Sie ging zum Fenster, setzte sich nieder und schaute auf das Leben der Straße hinab. Wenn sie sich nur etwas ermüden könnte, dann vermöchte sie vielleicht zu schlafen, dachte sie. Vielleicht sahen die Dinge anders aus, wenn sie geschlafen hatte. So blieb sie sitzen, bis die Glocken Mitternacht läuteten und die Schwere ihrer Augen und ihres Kopfes sie auf ein kurzes Vergessen hoffen ließ.

Aber der Schlummer kam nicht. Als sie sich ausgezogen hatte — es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie ihre Kleider nicht ordentlich und sauber zusammenlegte, sondern sie am Boden liegen ließ, wie sie eben hinfielen — als sie sich ausgezogen und den Kopf auf das Kissen gelegt hatte, drang die Sorge nur mit verdoppelter Gewalt auf sie ein und verscheuchte den Schlaf. Die Thatsache, daß sie sich selbst vernachlässigte, brachte ihr nur deutlicher zum Bewußtsein, wie sie von Robert vernachlässigt war. Bis heute hatte sie jeden Abend besondere Mühe darauf verwendet, ihre Haare zu bürsten, denn er bewunderte sie ja. Wie oft hatte er gesagt, daß ihm dies seidenweiche, glänzend schwarze Haar unendlich viel besser gefalle, als die roth gefärbten gekräuselten Locken fashionabler Ladies. Er hatte oft halbe Stunden damit zugebracht, ihre Zöpfe auf eine neue Weise zu arrangiren oder ihr zuzusehen, wie sie die-

selben vor ihrem Spiegel aufsteckte. Das Alles war vorüber. Er liebte sie nicht mehr. Zu was nützte ihr nun Tugend und Schönheit? Welches Interesse hatte sie noch daran, ihr Haar zu bürsten oder sich sonst zu schmücken? Ein Mädchen ohne die Eitelkeit eines Mädchens, eine Frau ohne die Ehre einer Frau. Das war ihr künftiges Leben. Was nützte es, die Sache beschönigen zu wollen? Sie sollte niemals an Roberts Seite leben. Gab sie nicht den letzten Anspruch an seine Liebe auf, so war es unmöglich, den Leuten daheim zu sagen, daß sie nicht in ein Leben voll Schande versunken war. Robert Dennisons letzte grausame Drohung, die ihr wieder und wieder in die Ohren klang, machte das Maß ihres Elends voll.

Es schlug ein, zwei, drei Uhr und noch hatte sie kein Auge geschlossen. Sie war an Schlaflosigkeit nicht gewöhnt und dieselbe erschreckte sie, wie der bittere Geschmack des Brodes. Konnte sie nichts thun, um zu schlafen, nur eine Stunde, zehn Minuten, damit nur ein Moment der Bewußtlosigkeit zwischen heute und gestern lag? Auf dem Sims in der Wohnstube stand, wie sie sich erinnerte, ein Fläschchen Laudanum, das ihr eines Tages, als sie Gesichtsschmerz hatte, von der Wirthin aufgedrungen worden war. Vielleicht vermochte sie, wenn sie davon etwas nahm, zu schlummern, vielleicht verschaffte es ihr ein kurzes Selbstvergessen oder sonst Erleichterung. Sie stand auf, zündete ein Licht an und holte das Fläschchen aus dem anstoßenden Zimmer. „Laudanum — Gift", lautete die Aufschrift. Leute welche Laudanum kaufen, wissen gewöhnlich, welche Quantität sie nehmen müssen, um ihre Zwecke zu erreichen. Das englische Gesetz verpflichtet die Chemiker und Apotheker nicht, dem Mittel eine andere Gebrauchsanweisung beizufügen, als das Wort „Gift". Maggie hielt das Fläschchen gegen das Licht und überlegte, wieviel sie davon nehmen solle. Sie hatte, wie alle Landleute, einen tiefen, instinctiven Abscheu gegen Medicamente und wollte jedenfalls keine zu große Portion verschlucken. Die Frau des Rectors daheim nahm, wie sie sich erinnerte, zu-

weilen einen Speiselöffel voll von einer Mixtur, die genau aussah wie diese — aber so viel war vielleicht nicht nöthig. Sie wollte es zuerst mit einem Kaffeelöffel versuchen und dann wenn sie sich in einer halben Stunde nicht wohler fühlte, noch einmal davon nehmen. Sie füllte also einen Theelöffel mit Opium und setzte ihn an die Lippen.

Hätte Maggie die ganze Portion verschluckt, so würde die Erzählung von Mr. Dennisons fernerm Leben wahrscheinlich eine ganz andere gewesen sein, aber der bittere, ekelhafte Geschmack des Laudanum widerstand ihr so sehr, daß sie mehr als ein Drittel im Löffel zurückließ. Sie mochte etwa dreißig, bis vierzig Tropfen verschluckt haben, bei ihrem überreizten Hirn und ihrer körperlichen Abspannung eine starke Dosis. Dann löschte sie das Licht aus, legte ihren Kopf auf das Kissen und nahm sich fest vor, zu schlafen.

Bald überkam sie auch ein scheinbarer Schlummer. Sie mochte etwa eine Viertelstunde gelegen haben, als sie in eine Art von Betäubung versank, die mit einem köstlichen Gefühl der Erleichterung verbunden war. Sie fühlte ihre Glieder erschlaffen, die auf der Brust gefalteten Hände lösten sich und fielen herunter und sie fing an mit unbeschreiblichem Entzücken an die frischen grünen Felder und die schattigen Abhänge von Heathcotes zu denken.

Wie lange dies währte, ob eine Minute oder eine Stunde, hätte sie selbst nicht zu sagen gewußt, als sie am andern Morgen auf diese Nacht zurückblickte. Plötzlich aber wurde sie durch ein lautes Geräusch, vielleicht das Rasseln eines frühzeitig nach dem Strande fahrenden Lastwagens, aufgeschreckt. Ein Zustand halben Bewußtseins, schrecklicher als die volle Klarheit, mit der sie ihren Kummer in den Stunden vorher überdacht hatte, bemächtigte sich ihrer. Körperliche Schmerzen der heftigsten Art gesellten sich zu ihren geistigen Leiden. Ihr Mund war trocken und bitter, eine eiserne Hand schien ihren Kopf zusam-

men zu pressen, jedes Glied schien aus seiner richtigen Stellung verrückt, sie war unfähig sich zu bewegen. Sie lag in einer Art von wachem Traum. Deutlich sah sie, wie das Licht der Straßenlaternen, das sich mit einer Art von grünlichem Morgenschimmer mischte, ins Zimmer und auf die umherstehenden Möbel fiel. Sie befand sich hier in der Cecilstraße und Robert war grausam gegen sie gewesen. Dieser Gedanke lag wie eine schwere Last auf ihr. Ihr Leben war zerstört und für lange Jahre sollte sie weder Heimat, noch Frieden, noch Ehre mehr haben. Und dann vermischte sich die Cecilstraße und das schmutzige Mobiliar ihres Zimmers mit anderen Bildern. Sie sah die Felder von Heathcotes, aber sie waren nicht mehr grün und frisch, sondern dürr, öde und steinig. Lange irrte sie durch diese Felder; sie suchte vergebens ihre Herde. Endlich fand sie dieselbe — aber erschrocken lief sie weit zurück; dann näherte sie sich wieder, um die Thiere zu betrachten. Blümchen, Stern und Blässe, die schönen Thiere, die sie gepflegt hatte, als ob sie ihre Schwestern wären, sahen abscheulich aus. Sie hatten wilde, böse Augen und Menschengesichter. Dann verwandelte sich die Herde in eine lärmende, tobende Menge von Männern und Frauen — sie befand sich mitten unter ihnen, halbohnmächtig und allein und rief nach Robert. Aber Robert kam nicht! — Der erwachende Straßenlärm, gewiß nicht das Geräusch, welches eine gequälte Menschenseele zu beruhigen vermag, verscheuchte endlich diese Traumbilder. Maggie fuhr von ihrem Kissen empor und ein schöner, heller, frischer Sommermorgen leuchtete ihr ins Gesicht.

Der Gedanke an Schlafen war ihr zu schrecklich geworden als daß sie aufs Neue hätte versuchen sollen einzuschlummern. Sie stand auf, taumelte mit steifen, schmerzenden Gliedern ans Fenster, öffnete es und schaute hinaus. Es schlug fünf Uhr — die Stunde, zu der sie Winters und Sommers in Heathcotes aufgestanden war. Plötzlich stand die ganze Aussicht, die sie aus ihrem Kammerfenster gehabt hatte, ihr wieder vor Augen.

Sie sah die Sycomore, deren Zweige ihre Fenster streiften, und den hübschen Blumengarten an der vordern Seite des Farmhauses halb beschatteten; sie sah die Lorbeerhecke und das Pförtchen, das den Garten von der Straße trennte; sie sah den großen Anger, die Pferdeschwemme, den großen Baum im Hofe, in dessen Schatten die Kinder spielten. Sie vernahm das Gekrächz der Raben im Park von Durants-Court, die frischen Stimmen der aufbrechenden Schnitter, die mit den Sensen auf der Schulter an die Arbeit gingen. Das Alles zeigte ihr die Phantasie — was aber erblickte sie in der Wirklichkeit? Schmutzige, von Rauch, Gas und all den namenlosen Ausdünstungen Londons geschwärzte Häuser, die ihr in einer Entfernung von dreißig Fuß die Aussicht auf den Himmel versperrten. Und in der Straße unten, was sah sie da? Einen knabenhaft aussehenden Mann, der mit halb todtenbleichem, halb fieberhaft geröthetem Gesicht und schleppendem Gange dahin schlich. Kein Mantel oder Ueberrock bedeckte seine gestickte, von Wein befleckte Wäsche, in einem Knopfloche trug er die Ueberreste eines Bouquets. Sein feiner moderner Abendanzug befand sich in Unordnung. Man sah, daß er die Nacht damit hingebracht hatte sein Geld — und höhere Dinge als Geld — zu verlieren, und daß er jetzt die Folgen solcher Vergnügungen mit sich nach Hause trug. Ihm folgten zwei bleiche Mädchen in zerrissenen Schuhen und mit gemachten Blumen auf den Hüten. Die älteste von ihnen schien etwa siebenzehn Jahre alt zu sein. Dann sah Maggie eine Frau oder einen Mann — wenigstens ein menschliches Wesen — in Lumpen gehüllt, betrunken oder schlafend auf der Thürschwelle des Hauses gegenüber liegen. Diesem Wesen näherte sich ein Polizeimann, offenbar in der Absicht, es zum Bewußtsein und — zur Verzweiflung aufzurütteln.

Dieser Morgen des zweiten August war ohne Frage auch für Tausende von reinen und glücklichen Menschen in London angebrochen, aber der Zufall wollte, daß die Gestalten, auf welche Maggies Auge fiel, Sünder und Sünderinnen waren.

Straßenvagabunden und ein in der Uebang seines Amtes verhärteter Diener des Gesetzes. Von jeder der beiden ersten Classen wußte Maggie nur soviel, wie ein rechtschaffenes Landmädchen wissen kann, aber so gering ihre Kenntniß des menschlichen Lebens auch immer sein mochte, eins war ihr in diesem Augenblicke eben so klar wie den Staatsmännern oder den Philanthropen, die ein Studium daraus machen — das Elend dieser Menschen.

War der Mann im Gesellschaftsanzuge ein Wollüstling, ein Spieler, welcher nur erntete was er gesäet? Maggie wußte es nicht und fragte nicht danach. Sie hatte nur einen Blick in sein farbloses Gesicht geworfen und gesehen, daß er elend war. Und diese beiden Mädchen in dem Alter von Miß Lucias ältesten Sonntagsschülern — waren sie Sünderinnen? Maggie dachte nicht darüber nach. Sie sahen hohläugig aus, ihre Stimmen klangen rauh. Maggie hörte, als sie vorübergingen, von der Einen ein sorgenvolles Wort — sie waren elend! Und jenes menschliche, in Lumpen gehüllte Thier, das der Polizeimann nicht eben allzusanft aufzurütteln versuchte? Elend, elend! Wo blieb die Vorsehung, wo Gottes Gnade? Hatte er alle diese Menschen vergessen? Welchen Beweis hatte Maggie, daß er sie nicht auch vergessen? Daheim stand eine kleine Kirche, nach welcher die Stimme des Priesters alle Diejenigen rief, die mühselig waren und beladen. Daheim war Miß Lucia und Lady Durant, die an den Sonntagen mit Jedermann sprachen, Sir John selbst, der Freund jedes hungrigen, sündigen Menschen. Aber das Daheim war ihr verschlossen, verloren für immer, wenn sie es nicht mit dem Verlust des geliebten Mannes erkaufte. Sie sah keine Rettung außer in Heathcotes, kein Glück ohne Robert. Ein anderer trostspendender Gedanke kam ihr nicht in den Sinn. Ihre ganze Natur war Liebe, Vernunft, Hoffnung, die Religion selbst war untergegangen in dem zerschmetternden Schlage, der ihre Liebe getroffen.

Während dieses Tages genoß Maggie nur zweimal etwas

Speise, einen Bissen Brod zum Frühstück und ein noch kleineres Stück Nachmittags mit einer Tasse Thee. Der bittere Geschmack dieser Speisen erschreckte sie nicht mehr. Auch gegen das verblichene Bild, das ihr mit matten Augen und bleichen Wangen aus dem Spiegel entgegenstarrte, als sie durch das Zimmer ging, war sie gleichgiltig geworden. Was schadete es, wenn sie krank wurde? Sie wollte nur Robert noch einmal sehen, dieser Entschluß stand fest in ihr; dann wollte sie ihren Kopf auf den ersten besten Stein legen und sterben! Der Tod konnte nicht schlimmer sein, als ihr Schlaf in vergangener Nacht, nachdem sie den „Stoff" genommen. Sie war nicht schlecht gewesen und durfte den Tod nicht fürchten. Nur Robert mußte sie noch einmal sehen, mußte noch einmal seine Lippen küssen, und ihm den Schwur abnehmen, den Leuten in Staffordshire zu sagen, daß sie sein Weib gewesen und keine Schande über sie gebracht hatte.

Gegen sechs Uhr ging sie in ihr Schlafzimmer, packte alle ihre Kleider und kleinen Schmucksachen sorgfältig zusammen, bezeichnete ihre Koffer mit dem Namen „Miß Neville" unter dem sie hier lebte, und schickte dann nach der Wirthin, um ihre Rechnung zu bezahlen. Sie erzählte, wie gewöhnlich, wenn sie eine Wohnung aufgab, daß sie England verlassen, vorher aber einige Tage bei einer Freundin in einem andern Theile Londons verleben wolle. Ihre Koffer sollten heute Abend oder morgen früh abgeholt werden.

Nachdem sie dies gethan zog sie ihre abgetragenen Straßenkleider an, sagte der Aufwärterin Lebewohl, ließ ihr ein Trinkgeld in die Hand gleiten und drückte dabei diese schmutzige Hand. Dann verließ sie das Haus und ging langsam nach dem Tempel zu.

Ihr bleiches unglückliches Gesicht erregte auf der Straße kaum Aufmerksamkeit. In dem Menschengedränge, welches aus der City nach dem westlichen Theile der Stadt fluthete, wurde

sie zuweilen angestarrt oder gestoßen, aber bis sie in die Nähe von Tempel Bar gekommen, war ihr nichts geschehen, was sie hätte erschrecken können. Ein an und für sich lächerlicher, kleiner Vorfall sollte indessen die Qual ihrer Lage noch erhöhen.

In der Eile, mit der sich Maggie zum Ausgehen angekleidet, hatte sie nur wenig Aufmerksamkeit auf ihren Anzug verwendet. Sie schleppte die Kante ihres Shwals auf der staubigen Straße nach sich und diese Nachlässigkeit, sowie ihr für den August wenig passender Sammethut erregten die Aufmerksamkeit eines etwa zwölfjährigen Laufburschen, der mit einem Korbe auf dem Rücken am Fenster eines Speisehauses stand und mit aller Kraft seiner Lungen den neuesten Gassenhauer pfiff. Ihre Augen begegneten zufällig den seinigen und im Moment wurde sein Gesicht zur Grimasse und nahm jenen diabolischen Ausdruck von Vergnügen und Geringschätzung an, welcher die Angriffswaffe aller Straßenjungen der Welt bildet. Das Blut schoß in Maggies Gesicht und ihr Quäler bemerkte mit Vergnügen, daß sich ihm hier ein Amüsement biete. Sein Opfer hatte „angebissen", ein Fall der im Gewühl der londoner Straßen unter tausend Fällen nur einmal vorkommt, und er ließ es nun nicht wieder los. Ihr folgend oder vielmehr um zwei Schritte vorausgehend, starrte er Maggie ins Gesicht, stieß zuweilen einen unarticulirten Schrei aus, oder that einen gellenden Pfiff oder eine freche Frage in Bezug auf den unglücklichen Sammethut und erprobte so nach und nach an ihr die ganze Reihe der Folterwerkzeuge, die seine Erziehung ihm an die Hand gab.

In glücklicheren Tagen würde die Verfolgung durch den Knaben auf Maggie ebenso wenig Eindruck gemacht haben, wie auf jede andere Frau; war es doch nur eine Art von Vergnügen am Sport, nicht Freude an der Pein seines Opfers, das den Knaben aufstachelte, wie jeden andern Jäger oder Angler. Maggie war keine zart erzogene Dame, sondern ein kräftiges

Landmädchen, gewöhnt ein Dutzend rauher Bauerburschen in Respect zu halten, aber in ihrer jetzigen geistigen und körperlichen Abgespanntheit kam ihr das Benehmen des Knaben wie die größte Schmach vor, die ihr widerfahren konnte. Soweit war sie also bereits gesunken, daß die Kinder sie verspotteten, wenn sie sich in den Straßen sehen ließ! Begleitet von den Späßen und Grimassen ihres Verfolgers ging Maggie weiter. Sie hoffte dann und wann, ihn im Gewühl verloren zu haben, aber immer wieder tauchte sein spöttisches Gesicht vor ihr auf. Schon hatte sie Temple Bar passirt, als ihr plötzlich einfiel, daß Robert hier in der Nähe wohnen müsse. Was würde er sagen, wenn sie zu Fuß, mit beschmutzten Kleidern, vielleicht gar in Begleitung dieses Buben an seine Thür kam!

Mit einem plötzlichen Impuls drehte sie sich nach dem Knaben um.

„Kannst Du mir vielleicht sagen, wo der Tempel ist? Ich bin hier ganz fremd", sagte sie.

Ihre Stimme klang rauh und schwach und die Worte lösten sich nur mühsam von ihren trocknen Lippen.

„Der Tempel? Nun hier rechts, das ist der Tempel", entgegnete der Knabe, dessen Gesicht bei den ersten Worten, die sein Opfer sprach, einen menschlichen Ausdruck angenommen hatte und der Maggie jetzt mit einer Art von Mitleid anblickte. Ein menschliches Wesen, das den Strand entlang ging und nach dem Wege zum Tempel fragte, war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Er sah, sie war weder betrunken noch blödsinnig — zwei Phasen des menschlichen Lebens, die einem Straßenjungen stets als außerordentlich belustigend erscheinen. Vielleicht war sie trotz ihres abgetragenen Hutes eine Lady, zu vornehm um den Weg zu wissen, aber geneigt, Leute, die ihr denselben zeigten, mit einem halben Peny zu beschenken.

Das letzte kühne Phantasiebild fand sofort seine Erfüllung. Die Dame zog eine Börse aus der Tasche, nahm einen Schil-

ling von der geringen Baarschaft, die sie enthielt und reichte ihn dem Knaben.

„Hole mir ein Cab, mein Kind", sagte sie mit schwacher Stimme. „Ich kann nicht weiter."

„Es ist keine dreißig Yard von hier, kaum zwanzig", entgegenete der Knabe. „Ich will Ihnen den Weg zeigen. Sehen Sie dort, wo Bobby steht."

Er sah sie mit einer Art von Verzückung an. Es war das erste Mal, daß er einen Schilling sein eigen nannte — zugleich aber stieg eine unbestimmte Furcht in ihm auf, daß, wenn ein Cabmann gerufen würde, dieser Gewinn ihm entrissen werden könnte.

„S' ist nicht der Mühe werth, ein Cab zu holen, 's ist gleich dort, wo Bobby steht", wiederholte er. „Folgen Sie mir nur, Miß, ich will Ihnen den Weg zeigen."

Selbst die Stimme dieses Knaben, der sie in ihrem Elende verfolgt und gepeinigt, hatte in diesem Moment etwas Rührendes für Maggie. Sie meinte es sei ein gutes Zeichen, daß er höflich mit ihr sprach. Konnte Robert sie verstoßen, wenn selbst dieser kleine Vagabund endlich noch freundlich gegen sie war? Armes Herz! Sie vergaß, daß sie diese Freundlichkeit durch einen Schilling erkauft hatte!

Die thörichtste Hoffnung gab ihren zitternden Gliedern neue Kraft vorwärts zu gehen. Der Knabe, der seinen Schilling fest in der braunen Hand hielt, führte sie nach dem bezeichneten Orte und fünf Minuten später stand Maggie schluchzend, mit bleichen Lippen, das Gesicht von kaltem Schweiß bedeckt, an der Thür zu ihres Gatten Zimmer.

XI.

Den Wellen preisgegeben.

Robert Dennison unternahm wenig Dinge, die er nicht auch gut ausgeführt hätte. Das Arrangement kleiner Diners aber, war seine ganz besondere Force. Niemand wußte so gut wie er, wenn der rechte Moment gekommen war, die verschiedenen Weinsorten auf den Tisch zu bringen; Niemand verstand es besser, seine Gäste zu animiren, während sein eigener Kopf kühl blieb, wie es für den Wirth in der Ordnung ist. Das kleine Diner am zweiten August, dessen Hauptzweck wie gewöhnlich eine Spielpartie war, sollte für diese Saison das letzte sein und versprach ein sehr gelungenes zu werden. Gerald Durants Platz wurde von einem andern arglosen Gardeofficier, Sholto Melvor, eingenommen, einem blauäugigen Knaben, für dessen unbedeutendes Gesicht Mr. Dennison plötzlich eine große Vorliebe gefaßt zu haben schien. Die anderen drei Gäste waren ebenfalls junge Männer von offenem, harmlosen Wesen, wie er es an seinen Kameraden am meisten liebte.

„Es ist mir völlig gleichgiltig, ob ich gewinne oder verliere“, pflegte er mit der liebenswürdigsten Offenheit zu sagen, wenn man über das Spiel sprach. „Ich mache mir eigentlich sehr wenig aus dem Kartenspiel, als solches, aber wenn drei oder mehrere Männer zusammen essen, so hilft eine Partie Ecarté vortrefflich den Abend hinzubringen. Deshalb liebe ich heitere Partner denn mißlaunige Leute verderben nur die Gesellschaft.“

Und eben diesem Grundsatz zu Folge war auch heute kein übellauniger Mann eingeladen. Mr. Dennison hatte soeben das Arrangement des Tisches und der Weine in der besten Stimmung noch einmal in Augenschein genommen, stand nun, eine Arie aus Fidelio pfeifend, im Nebenzimmer und gab ehe er den Rock anzog, seinem unvergleichlichen Backenbart den letzten Bürstenstrich, als Maggie klingelte.

Sie wurde durch den Diener nur ganz unbestimmt als eine „junge Person“ gemeldet und da Dennison jeden Moment das bei dem Conditor bestellte Eis und das Mädchen mit den zum Dessert bestimmten Pfirsichen erwartete, so trat er, die Nägel seiner weißen Hand bewundernd, noch immer jene Arie aus Fidelio pfeifend, in der heitersten Laune in das Speisezimmer.

Maggie hatte ihr Gesicht von dem blendenden Abendlicht abgewendet und so nahm Dennison bei seinem Eintritt nur die Umrisse einer weiblichen, mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrten Gestalt wahr, ohne sie sogleich zu erkennen. Sie hatte ungefähr die Größe des Mädchens, das ihm Früchte und Blumen aus Coventgarden zu bringen pflegte.

„Wieder eine halbe Stunde zu spät“, rief er in seiner liebenswürdigen herablassenden Weise; „wieder eine halbe Stunde zu spät. Indessen glaube ich Sie diesmal entschuldigen zu müssen — Maggie!“

Sie hatte ihren Schleier gelüftet, und stand mit einer plötzlichen Bewegung an seiner Seite.

„Sei nicht bös, Robert! Bitte, sei nicht zornig!“ bat sie. „Ich will es niemals wieder thun — aber ich mußte Dich heute sehen!“ Dabei ergriff sie seine kühle, eben gewaschene, nach Mandelseife duftende, mit Ringen geschmückte Hand, hielt sie einen Moment zwischen ihren beiden, mit schlechten Handschuhen bekleideten Händen, und zog sie dann an ihre Lippen. „Sei nicht zornig, Robert, bitte! Es ist das letzte Mal!“ flehte sie.

Robert Dennisons Gesicht wurde dunkelroth.

Auch ein Mann, der kein Schuft war, würde bei einem solchen Besuche zu einer Zeit, da jeden Moment drei oder vier junge unverheirathete Freunde ins Zimmer treten konnten, in Zorn gerathen sein. Aber Dennison verlor dennoch nicht die Geistesgegenwart. Anstatt zu sprechen, dachte er. Auf welche Weise vermochte er sich ihrer am schnellsten zu entledigen?

Dafür aber zu sorgen, daß ein solcher Besuch sich nie wiederholen konnte, war morgen Zeit. Das stand fest in ihm, sobald er sie erblickte. Jetzt handelte es sich nur darum, sie geräuschlos mit guter Manier und vor Allem schnell zu entfernen.

„Ich bin nicht zornig, Maggie“, sagte er endlich. „Aber Du hättest wirklich nicht hierher kommen sollen. Es werden einige Herren heute bei mir zu Mittag essen — und wenn sie Dich sehen — Du weißt —“

„Nun was schadete das?“ unterbrach sie ihn mit kurzem bittern Lachen und einer Stimme, die keine Aehnlichkeit mit der ihrigen hatte. „Was schadete das? Sie wissen ja nicht, daß Du verheirathet bist und so würde es leicht sein, meine Anwesenheit zu erklären. Jedenfalls würde auch keinen von ihnen meine Schönheit auffallen. Das Schlimmste, was Dir geschehen könnte, wäre ein Scherz über Deinen Mangel an Geschmack. Sieh mich an, Robert“, sagte sie, indem sie ihr Gesicht plötzlich dem Lichte zuwandte, „ich bin heute wirklich sehr wenig hübsch!“

Und in der That war es so. Ihre reine, marmorweiße Haut sah safrangelb aus, die blutunterlaufenen Augen hatten Farbe und Glanz verloren, ein eigenthümlicher Zug um den Mund ließ sie um zehn Jahre älter erscheinen, als sie war, da Dennison sie zum letzten Male gesehen.

„Du siehst krank aus, Maggie — sehr krank. Was hast Du? Du reibst Dich auf um Nichts! Jetzt laß mich vor allen Dingen nach einem Cab schicken, das Dich nach Hause bringt. Sei ein gutes Kind, Maggie! Morgen —“

Dabei streckte er seine Hand nach der Klingel aus, aber sie hielt ihn zurück.

„Wenn Du nach einem Cab für mich schickst, so werde ich es nicht benutzen“, sagte sie. „Wohin soll ich gehen? Was nennst Du „nach Hause?““ Ich habe die Wohnung bezahlt und habe sie verlassen. Du kannst meine Sachen morgen abholen lassen, wenn Du willst. Ich kann nirgend mehr sein,

als hier, Robert, willst Du mich hier bleiben lassen? Du weißt, daß hier mein rechtmäßiger Platz ist."

Robert prüfte seines Weibes Gesicht und ihre ungewöhnliche Weise zu sprechen näher und ein neuer Verdacht stieg in ihm auf. Es war ein abscheulicher, grober Verdacht, aber er besaß kein feines, eingehendes, sympathisirendes Gefühl und so suchte er für die Handlungsweise jedes Menschen, mit dem er in Berührung kam, auch immer nur die gröbsten und gewöhnlichsten Gründe. Diese gelbe Haut, diese rauhe Stimme, diese glanzlosen Augen und zitternden Hände. Wie hätte er sich über den Zustand täuschen können, in dem sie sich befand? Es lag darin wirklich keine Veranlassung, sie mit Milde zu behandeln.

Dies elende Geschöpf hatte zu dem Mittel gegriffen, durch das sich Frauen ihres Standes gewöhnlich über die Leiden des Lebens zu trösten suchen. Und dieses Geschöpf hatte er mit wahnsinniger Leidenschaft geliebt, und zu seinem Weibe gemacht, dies Geschöpf sollten seine Freunde hier finden, noch dazu in diesem Zustande finden!

„Du wirst Dich sogleich in ein Cab setzen und nach Hause fahren!" sagte er rauh, indem er seine Hand aus der ihrigen losmachte und die Klingel zog. „Du magst den Leuten sagen Du hättest Deine Pläne geändert und müßtest noch eine Nacht im Hause bleiben. Morgen früh komme ich so zeitig als möglich zu Dir."

Maggie stand unbeweglich, während er seinem Diener den Auftrag gab, ein Cab zu holen, „ein vierräderiges Cab für diese Dame." Aber als sie allein waren, trat sie noch einmal zu ihm und schlang ihren Arm um seinen Nacken.

„Ich bin so froh, einmal hier gewesen zu sein", flüsterte sie, ohne den Widerwillen zu beachten, der sich in seinem Gesicht ausdrückte. „Ich bin froh, Dich noch einmal so gesehen zu haben", fuhr sie fort, indem sie mit der Hand halb erschreckt, halb bewundernd über den Sammetkragen seines Rockes fuhr.

„Einen solchen Rock trugst Du, als ich zum ersten Male anfing, an Dich zu denken, Robert; an jenem Abende, da Du nach dem Diner mit den anderen Herren nach der Farm kamst. Du warst der Schönste von Allen. Du scherztest mit mir und fragtest, ob ich auch einen Schatz hätte; und als die Andern fort waren — erinnerst Du Dich? — da bliebst Du noch stehen und sprachst mit mir über die Lorbeerhecke hinweg. Ehe Du gingst, batest Du mich, am nächsten Abend nach der Plantage zu kommen — und ich kam. — Ja, ich bin froh, Dich noch einmal so gesehen zu haben — es hat mich besänftigt. Du weißt, daß ich Dich immer geliebt habe, Robert. Denke daran, wenn ich gegangen bin."

Dennison fühlte sich sehr unbehaglich in ihrer Umarmung. Die weichen Arme um seinen Nacken, dieser Kopf mit dem wie Atlas glänzenden Haar an seiner Brust, ihre sanften, liebevollen Worte riefen die Erinnerung an jene Zeit der ersten Leidenschaft in ihm wach und beschämten den niedrigen Verdacht, den er eine Minute vorher gehegt hatte. Aber seine Augen fielen in diesem Moment auf die Kaminuhr; er sah, daß nur noch fünf Minuten an acht Uhr fehlten. Um acht Uhr sollten seine Freunde hier sein.

„Ich weiß nicht, was Du mit den Worten, „wenn ich gegangen bin", meinst, Maggie. Du hast nicht mehr Anwartschaft auf das Sterben, als ich und daß Du nicht die Absicht hegst, Dich auf andere Weise zu entfernen, hast Du mir gestern mit Bestimmtheit erklärt."

„Und ich bin noch ganz derselben Ansicht. Aber Du, Robert — bleibst Du dabei, daß ich nicht mit Dir, bei Dir leben darf?"

„Was nützt es uns, diese Frage immer wieder und wieder zu discutiren, liebes Kind. Wir haben gestern, denke ich, ein freundschaftliches Uebereinkommen getroffen."

„Nun wohl — so will ich Dich nicht länger belästigen. Ich

will gehen, ehe Deine Freunde kommen. Wie hübsch Du eingerichtet bist, Robert." Zum ersten Male ließ Sie den Blick durch das Zimmer über die eleganten Möbel, die Bilder, die Sammetgardinen, das luxuriöse Tafelgeräth streifen. „Alles erscheint mir so schön, nachdem — aber warum jetzt davon noch sprechen — ich werde ja nicht wieder dorthin zurückkehren. — Ist dies Dein Schlafzimmer? Laß es mich sehen — nur einen Moment. Ich möchte alle Zimmer sehen, in denen Du lebst, ehe ich gehe."

Robert Dennison zauderte. Aber es schien ihm gerathen, ihr den Willen zu thun, um sie in der jetzigen Stimmung zu erhalten. Er öffnete also die Thür seines Schlafzimmers und ließ sein Weib eintreten. Es war nur ein kleines, den jetzigen bescheidenen Mitteln Dennisons entsprechendes Cabinet, das zugleich sein Ankleidezimmer bildete und alle Toilettengeräthe enthielt. Diese Toilettengeräthe waren sehr kostbar und, obgleich er sie soeben gebraucht, so hübsch arrangirt, als ob sie eben erst aus den Händen des Kammerdieners hervorgegangen wären. Maggie trat zu dem Tische und überschaute ihn mit prüfenden Blicken.

„Dieses Fläschchen hier kenne ich, Robert; Du kauftest es in Paris für mich. Die Bürste mit elfenbeinernem Griff und dies hattest Du schon auf unserer Hochzeitsreise", sagte sie, indem sie auf einige der eleganten Geräthe deutete. Alles Andere ist neu — ich sah es vorher nicht. Alles, was Du hast, ist so hübsch. Und diese Decke ist mit Spitzen besetzt, mit wirklichen, echten Spitzen! Ich bin froh, gesehen zu haben, wie Du lebst, Robert. Ich weiß jetzt, daß Du in den ärmlichen Verhältnissen, die für mich gut genug waren, niemals hättest glücklich sein können. Ich wundere mich nun auch nicht mehr, daß Du in jenen Möbelwohnungen nur ungern zu mir kamst. Wie häßlich und schmutzig muß Dir Alles vorgekommen sein. Jenes abscheuliche Zimmer ohne Teppich und mit der erbärmlichen Tapete."

Sie schauderte bei dem Gedanken an die kahle Kammer, in der sie die letzte entsetzliche Nacht zugebracht hatte.

„Ich bin ein armer Mann, Maggie", sagte Robert ärgerlich, denn er fing an zu glauben, daß er sie durch Güte nicht bewegen würde, ihren Besuch abzukürzen, „ich kann Dich nicht besser halten, als es geschehen ist. Diese Dinge, über die Du Dich so bitter aussprichst, besaß ich vor unserer Verheirathung. Gott weiß, daß ich seitdem kein Geld für überflüssigen Luxus ausgab."

„Nein, in Wahrheit, das thatest Du nicht", entgegnete Maggie lebhaft. „Ich brauchte auch keinen Luxus — werde überhaupt nichts mehr brauchen. Robert, Geliebter, willst Du freundlich von mir Abschied nehmen?"

„Gewiß will ich das — so — und nun sei vernünftig, Maggie. Geh in Deine Wohnung zurück — sie ist nicht die schlechteste ihrer Art. Morgen komme ich zu Dir, wenn ich kann, und —"

„Du wirst mich dort nicht finden, Robert. Ich gehe fort — und sage Dir keine Unwahrheit."

„Was meinst Du mit diesem Fortgehen! Ich verstehe Dich nicht, Kind."

Dennisons Lippen bebten in nervöser Aufregung. Ein furchtbarer Verdacht, eine Ahnung der entsetzlichen Wahrheit blitzte in ihm auf und ließ sein Herz erstarren. Sie hatte ihn schon früher in leidenschaftlicher Aufregung damit gedroht, sich umbringen zu wollen. Er hatte diese Drohung, die er nicht ernstlich nahm, verspottet. Auch in den bösen Tagen, die auf diesen Abend folgten, suchte er sich damit zu trösten, daß er nicht einen Moment an den Ernst dieser Drohung geglaubt. Aber sein Herz erstarrte vor Schreck, das konnte er sich nicht ableugnen und das raubte ihm später die Ruhe seiner Nächte und raubt sie ihm jetzt noch. Eine Ahnung der Wahrheit blitzte in ihm auf, und dennoch hatte er kein liebevolles Wort, keinen Blick wiederkehrender Liebe für Maggie, kein Wort, keinen Blick,

der sie in einem Moment aus dem Schatten des dunklen Thales zu neuer Hoffnung und zu neuem Leben zurückgeführt hätte!

„Was ich damit meine? Warum willst Du es wissen, Robert? Wirst Du es doch bald genug erfahren! Jedenfalls will ich Dir nicht länger eine Last sein. Wenn ich fort bin, wirst Du freundlich an mich denken, Robert, nicht wahr? Und wenn dereinst der Tag kommt, da Du ein Wort für mich sprechen kannst, so sage den Leuten daheim, daß ich kein schlechtes Mädchen war. Versprich mir das, Robert!"

„Gewiß, gewiß, Maggie. Es wird sich eines Tages Alles ordnen lassen. Ich sagte Dir das schon gestern. Dabei sah er auf seine Uhr und öffnete die Thür, um sie hinauszulassen.

Einen Moment stand Maggie still, und eine lebhafte Röthe stieg in ihrem Gesicht auf. Dann ging sie rasch über das Zimmer, legte ihren Kopf auf Robert Dennisons elegant überzogenes Kopfkissen und küßte es. „Robert", sagte sie dann, indem sie dicht an ihn herantrat und ihm starr in die Augen sah, „Robert, ich würde Dir eine gute Gattin gewesen sein. Wenn Du dereinst frei bist, und eine geborne Lady heirathest, so kann sie Dich nicht treuer lieben, als ich Dich liebte. Wenn, wenn — " es fiel ihr schwer die Worte auszusprechen, auf denen ihre letzte Hoffnung beruhte — „ich will es ja nicht von Dir verlangen, Robert, aber wenn Du mir erlaubtest, bei Dir zu bleiben, so glaube ich, könnte ich es jetzt lernen eine Lady zu sein."

In diesem Moment schlug die Uhr im Nebenzimmer acht.

„Willst Du jetzt gehen, oder willst Du nicht gehen!" rief Dennison mit ausbrechendem Zorn. „Ich verlange, daß Du das Zimmer augenblicklich verläßt. Zwinge mich nicht, den Diener zum Zeugen dieser Scene zu machen."

Maggie fuhr von ihm zurück, wie ein geschlagenes Kind. Sie berührte weder noch einmal seine Hand noch seine Lippen, sondern durchschritt das vordere Zimmer, ging die Treppe hinunter und verließ das Haus, ohne auch nur den Kopf zu wen-

den. Bis zuletzt hatte sie einen schwachen Schimmer von Hoffnung oder wenigstens den Wunsch zu leben, in ihrem Herzen genährt. Als sie ihren Kopf auf sein Kissen legte — den Platz, der ihr von Rechtswegen zukam, fühlte sie Thränen in ihren Augen — Thränen, die, wenn sie geflossen wären, ihr überreiztes Hirn erleichtert hätten. Ein Kuß von Roberts Lippen in diesem Augenblicke und sie würde sich ihm zu Füßen geworfen und sich bereit erklärt haben, für alle Zeit seine Sklavin zu sein. Aber statt sie zu küssen hatte er Worte zu ihr gesprochen, die sie grausamer getroffen, als ein Schlag — und sie gehorchte diesen Worten! Sie wußte jetzt, daß es mit ihrem Leben zu Ende war. Sie hatte keine Hoffnung mehr, selbst nicht den Schatten einer Hoffnung. Alles war vorbei!

Der Cabmann öffnete den Schlag seines Wagens, als sie aus der Thür trat, aber sie ging an ihm vorüber ohne ihn zu sehen, verließ den Tempel und stand bald darauf in der Fleetstraße. Es schien ihr, als sei die Welt in der halben Stunde, die sie bei Robert zugebracht, ruhiger geworden. Der Tag war etwas mehr gesunken, das Gedränge hatte sich ein wenig verlaufen. Es mußte jetzt leichter sein zu sterben, als vorhin, da die Welt so strotzend von Lebensfülle erschien und die Sonne jedes menschliche Angesicht vergoldete, das ihr im Gewühl begegnete! Noch leichter mußte das Sterben in einer oder zwei Stunden werden, wenn der letzte Tagesschimmer verschwunden, wenn die Straßen ruhig geworden und der Fluß so schwarz und still dahinfloß, wie sie ihn oft Nachts von dem Fenster ihres einsamen Zimmers in der Cecilstraße gesehen hatte.

Maggie ging durch die Straßen, ohne sich ermüdet zu fühlen, bis sie sich plötzlich mit drei andern, hungrig aussehenden menschlichen Wesen vor dem Fenster eines Pastetenbäckers stehend fand. Es lagen da einige dreieckige Törtchen auf einer Schüssel und es kam Maggie vor, als könnte sie eins davon essen. Sie trat also in den Laden und kaufte das Gebäck, aber

die Frau, welche sie bediente, starrte sie an, wenigstens schien es Maggie so, sie schämte sich Platz zu nehmen und ging wieder hinaus.

„Sie haben Ihr Törtchen liegen lassen!" rief die Frau ihr nach, aber Maggie verließ den Laden, ohne sich umzusehen. Der Geruch der Eßwaaren hatte sie mit Widerwillen erfüllt und sie wollte den Augen jener Frau nicht wieder begegnen. Wenn sie nur ein Glas Wasser gehabt hätte! Aber es fehlte ihr an Muth, in einen andern Laden zu gehen. Sie fing an zu empfinden, daß man sie mit Mißtrauen ansah. Der letzte Constabler, der ihr begegnet, hatte sich nach ihr umgedreht, als sie vorüber war. Sie mußte eine stillere Straße aufsuchen eine Straße womöglich, die dem Strome näher lag oder eine Brücke. London Bridge konnte nicht weit von hier sein — dort konnte sie sich in einen Winkel stellen und warten. Warten auf die Nacht, auf Frieden und Ruhe, — auf ewige Ruhe, und ewiges Vergessen.

Sie ging die Fleetstraße und Ludgate-Hill entlang und passirte St. Paul. Ein kleines Mädchen, das sie nach dem nächsten Wege zum Flusse fragte, wies sie durch ein Labyrinth kleiner Straßen und Gäßchen, die diesen Theil der City zwischen der Themsestraße und dem Wasser durchschneiden — Gäßchen die nur durch Speicher und Packhäuser gebildet werden und gerade breit genug sind, um einem Lastwagen den Durchgang zu gestatten. Hier und da werden dieselben durch geheimnißvoll aussehende Galerien oder bedeckte Gänge in größerer oder geringerer Höhe überbrückt. Hier ist London um acht Uhr Abends wunderbar ruhig. Sind die Speicher einmal geschlossen, so unterbricht kaum ein einzelner Vorübergehender die lautlose Stille. In einer dieser engen Gassen, die noch einsamer war, als die anderen, gewann Maggie den Muth, in eine Thürnische zu treten und sich niederzusetzen. Der Fluß war ganz nahe. Sie hörte deutlich das Plätschern und dumpfe Anschlagen der Fluth, sah die Masten der auf- und abgleitenden

Schiffe und die Schornsteine der Flußdampfer — aber sie wandte ihr Auge von diesem Anblick ab. Sie war begierig zu sterben und dennoch erschreckte sie das Geräusch des Wassers und der Anblick der Schiffe. In der Theorie war ihr das Sterben so leicht vorgekommen, aber jetzt faßte sie der physische Schauder vor dem Tode. Sie zog die Handschuhe aus und schlug ihre nackten Hände vor das Gesicht. Die Wärme derselben war ihr angenehm. Sie wendete ihr Gesicht vom Flusse ab, denn sie empfand, daß das Leben, jedes Leben — ja selbst ein Leben ohne Robert, noch immer süß sei.

Hätte sie sich in diesem Moment in ihre Wohnung zurückversetzen können! Sie dachte, wie gut es wäre, wenn sie das Gesicht der Aufwärterin sehen, ihren Thee trinken, zu Bett gehen und schlafen könnte. Die engen, düsteren Räume, die widerwärtigen Speisen, der unaufhörliche Straßenlärm, das Alles war ja unsagbar besser, als das, was vor ihr lag. Es war Leben!

Wäre Maggie jetzt bewußtlos umgesunken und von einem Constabler nach dem nächsten Stationshause gebracht worden, hätte man ihr dort nur die allergewöhnlichste körperliche Pflege angedeihen lassen, so würden die Gedanken an Selbstmord am nächsten Morgen wahrscheinlich für immer vorüber gewesen sein

Aber dies Glück wurde ihr nicht zu Theil — es sollte anders kommen!

Ein junges Mädchen öffnete ganz in der Nähe ein Fenster, setzte sich an das Piano, so daß Maggie einen Schatten ihrer Gestalt sehen konnte und sang. Eine Opernarie singen zu hören, war in dieser Gegend gewiß eine Seltenheit, aber es gab hier, wie in allen anderen dumpfigen, luftlosen Durchgängen der City Wesen, die gezwungen waren, Sommer und Winter da zu leben. Dies Mädchen war vielleicht die Tochter irgend eines armen Buchhalters oder Magazinverwalters, dessen einzige Eitelkeit es gewesen, seiner Tochter eine Institutserziehung geben zu lassen — dessen ganzer Luxus in dem Piano

seines Kindes bestand. Das Mädchen sang sehr hübsch. Sie besaß eine klangvolle, zum Herzen sprechende Stimme und eine gewisse bescheidene Grazie des Vortrags. Die Arie, die sie wählte, war die jedem jungen Herzen theure: „Robert, Robert, mein Geliebter.“

Diese in der ganzen civilisirten Welt bekannte Weise war der Schlüssel zu der goldenen Periode in Maggies Leben. Dennison hatte sie am dritten Tage nach ihrer Verheirathung in Paris in die Oper geführt, und die Stimme Adeline Pattis verlieh dem heißen, stummen Gefühl für Robert in Maggies unerfahrenem Herzen den beredtesten Ausdruck. Sie hatte die Arie weder vorher noch nachher wieder gehört, aber die Melodie war ihr in unvergeßlicher Erinnerung geblieben und sie erkannte sie gleich nach den ersten Accorden. „Robert, Robert mein Geliebter.“ Dennison hatte ihr damals den Sinn der Worte unter zärtlichen Blicken und Händedrücken erklärt und jetzt, da sie als Ausgestoßene durch die Straßen Londons irrte, schlugen sie wieder an ihr Ohr.

„Robert, Robert!“ Maggie wartete, bis das Mädchen die erste Strophe beendigt hatte, dann sprang sie auf und eilte wie gejagt von einer feindlichen Gewalt von dannen. Schwach wie sie war, strengte sie ihre ganze Kraft an, um der Pein zu entfliehen, welche ihr die Töne bereiteten und eine oder zwei Minuten später sah sie sich am Wasser. Sie nahm ihren Weg am Ufer entlang, blieb dann und wann stehen und schaute mehr angezogen als zurückgeschreckt hinab in die Fluth.

Plötzlich blickte sie auf und sah die dunklen, massiven Bogen einer Brücke vor sich liegen. Das mußte London Bridge sein. Robert hatte sie einmal dorthin geführt, um ihr die City von diesem Puncte aus zu zeigen und sie erinnerte sich deutlich, daß die Brücke in dieser Richtung von St. Paul gelegen.

Es war jetzt zwischen neun und zehn Uhr und die Menschenmassen, welche bei einbrechender Dunkelheit auf dem Flusse

herabkommen, füllten die Straßen. Maggie nahm keine Notiz von ihnen. Die Frauen starrten sie an, sie fühlte keine Scham — Männer sprachen zu ihr, aber sie hörte es nicht. Die mit Tabaks- und Branntweingeruch überladene Atmosphäre, durch die sie sich hindurcharbeitete, brachte keinen Eindruck auf sie hervor. Sie hörte nichts, als die Worte: „Robert, Robert mein Geliebter!" Nur diesem Echo einer todten Vergangenheit wollte sie entfliehen. So ging sie in der eingeschlagenen Richtung weiter, so schnell es ihre Kräfte erlaubten. Einige Minuten später stieg sie die Stufen hinauf, die von der Wasserseite nach der Brücke führen und hier umwehte ein frischerer, reinerer Luftstrom ihr Gesicht.

Die Trottoirs an beiden Seiten der Brücke waren mit Fußgängern bedeckt. Sie fühlte, daß eine arme Unglückliche wie sie, hier keines Menschen Aufmerksamkeit erregen würde. Nachdem sie einige Schritte gegangen, setzte sie sich in der Ausbiegung eines Pfeilers nieder, lehnte ihren Kopf an die Wand und wartete. Sie wartete — ohne zu wissen auf was. Vielleicht darauf, daß die Menge sich verlief, oder die Laternen ausgelöscht wurden, oder der letzte blasse Abendschimmer am Himmel verschwunden war? Sie litt jetzt, da sie still saß weniger als vorher. Ihr Kopf war leicht, ihre Gedanken schweiften umher, aber nicht wie gestern Abend, als sie das Laudanum genommen.

Bilder aus der Vergangenheit tauchten ohne einen Anklang an die Gegenwart vor ihr auf. Sie erblickte das Haus in Heathcotes, die Plantage, in der sie zum ersten Male mit „Mr. Robert" zusammengekommen, ihren Platz in der Dorfkirche, auf dem er sie vom Stuhle der Herrschaft aus sehen konnte — dann die drei Wochen in Paris, die Wagen und Theater und endlich Roberts Wohnung mit dem kostbaren Tafelservice, der spitzenbesetzten Decke auf dem Toilettentisch, den mit feinen Leinen bezogenen Kissen, seine parfümirte kalte Hand, die sie geküßt! Alles das sah sie und sah es ohne Schmerz.

Das Elend macht, wenn es einen gewissen Punkt erreicht hat, empfindungslos. Die Erinnerung an das Leben und die Aussicht auf den Tod bereiteten Maggie keine größere Qual als ein Mensch unter dem Einfluß des Chloroforms zu empfinden vermag. Sie brauchte Robert nicht mehr. Sie war hierher gekommen, um zu sterben und es schien ihr gut, hier in dieser Ecke zu sitzen, wo Niemand sie sehen und ihr Geheimniß errathen konnte.

Dies war Alles, was ihr von menschlicher Empfindung geblieben.

XII.

Abgewiesen.

Der Anfang des Balles in Morteville war nach dem Anzeigeblatt für neun Uhr angesetzt. Dessenohngeachtet verstand es sich von selbst, daß kein Mensch von gutem Ton früher als halb zehn Uhr im Ballsaal erschien und Mrs. Lovell, wie immer Sklavin der Etikette, beschloß jedenfalls den Schein zu vermeiden, als wollte sie für ihr Geld so viel haben, als sie nur haben konnte. Sie gab deshalb ihrem Fiacre — einem elenden schmutzigen Fiacre, den sie vierzehn Tage vorher hatte bestellen müssen, weil selbst Fuhrwerk dieser Art in Morteville selten war — den bestimmten Befehl: fünfundzwanzig Minuten vor Zehn vor ihrer Thür zu sein. Zehn Minuten rechnete sie auf den Weg, fünf Minuten auf den Aufenthalt in der Garderobe — sie konnten also zehn Minuten vor zehn Uhr in den Saal treten. Auf diese Weise beging sie jedenfalls keinen Mißgriff, denn auch die Frau des Maire, sowie die des Souspräfecten hatten ihre Wagen genau auf dieselbe Minute bestellt.

Aber lange vor sieben Uhr hatte sich Archy Lovell bereits in ihr Schlafzimmer begeben, nicht um sich anzuziehen — denn sie konnte unmöglich zwei Stunden dazu brauchen, ihr Kleid zuzuhaken und ihren Kranz aufzusetzen — sondern nur um sich an

dem Anblick aller Einzelheiten ihrer Balltoilette zu erfreuen, ihre Schuhe anzuprobiren (die Mrs. Lovell, Gott mag wissen, auf Kosten welcher häuslichen Einschränkung, gekauft hatte), sich zum zwanzigsten Male zu versichern, daß die Rosetten auf denselben fest angenäht waren, und ihre Handschuhe zu betrachten, denn anzurühren wagte sie dieselben kaum, so weiß und fein waren sie. Sie ging um die weißen duftigen Wolken, die auf ihrem Bett ausgebreitet lagen, vorsichtig herum, berührte mit behutsamen Fingern hier und da den Kranz, dachte darüber nach, ob er besser aussehen würde, wenn er um eines Haares Breite höher oder niedriger auf ihrer Stirn läge und vertiefte sich endlich in ein prächtiges Bouquet von weißen Blumen, das ein Herr diesen Morgen für sie abgegeben, „ein sehr, sehr feiner junger Herr", wie Jeanneton sagte.

Den meisten jungen Engländerinnen wird die Freude an ihrem ersten Balle durch alle die Kindergesellschaften und Backfischpartien beeinträchtigt, die sie seit dem Säuglingsalter durchgemacht haben. Archy Lovell war durch solche vorzeitige Zerstreungen nicht abgestumpft. Tanzen hatte sie, wie sie Mr. Durant erzählt, ganz von selbst gelernt. Alle Dienstmädchen in den Ländern, die sie mit ihrem Vater durchstreift, können tanzen und Archy tanzte mit ihren Bonnen auf ihre eigene Weise, seit sie allein stehen konnte. Sie hatte auch bei den ländlichen Festen in Italien, die Mr. Lovell so sehr liebte, mit den Bauern oder mit ihres Vaters Freunden, den Künstlern, getanzt, aber in einem Ballsaal war sie noch nie gewesen. Weiße Schuhe und Handschuhe, ein ausgeschnittenes Kleid hatte sie niemals getragen und gemachte Blumen nimmer gesehen, außer in den katholischen Kirchen. Und jetzt stand sie vor allen diesen Dingen, mit denen sie sich in wenigen Stunden schmücken sollte, ungefähr mit derselben Ehrfurcht, die ein junger Kämpe des Mittelalters bei der Waffenwache, am Abende vor dem Ritterschlage, empfunden haben mag. Wenn sie an sich herunter auf das kurze Kattunkleidchen und die ordinären Schuhe sah, die sie trug,

dann bedauerte sie sich selbst. Wie hatte sie so lange glücklich sein können, während andere Mädchen Jasminkränze, weiße Grenadinkleider, Atlasschuhe und schneeweiße ziegenlederne Handschuhe getragen hatten? Würde es möglich sein — sie schauderte bei dem Gedanken — morgen früh wieder das Kattunkleid und die dicken Stiefelchen anzuziehen und ganz wieder in der alten gewöhnlichen Weise zu leben? Ein Gefühl von der Verschiedenheit der menschlichen Lebenslagen überkam sie, wie nie zuvor. Diese weißen Schuhe und Handschuhe waren morgen schmutzig, das Kleid besudelt, die Blumen zerdrückt; Mr. Durant war fort! In dieser ersten Augustnacht sollte sie die ganze Fülle irdischer Freuden genießen. Sie sollte ein weißes, sechs und ein halbes Yard weites Kleid tragen, zu Ball gehen, von einundzwanzig Tänzen die meisten mit Mr. Durant tanzen, vielleicht erst bei Tagesanbruch nach Hause zurückkehren, und dann, für den Rest des Lebens —

„Archy, Kind, Du wirst auf dem Balle gewiß kein Vergnügen haben, wenn Du so große Erwartungen hegst", unterbrach hier die Stimme der Stiefmutter die Träumereien des Mädchens. „Ein Ball ist im besten Falle noch immer ein zweifelhaftes Vergnügen. Wer weiß, ob Du mehr als zweimal zum Tanzen kommst. Jetzt bist Du schon länger als eine Stunde hier und ich finde Dich noch immer bei der Betrachtung Deines Anzuges."

„Aber wenn ich mich nicht auf dem Balle selbst amüsiren soll, so kann ich doch die Vorfreude haben!" entgegnete Archy. „Wenn ich auch nicht ein einziges Mal tanze, so kann mir doch Niemand das Vergnügen rauben, das ich empfunden, als ich mir Erfolge eingebildet. Du hast jetzt schon keine Hoffnung und meinst, daß Du Dich langweilen wirst. Wenn das nun wirklich geschieht, so hast Du von der ganzen Geschichte kein Vergnügen."

„Ich werde das Vergnügen haben, daß sie vorüber ist", entgegnete Bettina ruhig. „In meinen Jahren und in unserer Lage kann von Lust und Heiterkeit nicht mehr die Rede sein.

Als ich in Deinem Alter war, Archy, und noch in der besten Gesellschaft lebte, sah ich einem Balle vielleicht mit denselben Erwartungen entgegen, wie Du jetzt — Jeanneton, dummes Mädchen, was machst Du mit meinem Kleide?“ unterbrach sie sich hier selbst, als Jeanneton das Kleid ihrer Herrin aus der Küche brachte, wo es am Feuer gehangen hatte, und damit an Archys Thür vorüberging. „Nimm Dich in Acht, mit Deinen großen Füßen und halte das Licht gerade!“ rief Mrs. Lovell in mehr als mangelhaftem Französisch. „Archy sag' doch dem albernen Dinge auf französisch, daß sie mir das Kleid nicht betröpfeln soll. Ich möchte um Alles in der Welt keinen Fleck in mein malvenfarbiges Moireekleid haben.“

Mrs. Lovell hatte dieses malvenfarbige Moireekleid an dem Tage getragen, da sie Mr. Lovell zum Altar folgte. Man hatte die Farbe damals violett genannt, aber als das Wort malvenfarbig mode wurde, nannte es Mrs. Lovell malvenfarbig und Archy, die noch ein einfältiges Kind war, glaubte deshalb allen Ernstes, daß es ein neues Kleid sei. Um der Robe die nöthige Länge zu geben, hatte man von Zeit zu Zeit unten herum einen Streifen gleichfarbigen Sammet angesetzt. Die Taille zu ändern war leider unmöglich, denn man hatte zur Zeit, da Miß Curtis heirathete, Leibchen und Aermel enger und knapper gemacht, als die eines modernen Reitkleides.

Mrs. Lovell trug diese Robe bei allen festlichen Gelegenheiten. Sie wurde dann immer einen Tag vorher ans Feuer gehangen, eine Procedur, die, wie Mrs. Lovell behauptete, alles Fett herauszog und dem Stoff ein völlig neues Ansehen gab. Bei Gelegenheiten, wie die heutige, trug sie außerdem einen weißen Spitzenshawl und schwarze Atlasstiefel, die ebenfalls zu ihrem Brautanzug gehört hatten, ein Halsband von Granaten, ebensolche Ohrringe und eine Haube von echten Alençonspitzen. Es war Archy zuweilen von ihrer Stiefmutter als besondere Gunst gestattet worden, alle diese Herrlichkeiten einzeln zu besehen, aber sie hatte es niemals für möglich gehal-

ten, daß sie einmal alle zusammen zur Schau gestellt werden könnten — und als sich endlich, nach längerm Aufenthalt in ihren Zimmern, die beiden Frauen in vollem Putz in dem kleinen Salon wieder trafen, kannte die Bewunderung des Mädchens für Bettina keine Grenzen.

„Wir werden in unserer verschiedenen Weise die beiden am besten angezogenen Damen im ganzen Saale sein!" rief sie mit dem guten Glauben eines Kindes an alle Dinge, die sie selbst betrafen. „Dein Anzug ist wundervoll, ganz wundervoll, Bettina — und ich würde das gewiß nicht sagen, wenn es nicht so wäre! Papa", rief sie Mr. Lovell entgegen, der in diesem Moment eintrat, „sieht Bettina nicht wunderschön aus? Die weißen Spitzen auf dem malvenfarbigen Kleide machen sich prächtig!"

„Wirklich prächtig!" wiederholte Mr. Lovell zerstreut, indem er seine Augen keinen Moment vom Gesicht seiner Tochter abwendete. „Wirklich prächtig — und so ähnlich. Ich habe noch nie so bemerkt, wie ähnlich sie ihrer Mutter ist. Siehst Du es nicht, Bettina? Ach nein, nein — Du kannst es ja nicht wissen! — Deine Robe sieht wirklich sehr gut aus, meine Liebe", sagte er nach einer Pause zu Bettina gewendet. Er hatte sie seit ihrer Verheirathung nicht dreimal „meine Liebe" genannt, „Und Du hast das Kind sehr hübsch angezogen. Ich wünschte, der kleine Taroni wäre hier, um eine Skizze von ihr zu machen."

„Ich glaube, der kleine Taroni hat Skizzen genug von mir gemacht!" rief Archy muthwillig, indem sie dem Spiegel näher hüpfte, um eine andere Ansicht von sich zu gewinnen. „Nur einmal betrachte mich nicht als Modell, Papa. Heute Abend bin ich weder Bäuerin, noch Nymphe, noch Contadina, noch eine andere Atelierfigur, sondern ein menschliches Wesen und was mehr ist — eine junge Dame. Ich kann noch gar nicht glauben, daß ich es selbst bin."

Aber obgleich sie ihres Vaters Compliment zurückwies,

hätte Archy doch in der That in diesem Moment einem Künstler als Modell dienen können, als Modell einer Diana oder Hebe, oder sonst einer Verkörperung der Schönheit, Jugend Gesundheit und Frische. Ihr Anzug ließ einen Nacken und Arme sehen, die nicht von blendender Weiße waren, aber frisch und fest wie Marmor und von wunderschöner Form; nicht Nacken und Arme von junonischer Fülle, aber mädchenhaft und graziös. Ihr ungefesseltes Haar hing in seidenen Wellen über die Schulter und bis auf die schlanke Taille herab. Ein kleiner Jasminkranz saß kokett ein wenig auf der Seite und stand vortrefflich zu ihrem kindlichen, freudestrahlenden Gesicht. Sie trug weder Geschmeide um den Hals, noch um die Arme. Das weiße Kleid, der kleine Kranz, der Strauß von natürlichen Blumen in ihrer Hand, bildeten ihren einzigen Schmuck. Sie sah aus, wie das, was sie war, ein Kind, welches zum ersten Male erwachsene Dame spielt und eine gewisse, nicht unweibliche, aber unconventionelle Art, sich in dem fashionablen Kleide zu bewegen, ließ errathen, daß sie an Reifrock und Schleppe noch nicht gewöhnt war.

„Amüsire Dich gut, Kind", sagte Mr. Lovell, als er Bettina und Archy zwanzig Minuten vor zehn in den Wagen hob. „Zeig' mir morgen früh Deine durchgetanzten Schuhe." Dann blieb er im Schimmer der einsamen Lampe in der Rue d'Artois stehen und sah dem Fiacre nach, der sie hinweg führte. Er fühlte zum ersten Male etwas wie Eifersucht in seinem Herzen aufsteigen — eine Eifersucht, die jeder Vater, sei er noch so selbstlos und männlich, empfinden muß, wenn sein Kind plötzlich kein Kind mehr ist; die Eifersucht, welche aus dem letzten Capitel von Jean Valjeans Leben ein so rührendes Gedicht macht. Archy war nicht mehr sein kleines Mädchen. Er dachte an die Tage in Dresden, wenn er, sie auf dem Arme tragend, an schönen Sommermorgen über den Markt ging. Er dachte an ihr wunderliches Deutsch, an ihre Kinderstimme, an den energischen Griff ihrer kleinen Hände und ging

mit einem schmerzlichen Gefühl in der Brust in sein Studium zurück — vielleicht um etwas über Archy zu schreiben, oder über die Gefühle, welche die Brust eines Vaters bewegten, wenn sein Kind ein Weib geworden ist? O, nein. Wenn Frederik Lovell jemals über so gewöhnliche Dinge, wie er selbst empfand oder that, geschrieben hätte so wäre er vielleicht ein Poet gewesen. Statt dessen häufte er ein Phantasiebild über das andere, sprach von glänzenden Sonnenuntergängen in der Wüste, von lauter Dingen, die er nie gesehen und erfahren, und die deshalb auch keinem andern Menschen ein Interesse einzuflößen vermochten.

Indessen waren Archy und Mrs. Lovell glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen und hatten nach einem kurzen Verweilen in der Garderobe den Ballsaal betreten. Archy verging der Athem. War der Maire schon anwesend? Der Souspräfect? Mr. Durant? Einige Minuten sah und wußte Archy gar nichts. Ein Nebel lag vor ihren Augen, ihre Glieder waren schwer und sie fühlte, daß ihre Lippen, trotz aller Anstrengung, die sie machte, zitterten, während sie durch den Saal ging.

„Sei nicht schüchtern, Kind. Niemand sieht auf uns oder denkt an uns", flüsterte Bettina, um sie zu beruhigen, und Archy entgegnete ganz aufrichtig, daß sie sich niemals im Leben weniger schüchtern gefühlt habe. Alles, was sie empfand, war Freude — „und Angst um einen Tänzer, Bettina", fügte sie hinzu. „Ich würde die Schande, den ersten Tanz zu sitzen, nicht ertragen."

Archy war dafür, im Saale auf und ab zu gehen und damit allen ihren Bekannten Gelegenheit zu geben, sie zu sehen und zum Tanzen aufzufordern, aber Mrs. Lovell, die besser wußte, was sich schickte, bestand darauf, sich niederzusetzen. Die besten Plätze des Saales waren indessen schon in Beschlag genommen und so sahen sie sich genöthigt, in der Nähe der Thür zu bleiben, wo sie von einer der Säulen, die den Saal trugen, halb verdeckt wurden. Archy hätte weinen können, als

sie sich hier niederließ. Wahrscheinlich dachte keiner der jungen Männer daran, sie von diesem schrecklichen Platze zum Tanzen zu holen! Das Orchester fing eben an einen Walzer zu spielen. Sie sah, wie andere Mädchen aufgefordert wurden, sie sah, wie sie im Tacte der Musik dahinwirbelten und sie saß hier — ausgeschlossen von dem Reigen. Es war ein wirklicher körperlicher Herzschmerz, den sie empfand.

Gerade in diesem Moment trat Monsieur Gounod, einer der Tänzer, auf den sie gerechnet hatte, in den Saal. Er war glänzend. Seine Stiefel funkelten wie Spiegelglas, die Spitzen seines gewichsten und gedrehten Schnurrbartes reichten beinahe bis an die Augen und unter der durchsichtigen Arbeit seines Hemdes schimmerte ein anderes von rother Seide. Archy fand Mr. Gounod sehr gut aussehend — aber statt zu ihr zu kommen, ging der abscheuliche kleine Mann auf die Frau des Maire zu. Madame lächelte, verbeugte sich und trat, trotz ihrer vierzig Jahre und ihrer unförmlichen Taille, mit ihm in die Reihe. Einen Augenblick später flog auch dieses Paar im Wirbel dahin und Archy Lovell blieb noch immer sitzen.

War es vielleicht besser, wenn sie aufstand? Als der ewig lange Walzer endlich vorüber war und man anfing, sich zum nächsten Tanz, einer Quadrille, zu engagiren, machte Archy diesen Vorschlag, aufzustehen, ihrer Stiefmutter, die eben mit ungetheilter Aufmerksamkeit beschäftigt war, die Zwickel im Rocke der Souspräfectin zu zählen. „Aufstehen?" Ja, gewiß, sie konnten recht gut eine oder zwei Minuten stehen. Aber was das Tanzen betraf, so war es Thorheit, jetzt nur daran zu denken Archy durfte gewiß nicht eher auf einen Tänzer rechnen, als bis alle anderen Damen von Rang und Stand getanzt hatten. Dann begann Bettina von Neuem den Rock der Frau Souspräfectin zu betrachten. Wenn er, wie sie glaubte, zehn Zwickel enthielt, so konnte das ganze Kleid recht gut von vierzehn Yard Stoff hergestellt sein und diese Erzverrätherin, Annette, das Schneidermädchen, hatte erklärt, sie wisse ganz gewiß, daß

die Frau Souspräfectin sechszehn Yard zu jedem Kleide nehme, das sie trage.

Ich möchte fast meinen, daß Frauen, wie Mrs. Lovell, das meiste Vergnügen in einem Ballsaale finden. Für die jungen Damen ist er eine Arena; sie sind die Acteurs, die Matadore und Picadore, welche kämpfen. Sie alle haben den Wechsel von Erfolg und Niederlage zu tragen — und mit lächelndem Gesicht zu tragen! Nur die Frauen, welche für sich selbst nichts mehr fürchten oder hoffen, sind ruhige Zuschauer und sie nehmen an jeder kleinen Einzelheit des Kampfes, der sich vor ihnen abspinnt, ein Interesse, das den Frauen unter dreißig Jahren und den Männern jeden Alters ebenso unverständlich ist, wie anderen Völkern die Begeisterung der Spanier für Stiergefechte.

Zehn Zwickel in einem Rocke? Ja, Annette war eine Betrügerin, denn sie hatte gesagt, so eng könne man gar kein Kleid machen. Und der Rock stieß vorn auf und war nicht so lächerlich kurz, wie Annette behauptet hatte, daß die neueste Pariser Mode es verlange! Wenn Madame wieder walzte, konnte Bettina auch sehen, ob das Kleid gefüttert war — ein weiterer Punct, in Bezug auf welchen sie Annette bemißtraute.

Während dieser ganzen Zeit schlug Archys Herz so laut, daß man es hätte hören können, ihre Wangen glühten und sie biß ihre armen kleinen Zähne zusammen, um das Zittern ihrer Lippen zu verbergen. Wenn ein neuer Tanz begann und sie abermals sitzen blieb! —

Indessen schien ihr das Aufstehen doch mehr Glück zu bringen. Gerade als die Quarrees sich bildeten und Bettina ihr zuflüsterte, daß es ihr unmöglich sei, sich länger auf den Füßen zu erhalten, kam der junge Willy Montacute — die dritte Sehne auf Archys Bogen — und bat sie um einen Tanz. Er war freilich noch sehr jung, sehr schüchtern und sah sehr unbedeutend aus, aber er war immerhin ein Tänzer und Archy eilte fröhlich mit ihm davon. Sie war um so mehr erfreut, ihn erobert zu haben, als sich eine Minute später dicht hinter

ihr jenes eigenthümlich prahlerische Rauschen von Seidenkleidern hören ließ, wie nur Engländerinnen von gemeiner Herkunft es hervorzubringen vermögen. Die große Mrs. O'Rourke, nebst der alten Maloney und ihrem Gefolge stolzirte in den Saal. Miß Lovell hätte sich von ihren Feinden um keine Welt ohne Tänzer finden lassen mögen und sie war deshalb dem kleinen Montacute sehr dankbar für die Aufforderung, lächelte ihm zu, plauderte mit ihm und tanzte hübsche Pas ihrer eignen Erfindung nach dem Tacte der Musik. Nur dann und wann schaute sie nach der Thür und prüfte die Gesichter der Neuankommenden in der stillen Hoffnung, Mr. Durant endlich eintreten zu sehen.

Als die Quadrille vorüber war, fragte ihr Tänzer, ob sie etwa eine Erfrischung nehmen wolle. Sie war viel zu aufgeregt, um etwas zu genießen und fürchtete sich, mit ihren Handschuhen etwas zu berühren, was der Sauberkeit derselben schaden konnte, ehe Mr. Durant sie gesehen. Dessenohngeachtet schien ihr Alles besser, als auf ihren Platz neben Bettina zurückzukehren. Sie sagte also Ja, und verfügte sich mit Mr Montacute nach dem Erfrischungszimmer, wo sich beide mit einem Glas Zuckerwasser regalirten. Dann gingen sie in den Saal zurück und Mr. Montacute fragte, ob er sie zu ihrem Platz zurückführen solle.

„Ich hätte Sie gern um diesen Galopp gebeten", fügte er hinzu, als Archy halb widerstrebend bejahte, „aber ich tanze so schlecht, daß ich nicht wage, eine andere Dame, als meine Schwestern dazu aufzufordern."

„O, wir würden sehr gut mit einander tanzen", entgegnete das Mädchen. „Ich bin selbst keine geübte Tänzerin — ich meine im Ballsaal — aber ich habe in Italien mit allerlei Leuten auf der Straße getanzt und es ist fast mit Allen recht gut gegangen."

Diese Worte ermuthigten den kleinen Montacute, seinen Arm um ihre Taille zu legen und nach zwei oder drei falschen

Schritten wirbelten sie dahin. Der junge Mann hatte sein eignes Können unterschätzt; er war keiner von den schlechtesten Tänzern, denn er besaß eine vortreffliche Lunge, eine hübsche Figur und Geschicklichkeit genug, um anderen Leuten auf die Füße zu treten, aber nicht seiner Tänzerin. Was ihm fehlte, war Muth, Festigkeit und Ruhe und im Bewußtsein dieser Mängel tanzte er, wenn er einmal in Zug gekommen war, so schnell, daß kein Anderer es mit ihm aufnehmen konnte. Er würde gefürchtet haben, zu fallen, wenn er langsamer getanzt, oder nicht wieder in den Tritt zu kommen, wenn er angehalten hätte.

„Sind Sie nicht müde? Wollen Sie ausruhen?" fragte er gelegentlich seine Tänzerin, als er mit ihr dahinflog, und Archy, die zu athemlos war, um ihm zu antworten, sagte ihm jedesmal durch ein Nicken oder Schütteln des Kopfes, daß sie mit seinem Schritt ganz zufrieden sei. Sie hielten nicht eher an, bis die Musik schwieg und dann glichen Miß Lovells Wangen den Rosen von Damaskus, ihre blauen Augen blitzten, ihr langes Haar war in Unordnung gerathen — einige ihrer Locken hatten sich sogar um Montacutes Arm geschlungen — und der Jasminkranz, der ihr vom Kopf gefallen war, hing an ihrem Arme.

„Genau wie eine Bacchantin", bemerkte Mrs. Maloney, die in der Nähe stand, indem sie ihre sittsamen alten Augen, aus Furcht, sich durch den Anblick zu beflecken, hinter ihrem Fächer verbarg.

Der Saal war jetzt fast gefüllt und als Archy Lovell auf ihren Platz zurückging, erregte ihre eigenthümliche Schönheit allgemeines Aufsehen. Sie wußte das und sagte sich mit heimlichem Wonnegefühl, daß sie diesen Abend keinen Tanz mehr versitzen werde und sie hatte recht.

Gerade als der junge Montacute sie zu Bettina zurück brachte, trat ein junger Mann, den Klapphut unterm Arme, heran und bat sich mit einer tiefen Verbeugung im besten

Englisch die Ehre aus, seinen Namen auf ihre Tanzkarte schreiben zu dürfen Es war ein junger russischer Fürst, der sich zur Zeit in Morteville aufhielt, ein Tänzer, den ihr jede Dame im Saale beneidete, und Archys Gesicht strahlte vor Entzücken.

„Ich werde mich sehr freuen, mit Ihnen zu tanzen, aber ich habe noch keine Karte. Es wurden erst zwei Tänze getanzt und ich tanzte Beide mit diesem Herrn", entgegnete sie.

Willy Montacute erbot sich sogleich, ihr eine Karte zu holen und Miß Lovell stand währenddem und unterhielt sich sehr unbefangen mit dem jungen Fürsten. Wenn sie schon ein halbes Dutzend Saisons in London mit durchgemacht hätte, so würde sie sich kaum freier und behaglicher haben fühlen können, als in diesem Moment. Die Keckheit des Kindes vertrat bei ihr die Stelle der anerzogenen, conventionellen Sicherheit. Ihr Haar über die Schulter zurückwerfend, das emporgewandte Gesicht wie es ihre Art war, ein wenig zur Seite neigend, stand sie ruhig mit dem Fürsten sprechend als sei sie ihr Lebelang gewöhnt gewesen, mit Leuten dieses Standes zu verkehren. Sie stand zufällig ganz allein, besaß keinen Fächer, um damit zu spielen, wie Frauen bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, und hielt ihr Bouquet ruhig in der Hand, ohne es nach der Weise verlegner Mädchen auch nur ein einziges Mal zum Gesicht zu führen.

In diesem Moment trat Durant in den Ballsaal. Er hatte erwartet, Miß Lovell sehr hübsch, aber doch etwas schulmädchenhaft aussehend zu finden; dabei schlecht angezogen, wie es die Frauen in der Provinz ein für allemal sind, und mit einem jüngern Mitglied der Bourgeoisie von Morteville tanzend. Und jetzt sah er sie dort stehen mit glänzendem Haar und blitzenden Augen. Sie war angezogen, als sei ihre Toilette aus der Hand einer der ersten pariser Putzmacherinnen hervorgegangen, und sprach mit dem hübschesten und vornehmsten Mann im Saal! Die Aufmerksamkeiten dieses erbärmlichen

kleinen Fürsten schienen ihr sehr zu gefallen! Wie sie ihre weißen Zähne zeigte, die Locken zurückwarf, ihren Kopf zur Seite bog und ihn mit ihren blauen Augen anblickte! Als der junge Montacute die Karte brachte, nahm sie der Prinz aus Archys Hand und schrieb seinen Namen für mehrere Tänze ein — und wenn er um einen Tanz fragte, so lächelte Miß Lovell und nickte freundlich mit dem Kopfe.

Wenn Gerald bis dahin mit dem Gedanken, sich in Archy zu verlieben, gespielt hatte, so fühlte er jetzt, daß es nicht länger ein Spiel war. Sie standen jetzt auf gleichem Boden. Archy war ein Weib, das man gewinnen mußte, nicht ein Kind, mit dem man tändeln durfte, und selbst dieser Nebenbuhler war werth, sich mit ihm zu messen. Die schönste Frau der Welt würde Gerald kaum gereizt haben, wenn nicht ein Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben gewesen wäre.

Langsam drängte er sich nach einer Seite hin durch die Menge, von der ihn Archy nicht kommen sah, und als sie sich endlich zu ihrer Stiefmutter wendete, stand er an ihrer Seite, ehe sie noch wußte, daß er im Saal war.

„Miß Wilson, ich fürchte, ich komme zu spät, wenn ich Sie um einen Tanz bitte?“

Archy, die im siebenten Himmel des Entzückens schwelgte, zeigte eben Bettina ihre Karte, auf der die Hieroglyphen des Fürsten nicht weniger als viermal zu lesen waren. „Ich weiß nicht, wie sein Name ausgesprochen wird, Bettina!“ sagte sie. „Da sind zwei zz, ein ff, ein großes C und beinah gar kein Vocal. Indessen es schadet nichts — er ist ein Fürst. Jetzt ist mir gleichgiltig, was geschieht . . . Ja, Bettina, mein Kranz ist heruntergefallen und Du magst ihn mir aufheben“, fügte sie hinzu, indem sie ihn ihrer Stiefmutter in den Schooß legte. „Ich war schon ohne Kranz, als er mich zum Tanz aufforderte und nun bin ich zufrieden!“

Und mitten in ihrem Triumph und dieser etwas herzlosen

Rede schlug Geralds schmeichelnde Stimme, die von dem hohen Falsett des Fürsten so sehr verschieden war, an ihr Ohr.

„Mr. Durant, ich wußte gar nicht, daß Sie hier sind! Ich freue mich sehr“, rief Archy. Dabei sprang sie auf und keinen Moment daran zweifelnd daß er gekommen sei, sie zum nächsten Tanze aufzufordern, legte sie ihren Arm in den seinigen.

„Ich hoffte kaum noch auf einen Tanz“, bemerkte er, indem er sie durch die Menge führte. „Als ich hereinkam und sah, wie sie diesem Russen so viel Tänze zusagten, erwartete ich nicht mehr, auch nur einen einzigen Walzer zu erhalten. Gestehen Sie, daß Sie mich und die mir versprochenen Tänze vergessen hatten.“

„Nein, ich hatte Sie nicht vergessen“, entgegnete Archy, obgleich sie fühlte, daß er die Wahrheit so ziemlich errieth. „Ich war nur neugierig, ob Sie überhaupt noch kommen würden.“

„Sie haben schon mehrere Tänze getanzt?“

„Ja“, sagte Archy, herzlich froh, daß er sie nicht mit Willy Montacute hatte walzen sehen. Wie miserabel erschien ihr jetzt, da sie ihre Hand auf Mr. Durants Arm legte und den Namen des Fürsten viermal auf ihrer Karte hatte, der kleine Triumph mit dem armen Willy! Wie fest entschlossen war sie, ihn für den Rest der Nacht und des ganzen übrigen Lebens zu ignoriren. „Ich tanzte, aber ich machte mir nicht viel daraus“, fügte sie ernsthaft hinzu.

„Sie tanzten also nicht mit dem Russen?“

„Nein, er ist eben erst gekommen.“

„Ich sehe, Miß Wilson, daß Sie die seltene Tugend der Aufrichtigkeit besitzen“, entgegnete Durant.

Sie hatten jetzt den innern Kreis des Saales, in dem man tanzte, erreicht, und Archy, die viel mehr Lust zeigte, zu tanzen, als auf eine sentimentale Courmacherei einzugehen, faßte ihre Mousselinrobe ein wenig mit der linken Hand zusammen. Sie war auf den Ball gekommen, um einundzwanzig Tänze zu

tanzen und dachte nicht daran, die Zeit unnützer Weise zu verlieren.

„Sollen wir uns wirklich in dies Gewühl stürzen?“ fragte Gerald, welcher die natürlichen Vorurtheile eines fünfundzwanzigjährigen Gardelieutenants gegen Rundtänze hegte. „Ich sehe da drüben rechts ein Zimmer, welches kühl und leer scheint. Ich glaube, es findet sich dann und wann eine Tour die man tanzen kann, ohne sich in dieser Weise drängen zu lassen“, fügte er als Antwort auf Archys erstaunte Miene hinzu.

„Dann und wann? Ja gewiß — aber ich sehe nicht ein, warum wir einen Walzer versäumen sollen? In London tanzen Sie gewiß in noch dichterm Gedränge, als dies ist.“

Die Unzufriedenheit ließ sich weder in Archys Blick noch Ton verkennen. Mr. Durant sah ein, daß ein Mann, der nach Miß Lovells Gunst strebte sich hineintanzen mußte und er faßte also den heroischen Entschluß, zu walzen, trotz einem Studenten, wie er zu Dennison gesagt hatte.

„Ich liebe den Tanz so sehr — es ist ein solcher Genuß für mich“, fuhr sie fort, während sie ihre kleine Hand auf seinem Arm ruhen ließ. „Sie müssen aber auch bedenken, daß es der erste Ball ist, den ich in meinem Leben besuche, und daß Sie mein zweiter Tänzer sind. Für Sie ist das etwas Anderes — Sie haben immer nur Vergnügen und Bälle gehabt.“

Diese Vertheidigung wäre nicht nöthig gewesen. Ehe sie noch um die Hälfte des Saales waren, fühlte Gerald, daß ihn dieser Walzer amüsirte, wie ihn seit Jahren kein Tanz amüsirt hatte. Der Fußboden war vorzüglich, der Saal nicht überfüllt seine Tänzerin — entzückend! Er hatte mit vorzüglichen Tänzerinnen aller Nationen getanzt, aber dies kleine Mädchen gefiel ihm besser als Alle. Es war etwas Ansteckendes in ihrer Freude, in dem Eifer und der Leichtigkeit ihrer Bewegungen. Er hatte in den londoner Ballsälen, wie im Jardin Mabille, in den Tuilerien, wie bei den Gesellschaftsbällen in Staffordshire stets das Gefühl der Langweile empfunden. Mochten die

Frauen noch so schön, noch so gute Tänzerinnen sein, mochten sie von Anderen noch so eifrig gesucht werden, Gerald hatte, wenn er mit ihnen tanzte, stets denken müssen, wieviel hübscher es wäre, wenn er ruhig mit ihnen in einem matt erleuchteten Zimmer sitzen und ihnen den Hof machen könnte. Archy war die wirkliche Poesie des Walzers. Ihr fliegendes Haar, ihr glücklich lächelnder Mund, ihre Grazie und Hingebung ließen sie anders erscheinen, als jede Frau mit der er bis dahin getanzt. Der größte Reiz des Mädchens lag für Gerald eben in ihrer Individualität. Er hatte Frauen aller Classen gekannt, aber sie hatten ihn über kurz oder lang sämmtlich gelangweilt. In Archy fand er zum ersten Male ein Mädchen, die ihn stundenlang nur mit ihrer Zunge amüsiren konnte, die ihn aufforderte zu rauchen, wenn er im Mondenschein mit ihr sprach, die jeden kleinen Unsinn, den er ihr zuflüsterte, mit einem heitern Lächeln beantwortete und die dennoch eben so weit wie Lucia von dem entfernt war, was er am meisten haßte, von der Unweiblichkeit. Keine Grisette konnte amüsanter sein als dies Kind; keine Gräfin feiner. Und ihr Herz war ebenso rein, wie ihr Gesicht! Gerald besaß keine bessere Meinung von der menschlichen Natur als die meisten Männer, die mit neunzehn Jahren in die Garde eintreten und reiche Geldmittel zur Verfügung haben, aber — wir müssen das zu seinem Lobe sagen — er glaubte an die Frauen, so oft er eine Frau fand, die dieses Glaubens werth war. Der Reiz, den Archy für ihn besaß, der Reiz, welcher den Schlußstein zu allem Andern bildete, ohne den sie nicht Archy gewesen wäre war ihre Unschuld. Ob er neben ihr im Mondenschein eine Cigarre rauchte, oder in einem gefüllten Ballsaal seinen Arm um ihre Taille schlang — es war immer dasselbe. Es lag etwas Kaltes in ihren blauen Augen, ein gewisser mädchenhafter Spott in ihrem Lachen, ihre rothen Lippen umspielte ein kindlicher Zug, der ihn fern hielt. Es war ein Reiz, für den er keinen Namen fand.

Als der Walzer vorüber war, hatte Archy die Ehre, mit dem Fürsten eine Quadrille zu tanzen. Sie fand ihn nach Gerald ziemlich fade. Ein wohlerzogener Russe oder Franzose erscheint unverheiratheten jungen Damen immer fade. Aber er war ein Fürst und Miß Lovell fand sich in ihrer Eitelkeit durch diese Quadrille außerordentlich geschmeichelt. Sahen ihr nicht Mrs. O'Rourke und Maloney, sowie die arme Miß Marks mit weit offnen Augen zu? Gab sich nicht Monsieur Gounod auf seinem Platz mitten unter der Bourgeoisie alle Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken? Stand nicht Bettina auf den Zehen und nickte ihr ermuthigend zu? Stand nicht Gerald — und das war der Gipfel ihres Triumphes — in der Thür und beobachtete sie aufmerksam?

Als der Tanz vorüber und Archy am Arme des Prinzen durch den Saal nach dem Erfrischungszimmer gegangen war und dort etwas Eis aß, während er in der achtungsvollsten Weise auf sie wartete und ihr Bouquet hielt, da fragte sich Archy in der Tiefe ihres Herzens, ob das Leben ihr noch einmal ein Glück zu bescheeren vermöchte, wie dieses? Jeder Vorübergehende sah sie mit Bewunderung an — der Fürst hielt ehrfurchtsvoll ihren Strauß — Gerald beobachtete sie von der Thür aus — sein Name stand unzähliche Mal auf ihrer Karte! Konnte sich ein Glück wie dieses oft wiederholen und war — der Gedanke schoß ihr wie ein Blitz durch den Kopf — das Gefühl, welches sie für Mr. Durant oder den Prinzen hegte, irgendwie verwandt mit der Liebe? In diesem Falle war die Liebe wirklich etwas sehr reizendes. Wenn diese Zauberscene von Licht und Blumen, diese aufmerksamen angenehmen Tänzer in schlüsselblumenfarbigen Handschuhen und mit Seide gefütterten Fracks, dieses neue, berauschende Bewußtsein der eigenen Schönheit, wenn dies Alles in der That nur das Vorspiel zu dem großen Roman des Lebens bildete, um wie viel mußte dann dieser Roman alle Erwartungen Archys übertreffen! Ivanhoe zu den Füßen Rowenas, Clive Newcome, wie er zuletzt noch

Ethel gewinnt, das waren Situationen, die sie ehedem tief berührt hatten. Aber wie blaß und prosaisch erschienen sie neben Allem, was sie selbst jetzt erlebte! Sie war überzeugt, daß Rowena für Ivanhoe niemals das empfunden, was sie für Durant fühlte – nein, für den Fürsten — oder doch für Durant — welcher von Beiden war es denn eigentlich? Ethel Newcomes Liebe mochte recht gut sein, aber Ethel lebte viele traurige Jahre fern von Clive, entsagte der Welt und ihren Freuden und beschäftigte sich damit, Unterricht in den Schulen zu geben und die Armen zu pflegen — während es ihr, Archy, gar nicht einfiel, die Welt aufzugeben und sich mit etwas Anderm, als Bällen, Vergnügungen und schönen Kleidern zu befassen. Sie heirathete einen ihrer Sklaven, den Fürsten wahrscheinlich, und trug dann weiße Seide mit Diamanten oder rothe Seide mit Perlen, gab wöchentlich drei Bälle, besuchte drei andere Bälle außer dem Hause, ließ den armen Mr. Durant zuweilen den Ersten sein, der sich auf ihrer Tanzkarte einschrieb, und —

„Dürfte ich Sie um einen Tanz bitten, mein Fräulein?" sagte der kleine Monsieur Gounod gerade in dem Moment, als ihr der Fürst die Eisschale aus der Hand nahm. „Sie waren so umringt, daß es mir nicht möglich wurde, mich Ihnen früher zu nähern."

Mit Monsieur Gounod zu tanzen, hieß immer schon hinabsteigen, wenn man eine Fürstin ist und drei Mal wöchentlich in Seide und Diamanten empfängt, aber Archy überlegte, daß es in Morteville später Bälle geben dürfte, bei denen weder Fürsten noch ein Mr. Durant anwesend wären und so entschloß sie sich, dem Bittsteller einen Tanz ziemlich tief auf ihrer Karte huldvoll zu gewähren. Dann führte sie der Fürst mitten durch die vernachlässigten O'Rourkes und Maloneys nach ihrem Platze an Bettinas Seite zurück.

Der zauberische Abend nahm indessen ein Ende für Archy, wie für jede gewöhnliche und wenig bemerkte Frau oder für die

arme Bettina, die — nachdem sie die Zwickel jedes Kleides im Saale gezählt — schlafend in ihrem Stuhl saß. Miß Lovell hatte ihre vier Tänze mit dem Fürsten getanzt und wußte nun, daß sie ihn niemals heirathen würde, sowie daß sein eleganter Frack, seine tadellosen Handschuhe und seine vortrefflichen Manieren das hübscheste an ihm waren. Sie hatte dann mit anderen hübschen und jungen Männern getanzt und es gefiel ihr keiner so gut wie Mr. Durant. Aber was war ihr dieser eigentlich? Sie fragte sich dies spät am Abend, als sie, mit ihrer Hand auf seinem Arm, neben ihm stand. Ein plötzliches, häßliches, erstickendes Gefühl, das sie empfand, gab ihr darauf Antwort. Sie hatte ihn lieber, als ihr je ein Mann gewesen, außer einem einzigen, den sie vor Jahren gekannt — es war aber damals wohl mehr eine kindische Neigung gewesen. Sie liebte Durant, wie sie bei dem Wanderleben, das sie führte, wohl kaum wieder einen Mann lieben konnte. Sie fühlte plötzlich, daß sie alle Fremden haßte, die Fürsten mit eingeschlossen, daß sie die Künstler haßte, unter denen sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Leben abspinnen sollte. Was ihr wünschenswerth erschien, war eine Heimat in England, die Welt, die Geralds Welt, das Land, das sein Land war. War das Liebe oder werdende Liebe? Sie wußte es nicht. Aber Gerald wußte, daß ihm ihre blauen Augen sanfter anblickten, als je vorher, daß ihre Stimme bebte, wenn sie von dem kommenden Tage sprach, dem Tage, der bereits angebrochen war und der sie trennen sollte.

„Lassen Sie uns jetzt aufhören", flüsterte er ihr zu. „Wir wollen dann noch den letzten Walzer mit einander tanzen, aber jetzt lassen Sie uns ein wenig ruhen. Es sind Leute auf der Terrasse und der Mond scheint hell. Wir wollen ein wenig hinausgehen."

Sie traten zusammen auf die breite Terrasse hinaus, welche das Etablissement, in dem der Ball stattfand, vom Strande trennte und begaben sich nach dem äußersten Ende derselben.

Es war hohe Fluth und die ruhige spiegelglatte See brach sich mit gleichmäßigem Rauschen an dem sandigen Ufer. Am fernen Westen stand der untergehende Mond. Der Himmel über ihnen war mit Sternen übersäet.

„Wie schön ist der Himmel!“ rief Archy, indem sie ihre Hand unwillkürlich mit stärkerm Druck auf Geralds Arm ruhen ließ. „Ich möchte wissen Mr. Durant, ob Sie, wenn Sie in London sind, zuweilen an diese Nacht zurückdenken werden.“

Bei jeder andern Frau, als Archy, hätte diese Rede als ein Entgegenkommen gelten können. Gerald vergaß für einen Moment, daß es Archy war, welche sprach, und zog ihre kleine Hand an seine Lippen.

„Ich werde die heutige Nacht niemals vergessen, Miß Wilson — niemals, so lange ich lebe. Was meine Rückkehr nach England betrifft, so zwingt mich nichts dazu, es wäre denn, daß Sie mir den Befehl gäben, zu gehen.“

Archy zog ihre Hand zurück; ihr Herz schlug heftig und ein dunkles Roth stieg in ihrem Gesicht auf. Einen Moment vorher hatte sie Gerald so gern gehabt, daß sie bei dem Gedanken, von ihm Abschied nehmen zu müssen, hätte weinen können, jetzt war sie nahe daran, ihn zu hassen. Welches Recht besaß er, ihre Hand zu küssen — ihre Hand, die, außer denen ihres Vaters, nie eines Mannes Lippen berührt hatte? Welches Recht hatte er, ihr mit seinem Gesicht so nahe zu kommen?

„Ich — ich verstehe Sie nicht, Mr. Durant. Wie kann es von mir abhängen, ob Sie gehen oder bleiben sollen?“ entgegnete sie, indem sie ihren Handschuh auszog — den Handschuh, den Gerald geküßt hatte — und ihn auf die niedrige steinerne Mauer legte, welche die Umfassung der Terrasse bildete.

In diesem Moment würde jede Thorheit, jeder Wahnsinn zu entschuldigen gewesen sein, so wunderbar schön sah sie aus, umflossen vom Mondenlicht, daß ihn die Masse ihres Haares in dunkler Bronzefarbe erscheinen ließ, während die weichen

mädchenhaften Umrisse ihrer Büste und Arme in schneeiger Weise hervortraten. Ein wildes Verlangen kam über Gerald, sie an seine Brust zu reißen, Lucia aufzugeben, und zeitlebens ein Bettler zu bleiben, nur um Herr und Meister dieses Angesichts dieser blauen Augen zu sein, die ihn jetzt mit einem so wenig unterwürfigen Ausdruck anblitzten.

„Ich habe Sie beleidigt", rief er lebhaft. „Miß Wilson, sagen Sie mir wenigstens, ob Sie mir verzeiben können?"

„Beleidigt! Nein, Mr. Durant, das ist nicht das rechte Wort", entgegnete Archy, indem sie um einige Schritte zurücktrat. „Sie haben mich nur überrascht. Wenn es der russische Fürst gewesen wäre, oder Monsieur Gounod, so würde ich mir nichts daraus machen. Alle diese Fremden halten, glaube ich, lächerliche Reden, küssen den Damen die Hand, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Aber Sie — ein Engländer! Von Ihnen hatte ich dies nicht erwartet."

„Unsinn? Sie nennen es Unsinn, wenn sich ein Mann durch sein übermächtiges Gefühl hinreißen läßt, einer Dame die Hand zu küssen, eine behandschuhte Hand, wie die Ihrige?"

„Ich nenne das Unsinn", rief sie mit ausbrechender Leidenschaft, „es wäre denn, daß er sie liebte!" Ihre Stimme veränderte sich bei diesen Worten, wie Gerald es schon einmal bemerkt, als das Gespräch das Thema der Liebe berührte.

„Und wenn er sie liebte?"

„Ah! Davon verstehe ich nichts. Ich glaube nur — ich meine —" sie wandte sich dabei von ihm ab und verstummte.

Gerald stand im Moment an ihrer Seite.

„Archy", rief er, „ich liebe Sie! Ich möchte mein Leben für Sie geben! Wollen Sie es annehmen?"

Eine Minute stand er still, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihre Hand zu fassen. Dann wendete sich Archy zu ihm. Mr. Durant konnte jeden Zug ihres Gesichtes im Mondlicht erkennen und es schien ihm, als sehe es in diesem Moment weniger kindlich aus als zuvor. Ihre Augen waren

niedergeschlagen, um ihre Lippen bemerkte er ein leises, nervöses Zucken.

„Mr. Durant, wie soll ich das verstehen?“ fragte sie.

Ein Dutzend Mütter von Belgravia hätten sich für keine bessere Frage entscheiden können, als die war, welche Archy, nur von ihrem Instinct geleitet, that.

„Wie — wie Sie das verstehen sollen!“ wiederholte Gerald nicht ohne Zögern. „Miß Wilson — Archy, meine Bewunderung, meine Ergebenheit läßt sich doch nur auf eine Weise verstehen.“

Bewunderung, Ergebenheit sind schöne Worte, aber sie fielen wie ein leerer Schall an Archys Ohr. Sie war noch sehr jung und ganz und gar unerfahren, aber in der Tiefe ihres kindischen Herzens ruhte das Verständniß für jede warme Zuneigung, jedes starke, ehrliche, natürliche Gefühl. Geralds Handkuß hatte sie verletzt, weil er ihr zu unerwartet gekommen. Sie war einen Moment beleidigt, erschreckt — aber als er sie dann um Verzeihung bat, als er ihr zärtlich sagte: „Ich liebe Sie; ich möchte mein Leben für Sie geben“, da klopfte ihr Herz in stürmischen Schlägen, sie war unentschlossen und erwartete mit einer Art von Furcht seine nächsten Worte und eine neue Erregung, der sie erliegen konnte.

Sie sprach die Worte: „Wie soll ich das verstehen?“ nur mechanisch, als sie so wartend dastand. Mr. Durant versicherte sie seiner Bewunderung und Ergebenheit und damit war der Bann gebrochen, Es fehlte nur eines Haares Breite und sie hätte ihn geliebt. Der erste falsche Ton seiner Stimme, die erste gewöhnliche Phrase rettete sie, aber es blieb ihr jetzt und später unbekannt, welcher Gefahr sie entgangen.

„Ich will Ihnen sagen, was ich von ihrer Bewunderung und Ergebenheit halte, Mr. Durant“, begann sie nach einer kleinen Weile. „Sie begegneten hier in Morteville einem jungen, beinahe uncivilisirten Mädchen, Namens Archy Wilson, das Ihnen die Zeit angenehm vertrieb. Daß ich das gethan, weiß

ich recht gut, und wenn Sie nach England zurückkommen, werden Sie, wie ich hoffe, freundlich, aber doch mit ebenso wenig Schmerz an mich denken, wie ich an Sie. Voila! Lassen Sie uns also Freunde sein. Sie wollten nur sehen, wie weit ich mir, durch Alles, was diesen Abend auf mich eingestürmt, den Kopf habe verdrehen lassen. Haben Sie eine Cigarre bei der Hand? Wenn das der Fall ist, so rauchen Sie!" Dabei machte sie einen kleinen Sprung und saß im nächsten Moment in derselben unbefangenen Stellung auf der Mauer, in der Gerald sie am Tage ihrer ersten Begegnung gesehen.

„Und Ihr Handschuh, Miß Wilson? Soll er hier liegen bleiben? Ich glaube, Sie wollen ihn nicht wieder anfassen."

„Ich brauche ihn nicht wieder anzuziehen", sagte Archy sorglos. „Ich kann den letzten Tanz ohne Handschuh tanzen."

„O, natürlich", entgegnete Gerald bitter; „wenn Sie wünschen können wir diesen Tanz auch ganz und gar aufgeben. Aber es soll Sie nichts mehr an meine Thorheit erinnern." Dabei nahm er den Handschuh, der noch warm war und die Form ihrer kleinen Hand verrieth, und warf ihn der nächsten Woge zu, die sich im Sande brach. Er, Gerald Durant, der Liebenswürdige und Galante, hatte zum ersten Male einer Frau gegenüber seine kühle Mäßigung verloren.

Der erste Gedanke, welcher Archy durch den Kopf schoß, war ein Bedauern wegen des Handschuhs. Bettina hatte vier Francs für das Paar gegeben, und ihr dabei gesagt, daß sie dieselben, wenn sie sich in Acht nehme, auf zwei Bällen tragen und dann noch waschen könne. Sie hatte sich kühl und würdig zeigen wollen, als sie den Handschuh auf die Mauer legte, um ihn von Durants Kuß zu reinigen, aber es kam ihr nicht in den Sinn, einen Gegenstand, der zwei Francs werth war, fortzuwerfen. Dies sollte also das Ende des Balles sein, auf den sie sich so lange gefreut hatte. Sie und Gerald waren beinah Feinde. Sie hörte bereits die Töne des letzten Walzers im Saal und stand, statt zu tanzen, hier und zankte sich. Und um das Vergnügen

vollständig zu machen, sollte sie dann mit Bettina nach Hause fahren und sich wegen des verlornen Handschuhs ausschelten lassen!

„Und nun haben Sie wohl gar keine Lust mehr, mit mir zu tanzen?" sagte sie nach einer Minute, indem sie ihr Gesicht Gerald zuwendete. Sie war zu stolz, um direct auf den Verlust ihres Handschuhs eine Anspielung zu machen. „Ihre Ergebenheit hat nicht lange gewährt, Mr. Durant."

„Sie haben mich zurückgewiesen, Miß Wilson."

„Ich habe Ihre artigen Reden zurückgewiesen, nicht Sie. Sie wissen das auch recht gut."

Allerdings wußte er es. Er wußte, daß es nur artige Redensarten gewesen, daß er die arme Archy nicht heirathen, sondern nur eine Liebelei mit ihr hatte anspinnen wollen. Ihr feiner, weiblicher Instinct hatte sie, obgleich es ihr an aller Welterfahrung gebrach, den wahren Werth seiner Erklärung erkennen lassen. Konnte er ihr deshalb zürnen? War sie nicht in ihrem Recht, wenn sie sich zu gut hielt, um ihm zum Zeitvertreib zu dienen? Sollte er sich den Gedanken an die kurze Bekanntschaft verbittern, indem er sie im Zorn verließ? Und verriethen ihn nicht die Thränen, die in den Augen des armen Kindes glänzten, daß sie ihn in ihrer einfachen Weise in der Tiefe des Herzens gern hatte?

„Meine Gefühle für Sie werden, trotz Ihrer Grausamkeit, immer dieselben bleiben, Miß Wilson, glauben Sie mir das."

„Und Sie wollen diesen letzten Walzer mit mir tanzen?"

„Gewiß will ich das, wenn Sie mir erst vergeben haben. Ich würde zu elend sein, Archy, wenn Sie mir nicht Verzeihung gewährten!"

Und sie verzieh ihm nicht allein, sie streckte ihm auch ihre Hand zum Zeichen der Versöhnung entgegen. Dann gingen sie langsam über die Terrasse nach dem Ballsaal zurück. Als sie eintreten wollten, stand Miß Lovell zögernd still.

„Es sieht so sonderbar aus, mit nur einem Handschuh zu

tanzen. Wäre es nicht besser, wenn ich den andern auch auszöge?" fragte sie.

„Gewiß ist das besser", entgegnete Gerald; „und da Ihnen dieser einzelne Handschuh doch nichts mehr nützen kann, so bitte ich Sie, mir denselben zu schenken. Es würde mich freuen, etwas zu besitzen, das Sie diesen Abend getragen haben."

Durch diese Bitte bis ins tiefste Herz gerührt, zog Archy den Handschuh aus und gab ihn denselben, ohne ein Wort zu sagen. Gerald faltete ihn sorgfältig und steckte ihn in die Brusttasche (er besitzt den kleinen verblichenen Handschuh, die einzige Reliquie seiner Jugend, noch heute), dann traten sie zusammen in den Ballsaal. Er war bereits ziemlich leer. Die Musik spielte den „Faust-Walzer." Das Mondlicht fiel durch die offnen Thüren und Fenster herein und ließ die Lichter blaß erscheinen, wie am hellen Tage.

„Es war zu schön, um länger zu währen", sagte Gerald, als die letzten Noten verhallten und Archys Hand noch einen Moment auf seiner Schulter ruhte. „Zum ersten Male im Leben habe ich einen Ball zu kurz gefunden."

„Es geht mir ebenso", entgegnete Archy. „Ich hätte gewünscht, daß dieser Walzer immer fort dauerte — wenn es mir nicht um Bettina wäre."

Auf dem Nachhausewege fragte Bettina nach den Atlasschuhen.

„In Fetzen", entgegnete Archy lakonisch, indem sie ihren kleinen Fuß zur Besichtigung präsentirte. „So viel für Monsieur Joubert und seine fünfzehn Francs."

„Und deine Handschuhe?"

„Verloren."

„Verloren, Archy?"

„Nun, der eine ist ins Meer gefallen, den andern hat einer meiner Tänzer. O, Bettina, schilt nicht!" rief sie, als Mr. Lovell sich anschickte, ihr Mißfallen auszusprechen. „Besser ein solcher Ball und die Schuhe in Stücke und die Handschuhe verloren,

als fünfzig langweilige Bälle und alle Kleidungsstücke in Ordnung. Es war ein himmlischer Ball, Bettina!"

„Ein kostspieliger war es jedenfalls", sagte Mrs. Lovell, die an den Fingern zusammen zählte: „Fünfzehn Francs für Schuhe, vier für Handschuhe, drei für den Wagen — macht zusammen zweiundzwanzig Francs, ohne das Kleid und den Kranz, die du noch einmal tragen kannst. Es taugt nichts, von den Kosten zu sprechen, wenn die Thorheit einmal begangen ist — aber Eins muß ich Dir sagen Archy, so müde ich auch bin."

„Nun und was?" rief das Mädchen in einer Minute heiß und kalt werdend, denn sie glaubte nicht anders, als daß eine ihrer Sünden ans Tageslicht gezogen werden sollte.

„Nun, Archy, es ist vielleicht nicht gerade ein Vergehen gegen die Moral, aber wenn man einer Person achtzehn Monate lang sein volles Vertrauen geschenkt hat, und man findet sich dann getäuscht, so ist das eben nicht angenehm. Anette hat mir ein Gewebe von Falschheiten erzählt vom Anfang bis zu Ende. Aus vierzehn Yard Seidenzeug läßt sich ein Kleid herstellen, so gut, wie nur eins im Saal war — und die Frau des Sous-Präfecten hatte nicht mehr als zehn Zwickel im Rocke. Ich sagte das gleich von vorn herein."

XIII.

Auf dem Damme.

Als Archy am nächsten Morgen erwachte, schien es ihr, als sei sie seit gestern um zwanzig Jahre älter geworden. Sie war ein Kind gewesen und war nun eine junge Dame, die ein Ballkleid und weiße Atlasschuhe getragen, mit Fürsten und mit Mr. Durant getanzt und Monsieur Gounod, sowie ein Dutzend anderer kleiner Franzosen zu ihren Füßen gesehen. Hatte sie durch diese Veränderung gewonnen? In den ersten

fünf Minuten nach ihrem Erwachen schien es ihr nicht so. Ein schweres Gewicht lag auf ihren Augen, ihr Mund war trocken und ein Gefühl der Müdigkeit in allen Gliedern machte sie zum ersten Mal im Leben unlustig sich zu bewegen.

Sie lag einige Minuten ganz ruhig, dachte über die Einzelheiten des Balles nach und fragte sich, ob sie wirklich viel glücklicher dadurch geworden als sie vorher gewesen? Dann besann sie sich, daß sie schnell aufstehen und sich anziehen müsse, wenn sie ihren Vater noch sehen wollte, der in Bettinas Begleitung mit dem Elf=Uhr=Zuge nach Amiens fahren wollte. Eine halbe Stunde später lief Archy, durch ein kaltes Bad erfrischt, die nassen Haare über die Schultern hängend, im Kattunkleide und mit dem Matrosenhut auf dem Kopf lachend und singend von Zimmer zu Zimmer und verlangte ein Butterbrod von Jeanneton, um dasselbe auf dem Wege nach dem Bahnhofe zum Frühstück zu verzehren. Sie war wieder die alte Archy.

Mr. Lovells Reise nach Amiens war seit mehreren Wochen schon beschlossen. Er wollte einer Auction von alterthümlichen Curiositäten beiwohnen und die arme Bettina begleitete ihn aus ökonomischen Rücksichten. Sie konnte nicht verhindern, daß er Hunderte von Francs auf Dinge bot, die ihr wie alter Trödelkram aussahen, auch hatte die Erfahrung gelehrt, daß diese Art von Geschäft so ziemlich das einzige war, in dem Mr. Lovell sich nicht täuschte er hatte für viele seiner Einkäufe in Paris den dreifachen Preis wieder bekommen, aber sie konnte ihn von persönlichen Ausgaben abhalten. Begleitete sie ihn nicht, so stieg er im ersten Hotel ab (unglücklicherweise hatte er diesen Morgen mit der Post seine Vierteljahrseinnahme erhalten), lud irgend einen schrecklichen Juden oder Künstler, irgend einen Menschen, an dem er bei der Auction Wohlgefallen fand, zu Tische ein und regalirte denselben mit so viel Chablis oder Champagner, als er nur immer trinken wollte. War dagegen Bettina mit ihm, so wurde er in das gastfreie und zugleich

fromme Haus einer gewissen Madame Bonnechose geführt, der Frau eines protestantischen Pastors in Amiens, welcher Mrs. Lovell in Morteville allerlei Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, und Mr. Lovell, der in allen Dingen, die sein eignes, persönliches Behagen betrafen, folgsam und nachgiebig war, wie ein Kind, fügte sich diesem Arrangement.

„Ich hätte gewünscht, Du wärst auch mitgekommen, Archy", sagte er zu seiner Tochter, als sie den Abgang des Zuges erwartend auf dem Perron stand „Mr. und Mrs. Bonnechose sind, wie Bettina sagt, vortreffliche Leute, aber ich würde mich ihrer Gesellschaft mehr erfreut haben, wenn Du dabei gewesen wärst. Nimm Dich nur in Acht, Kind, daß Dir nichts geschieht, während wir fort sind."

„Und sieh nach Jeanneton", rief Bettina, den Kopf zum Fenster heraussteckend, während der Zug sich schon in Bewegung setzte. „Schließe Alles gehörig zu und laß die Schlüssel nicht liegen — und wenn sie etwa ausgehen will — " hier schnitt ihr ein schriller, langgezogener Pfiff der Locomotive die Rede ab. Archy konnte nur noch durch Kopfnicken und Pantomimen ihr Versprechen ausdrücken, Jeanneton bis zur Rückkehr Bettinas unter der strengsten Aufsicht zu halten.

Sie schlenderte nach der Rue d'Artois zurück und dachte darüber nach, wie langsam die Zeit bis um zwei Uhr vergehen würde. Sie hatte nämlich Mr. Durant versprochen, nein, gesagt, daß sie wahrscheinlich um diese Stunde — der Abgangszeit des Dampfbootes — auf dem Damm spazieren gehen würde; hatte ihm von der Reise der Eltern nach Amiens erzählt und Gerald war in Folge dessen zu dem Entschluß gekommen, statt über Folkestone zu gehen, das Excursions-Dampfschiff zu benutzen, das Nachmittags von Morteville direct nach London fuhr.

Als Archy in das Haus trat, war das Erste, was sie erblickte, Jeanneton, welche den Frühstückstisch abräumte, und auf jene theatralische Art und Weise weinte, wie es französische Dienstmädchen zu thun pflegen, wenn sie wollen, daß man ihren

Kummer bemerkt. Miß Lovell lachte laut auf. Jeannetons Sorgen waren im Hause wohl bekannt. Sie entsprangen immer derselben Quelle, nämlich dem schlechten Betragen eines gewissen Pierre, von welchem Niemand wußte, ob er eine wirkliche oder fabelhafte Persönlichkeit war, den das Mädchen aber, wie sie behauptete, schwärmerisch liebte.

„Was giebt es wieder, Jeanneton? Welche neue Schandthat hat Pierre begangen?" fragte Archy.

„Ach Mademoiselle", rief Jeanneton, indem sie ihre Thränen ohne Umstände mit dem Tischtuche trocknete, „Sie haben gut lachen! Sie gehen auf Bälle, ziehen schöne Kleider an und machen sich Vergnügen, während ein armes Mädchen wie ich — Und es hätte Madame ganz einerlei sein können; heute ist sein Geburtstag, der Weg ist nicht weiter, als zwei Stunden — und die Tante ist munter wie ein Sperling und von einer Reinlichkeit, aber einer Reinlichkeit. . . ."

Aus den Reden Jeannetons ging nach und nach hervor, daß sie um vierundzwanzig Stunden Urlaub gebeten, um den Geburtstag des Geliebten in ihrem Heimatsorte zu verleben. Daß sie eine Tante hatte, die munter wie ein Sperling und bereit war, ihre Stelle so lange zu versehen, und daß Bettina diesen ganzen schönen Plan zu nichte gemacht. Als Jeanneton so weinte, klagte und von „Pierre" sprach, fing Archy wirklich an, an seine Existenz zu glauben und Bettina der Grausamkeit zu beschuldigen. Was konnte es schaden, wenn sie das Mädchen gehen ließ?

„Wenn Sie gewiß wieder hier sein wollen, ehe Mama und Papa zurückkehren, so sehe ich nicht ein, warum Sie nicht gehen sollten, Jeanneton", sagte sie. „Ich hoffe, daß für mich bis morgen genug in der Speisekammer zu essen ist."

„Und wenn es nicht wäre, so würde die Tante auf den Markt gehen", rief Jeanneton. „Sie würde ein delicates Hühnchen für Mademoiselle braten, sie würde —"

„Sie würde nichts für mich thun, Jeanneton", fiel Archy

gebieterisch ein. „Sie können gehen, wenn Sie wollen, aber ich will keine schreckliche alte Tante hier haben, die mich mit ihrem Geschwätz toll macht, und jede Tasse und jeden Napf zerbricht, den wir besitzen. Zu Dem, was Sie thun wollen, entschließen Sie sich aber bald", fügte sie hinzu, „denn ich gehe selbst um zwei Uhr aus und möchte dann den Schlüssel mitnehmen."

Jeanneton machte einen schwachen Versuch, ihr Bedauern auszudrücken, daß ihr junges Fräulein die Nacht über allein bleiben sollte, tröstete sich aber bald mit dem Gedanken, daß die Frau des Hausmanns nahe zur Hand sei und gerufen werden könnte, wenn Mademoiselle sie brauchte, und eine halbe Stunde später verließ sie das Haus in ihren Festtagskleidern und in der heitersten Stimmung.

Sie hatte ihre hübsche morteviller Mütze auf das rabenschwarze Haar gesetzt, trug ein paar silberne Ohrringe beinahe von derselben Größe, wie die feinen Damen sie jetzt in London tragen, am Halse ein Crucifix und in der Hand, nebst einem sorgfältig zusammengelegten Taschentuch, ihr Gebetbuch. Sie ging nicht etwa in die Kirche, aber das Gebetbuch gehörte zu ihrem Anzuge und sie würde denselben ohne das Buch ebenso wenig für vollständig gehalten haben, wie eine unserer jungen Damen ohne einen Sonnenschirm ausgehen könnte, selbst wenn es weder Regen noch Sonnenschein giebt.

Es war jetzt ein Viertel nach Zwölf. Das Dampfboot sollte die Rhede von Morteville um zwei Uhr verlassen, und es schien Miß Lovell nicht mehr zu früh, sich anzukleiden. Aber was sollte sie anziehen? Ihre besten Sachen mochte sie nicht anlegen, um allein spazieren zu gehen. Zog sie ihr gutes schwarzseidenes Kleid an, nur um auf dem Wall hin und her zu spazieren, so sagten ihre Feinde sicherlich, das Tanzen mit dem Fürsten hätte ihr den Kopf verrückt. Und dennoch würde sie sich Gerald, ehe er nach England und zu Lucia zurückkehrte, gern in ihrem schönsten Putz gezeigt haben!

Archy überschaute ihre mangelhafte Garderobe mit einem Gefühl, das sie noch niemals empfunden. Das Schwarzseidene war also zu gut; dann kamen zwei Kattunkleider, etwas ausgewaschen und mit ziemlich kurzen Röcken, und endlich ein bunter Mousselinrock, auf den sich, da er schmutzig und zerdrückt war, gar keine Hoffnung setzen ließ — und das war Alles. Ihre zwei weißen Piquékleider, die besten Anzüge, die sie besaß, hatte sie thörichter Weise in der letzten Woche getragen — sie befanden sich beide bei der Wäscherin. Und Gerald hatte gesagt, daß er sie am liebsten in Weiß sähe. Bei diesem Gedanken kam ihr eine plötzliche Erleuchtung. Sie konnte ja das Unterkleid anziehen, das sie gestern Abend unter ihrer Ballrobe getragen. Die Kühnheit des Projectes erschreckte sie anfänglich. Bettina hatte das Kleidungsstück für fein genug erklärt, um als Oberkleid getragen zu werden. Sie hatte gehofft, es würde sauber genug bleiben, um noch für mehrere Bälle zu dienen — und nun wollte sie es anziehen, wollte durchsichtigen Schweizermousselin bei hellem Tage tragen und ihn durch den Staub und Schmutz der Straßen schleppen. Aber außergewöhnliche Verhältnisse verlangen außergewöhnliche Maßregeln. Dessenohngeachtet schwankte und zitterte Archy, ehe sie sich zu der verzweifelten That entschloß. Einmal griff sie schon zu dem schmutzigen bunten Mousselinrock und warf ihn über, aber dann dachte sie wieder, wie ganz anders sie in dem weißen, frischen, langen Kleide, das ein wirkliches Damenkleid war, aussehen müßte. Sollte Mr. Durant sie in der Erinnerung als das halberwachsene Kind, das kleine Mädchen, die Zigeunerin, mitnehmen oder als die Archy, mit der er auf dem Ball getanzt — als eine junge Dame in luftigem weißen Mousselin, die „angezogen war wie andere Leute?“

Der Zauber der letzten fünf verhängnißvollen Worte, die alljährlich den Ruin von Tausenden verschulden, war auch für Archy zu mächtig, um ihm widerstehen zu können. Sie unterlag der stärksten Versuchung, die noch im Leben an sie

herangetreten war. Der weiße Rock wurde angezogen, eine hohe weiße Blouse und ein kleiner weißer Shawl vervollständigten den Anzug. Auf den Kopf setzte sie das Matrosenhütchen mit dem blauen Schleier und an die Hände zog sie ein Paar citronengelbe Handschuhe, die Bettina zwei oder drei Tage vorher in der vergeblichen Hoffnung, daß Archy sie zum Ball tragen könnte, gewaschen hatte.

Als sie fertig war ging sie in den Salon und stellte sich auf einen Stuhl, um sich in ganzer Größe im Spiegel zu betrachten. Wie hübsch war sie! Und wie gut stand weißer Mousselin auch am Tage zu ihrer dunklen Haut. Sie hoffte, daß alle Engländerinnen ihr auf dem Wege nach dem Damme begegneten! Und konnte sie ihren Anzug nicht noch verbessern? Gewiß, mit Bettinas gutem grauen Sonnenschirm — einem Geschenk von Madame Bonnechose, die den Schirm von ihrer Mutter aus Paris bekommen, ihn aber für zu gut gehalten hatte, um ihn selbst zu tragen — und mit einer Blume, die sie an den Busen steckte.

Nach der ersten Abweichung von der schmalen Bahn schien jeder andere Frevel für Archy eine Kleinigkeit. Sie ging in Bettinas Zimmer, wickelte den Sonnenschirm mit der größten Gemüthsruhe aus dem Silberpapier, in das er eingeschlagen war, begab sich dann in den Garten und pflückte die letzte brennend rothe Rose, obgleich die Rosenbäumchen ein specielles Eigenthum der alten Gräfin d'Eu in der ersten Etage des Hauses und bis dahin von allen anderen Abmiethern nur mit Furcht und Zittern betrachtet worden waren. Dann ging sie ins Zimmer zurück, stellte sich nochmals auf den Stuhl, um die Rose zu befestigen, nannte sich nochmals ein hübsches Mädchen und verließ zwei Minuten später das Haus, indem sie den Schlüssel zu ihrer Wohnung in die Tasche steckte.

Mrs. Maloney lauschte wie eine Katze hinter den Gardinen und Archy schaute hinauf und grüßte mit dem süßesten Lächeln. Ein wenig weiter oben in der Straße begegnete sie

Mrs. O'Rourke, die sichtlich von der Hitze litt. Archy nickte auch ihr in der freundlichsten Weise zu, denn in diesem weißen Mousselinkleide hätte sie ihrem bittersten Feinde verziehen. In der Nähe des Dammes kam ihr der Fürst entgegen. Als er sie grüßte, versuchte sie die Augen sittsam niederzuschlagen, wie sie es von den Damen in Paris gesehen hatte — und endlich, zwanzig Schritte weiter, stieß sie auf Gerald Durant. Er hatte sie, wie er sagte, bereits seit einer Stunde erwartet, und seine Augen sagten Miß Lovell, was er von ihrem Aussehen dachte.

Sie gingen mit einander bis zum Ende des Dammes und Archy fühlte sich melancholisch gestimmt, als sie das Dampfboot mit rauchendem Schornstein auf der Rhede liegen sah.

„Sie haben nicht mehr viel Zeit, Mr. Durant. Die Leute fangen schon an, in die Boote zu steigen", sagte sie.

Gerald zog seine Uhr.

„Wenn das Dampfschiff zur rechten Zeit aufbricht, habe ich noch eine Viertelstunde", entgegnete er. „Ich sehe, daß mein Diener das Gepäck schon in ein Boot gebracht hat. Er scheint es nicht dulden zu wollen, daß ich meinen Entschluß heute wieder ändere, Miß Wilson."

„Wozu auch gar keine Versuchung vorliegt", rief Archy, indem sie versuchte, einen heitern Ton anzuschlagen. „Die Hitze, der Staub, das Gedränge der Reisenden und der Gepäckträger wird den letzten Eindruck, den Sie von Morteville empfangen, nicht gerade zu einem angenehmen machen." Sie gab sich Mühe, in jenen höflichen Gemeinplätzen zu sprechen, deren sich die Leute gewöhnlich bedienen, wenn sie sich von einander trennen.

„Und Sie wollen durch dies Gewühl allein nach Hause zurückkehren?" fragte Gerald. „Erlauben Sie, Miß Wilson, daß ich Sie wenigstens bis ans andere Ende des Dammes zurückbegleite. Ich habe noch vollauf Zeit dazu."

„Nein, ich danke; ich bleibe lieber hier. Ich sehe die Leute

gern in die Boote steigen — und ich werde hier bleiben, bis das Schiff davon dampft", entgegnete Archy.

In diesem Moment legte ein Boot dicht unter der Stelle des Dammes an, auf der sie standen. Der Schiffer nahm seine rothe Mütze ab und fragte Gerald in dem Englisch, dessen sich die Bootführer zu bedienen pflegen, ob er nach dem Dampfschiffe wolle. Es war ein sauberes, hübsches, kleines Boot, ganz unähnlich den übrigen Fahrzeugen, auf denen die Passagiere nach den Dampfern überzusetzen pflegten, und Archy sah es mit sehnsüchtigen Blicken an.

„Welches hübsche Boot, Mr. Durant. Ich glaube, Sie thäten gut, es zu miethen und damit an Bord zu gehen."

„Ich habe noch viel Zeit, es wäre denn, daß Sie mich fortschicken wollten", sagte Gerald, indem er ihr ins Gesicht sah.

„Aber Sie könnten ein wenig rudern und das würde sehr viel angenehmer sein, als hier in der Sonne zu warten."

Gerald hat in späteren Tagen oft versucht, sein Gewissen mit dieser Bemerkung Archys zu beschwichtigen. Er würde sie ebenso wenig aufgefordert haben, ihn nach dem Dampfboot, wie nach England zu begleiten. Aber durch das Leben Geralds, wie durch das aller schwachen Menschen, schien sich eine geheimnißvolle Kette von Zufälligkeiten zu ziehen, die ihn, mochte er wollen oder nicht, zu den thörichtsten und unglücklichsten Handlungen zwang. Archys letzte Worte waren ein neues Glied in dieser Kette. Gerald konnte nicht umhin, die neue Versuchung, wie er immer that, aufs Beste auszubeuten.

„Das wäre in der That sehr viel angenehmer", entgegnete er. „Die See ist glatt wie ein Spiegel und die Luft außerhalb des Hafens hoffentlich kühler. Sie sind vielleicht noch niemals in einem so kleinen Boot gefahren?"

„O ja, sehr oft sogar", entgegnete Archy. „Ich rudere oft mit Papa, d. h. ich rudere mit meinen eignen Händen. Davon sind sie vielleicht so braun."

„Aber Sie würden es nicht ohne Ihren Vater wagen? Sie würden fürchten —“

„Fürchten! Was? Zu ertrinken?“

„O nein, Miß Wilson — ich meine —“ Gerald schlug die Augen nieder; er mochte nicht hinzufügen: „Was die Leute dazu sagen würden.“

„Sie meinen, ich würde fürchten, mein Kleid zu beschmutzen? O nein. Ich würde sehr gern mit Ihnen gehen, ja, wenn Sie nichts dagegen hätten würde ich Sie sogar für einen Moment auf das Dampfboot begleiten. Ich war nur einmal auf einem Dampfschiff, zwischen Livorno und Civita Vecchia, und das ist so lange her, daß ich mich kaum noch erinnern kann.“

In der nächsten Minute war das kleine Boot gemiethet. Miß Lovell sprang lustig die schlüpfrige Treppe am Ende des Dammes hinab, stützte sich auf die braune Hand des Schiffers und hüpfte in das Boot. Durant folgte ihr — und bald war sie mit ihm allein auf der spiegelglatten See. Morteville lag hinter ihr wie ein Traum.

XIV.

Auf See.

„Wie ich das liebe!“ rief Archy, indem sie Bettinas Sonnenschirm in einen Tümpel Salzwasser legte, der auf einem der Sitzbreter stand, und den Hut ein wenig aus der Stirn schob. „Der Ball war sehr schön, aber das ist besser. Ich liebe eine solche Bootfahrt mehr als Alles in der Welt.“

Was auch Archy immer vornahm, sie hielt Das, was sie eben that, stets für das Angenehmste. Gerald ließ sein Auge auf dem Mädchen ruhen und seufzte bei dem Gedanken, daß dies die letzten zehn Minuten sein sollten, die er mit ihr verlebte. Wie öde mußte ihm Alles erscheinen, wenn er ihr strahlendes Gesicht nicht mehr sah, ihre frische Stimme nicht mehr hörte!

Wie rosig mußte das Leben verfließen, in das sie Heiterkeit und Freude brachte! Wie hart war es, zu Lucie und nach Durant-Court zurückzukehren, nachdem er Archy und Morteville kennen gelernt!

„Ich kann mich heute an nichts von Herzen erfreuen, Miß Wilson", entgegnete er, „denn ich muß Ihnen Lebewohl sagen."

„Aber Sie gehen nach London und zu Ihren Freunden zurück", rief sie lebhaft. „Ich werde Sie morgen mehr vermissen, als Sie mich."

Morgen! Dies Wort hatte einen eignen Klang. Sollte diese glückliche Vertraulichkeit, dieser heitere Austausch jugendlicher Scherze, Phantasien und Hoffnungen morgen wirklich vorüber sein für immer?

Beide beobachteten tiefes Schweigen. Archys Augen hefteten sich auf die weißen Klippen der englischen Küste, die jenseits des Canals in matten Umrissen sichtbar wurden; Geralds Blicke ruhten auf ihrem Gesicht. Der Bootsmann hielt sie Beide für Passagiere, die mit dem „Lord of the Isle" reisen wollten, und ruderte, vielleicht in der Hoffnung, noch eine zweite Fahrt machen zu können, so schnell als möglich dem Dampfschiffe zu.

„Nous voilà!" rief er aus, nachdem er, wie es Archy vorkam, kaum ein Dutzend Ruderschläge gethan; „Monsieur und Madame werden gleich an Bord sein."

Gerald zog seine Uhr hervor und erklärte, daß sie bis zur Abfahrt des Schiffes noch zehn Minuten Zeit hätten.

„Wollen Sie wirklich mit an Bord gehen, oder sollen wir bleiben, wo wir sind?" fragte er Archy. „Ich glaube, das Letztere wäre das Angenehmste."

„Nein", sagte Miß Lovell, welche den Wunsch zu hegen schien, dieses einsame Abschiednehmen zu kürzen. „Wenn Sie nichts dagegen haben, besteige ich das Schiff, wenn auch nur auf ein oder zwei Minuten."

Das Boot hatte an der Langseite des Dampfers angelegt

und ein Paar starke englische Arme streckten sich aus, um Archy die Leiter herauf zu helfen. Als Gerald ihr folgen wollte, nahm der Führer des kleinen Bootes seine Mütze ab und verlangte das Geld für die Ueberfahrt, einen Franc für jede Person.

„Gut, gut", entgegnete Gerald, „ich kann Sie gleich jetzt bezahlen. Zwei Francs und wieviel für die Rückfahrt der jungen Dame?"

Er sprach, was die Grammatik anbetraf, in vorzüglichem Englisch, aber der Accent war ein fremder, dem Ohre des Schiffers ungewohnter. Für die Rückfahrt, o, nichts, gar nichts Für die Rückfahrt, er meinte mit dem leeren Boot, war nichts zu zahlen.

Dessenungeachtet legte Gerald einen dritten Franc in seine Hand.

„Warten Sie hier", rief er, indem er auf das Verdeck sprang, dem Schiffer zu, der ihm mit verdutztem Gesicht nachsah. „Wir werden in fünf Minuten zurück sein."

„Ja, Herr, ja, in fünf Minuten geht das Schiff ab. Danke, Herr, danke, meine kleine Dame!" rief der Schiffer, der eine höhere Meinung von der englischen Freigebigkeit, als von der englischen Vernunft bekommen hatte. Dann stieß er vom Schiff ab und steuerte der Küste zu.

Archy und Gerald blieben auf dem Hintertheil des Schiffes stehen. Archy betrachtete Alles auf dem Verdeck mit dem Interesse eines Kindes, dann verlangte sie die Kajüte zu sehen.

„Wenn wir dazu Zeit haben", entgegnete Gerald. „Indessen glaube ich nicht, daß Sie dort etwas finden, was des Sehens werth ist. Wie lange dauert es noch, bis wir abgehen?" fragte er einen Stewart, der eben vorüber eilte. „Fünf Minuten!" „Gut, dann haben wir gerade noch Zeit, hinunter und wieder herauf zu laufen, Miß Wilson; mehr nicht."

Sie gingen hinab, aber die unten herrschende Atmosphäre und die Menge der ringsum sitzenden Menschen, die sich auf die Seekrankheit vorbereiteten, ließ Archy ein längeres Ver-

weilen nicht wünschenswerth erscheinen. Als sie wieder auf das Verdeck kamen, läutete die Glocke eben zum letzten Male.

„Sie werden gerade noch Zeit haben, das Schiff zu verlassen", sagte Gerald, indem er ihre Hand faßte. „Miß Wilson, der Moment, wo wir einander Lebewohl sagen müssen, ist gekommen."

„So leben Sie denn wohl, Mr. Durant", entgegnete sie mit gepreßter Stimme. „Leben Sie wohl; ich hoffe, daß wir uns einmal wiedersehen."

Gerald flüsterte dem Mädchen einige zärtliche Abschiedsworte zu, während er mit ihr der Treppe zueilte, auf der sie heraufgestiegen waren — plötzlich blieb er bestürzt stehen. Er sah das Boot nicht mehr. So schnell als möglich eilte er nach der andern Seite des, Dampfers denn der Schiffer konnte ihn falsch verstanden haben — aber auch hier war keine Spur von ihm zu entdecken. Die Jolle, welche die letzten Passagiere an Bord gebracht, hatte schon die Hälfte des Weges nach dem Hafen wieder zurückgelegt. Das Schiff war zur Abfahrt bereit, der Capitain stand bereits auf der Brücke, um seine Befehle zu ertheilen.

„Gott im Himmel, das darf nimmermehr geschehen!" rief Gerald, dem der Ernst der Situation plötzlich klar wurde, während Archy keine Ahnung von der wahren Sachlage zu haben schien. „Warten Sie hier einen Augenblick — ich will sehen, was sich thun läßt!"

Wäre es ihm möglich gewesen, bis zum Capitain zu gelangen, so würde er wahrscheinlich seinen Zweck erreicht haben, aber eine Fluth von Passagieren zweiter Classe, die der Steward vor sich hertrieb, versperrten den Weg. Er drängte sich mit Gewalt vorwärts durch das Gewühl und nach einem harten Kampfe von zwei oder drei Minuten gelang es ihm, den Capitain zu erreichen, aber die Versäumniß dieser wenigen Minuten hatte Alles entschieden. Das Schiff war bereits in

Bewegung. Gerald bot Geld über Geld, aber der Capitain blieb unbeugsam.

Fälle dieser Art kämen auf Excursions-Schiffen wie dieses zu oft vor, meinte er, und man könne darauf keine Rücksicht nehmen. Hätte Gerald früher gesprochen, so würde man eins der Boote haben aussetzen können — jetzt lasse sich nichts mehr thun. In einer Stunde ungefähr würden sie in Calais anlegen und dann könne die Dame aussteigen, wenn sie wollte. Die Feste in Calais hätten ihren Anfang genommen und Archy fände deshalb im Laufe des Nachmittags Gelegenheit, mit einem andern Excursionsdampfer nach Morteville zurückzukehren. Das war der ganze Trost, den Gerald zu Archy zurückbrachte.

Im ersten Moment, als er ihr sagte, in welcher Situation sie sich befand, lachte Miß Lovell laut auf — das Mißverständniß erschien ihr als ein herrlicher Spaß. Aber einen Augenblick später fingen zu Geralds Schrecken ihre Lippen an zu zittern und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich will nicht nach Calais!" rief sie leidenschaftlich. „Der abscheuliche Schiffer, daß er mich hier läßt! O, Papa, Papa!" Dabei streckte sie ihre Hände flehend nach dem nur noch in der Ferne sichtbaren Morteville aus und die Thränen rannen in reichen Strömen über ihre Wangen. „Ich wollte es nicht, Sie wissen, daß ich es nicht wollte!" schluchzte sie. O, ich wünschte, Papa wäre hier — ich wünschte, daß ich Papa nie verlassen hätte!"

Auch Gerald hegte in diesem Moment keinen andern Wunsch.

Die Gesellschaft der schönsten Frau der Welt würde ihm zu theuer erschienen sein, wenn er sie um den Preis von Thränen und aufregender Scenen hätte erkaufen sollen.

„Es ist ein abscheulicher Zufall, Miß Wilson. Ich würde Alles darum geben, ihn ungeschehen zu machen", sagte er, „aber das Weinen nützt nichts — und außerdem legt ja das Schiff in Calais an."

„Und ich werde hundert Meilen von daheim sein!" rief Archy

nicht ohne Heftigkeit. „Was soll ich denn in Calais? Ich will nicht nach Calais!“

Sie sah reizend aus, als sie das sagte. Ihre Wangen waren von kindischem Zorn geröthet und dicke Thränen hingen an ihren Wimpern. Gerald fühlte sich tief gerührt. Wenn Frauen weinen, so ist es immer ein unschätzbarer Vortheil, wenn sie dabei nicht häßlich aussehen. Und außerdem, wenn es schlimmer kam, als schlimm, so war es — Thränen und Scenen für sich — doch ohne Frage sehr angenehm, Miß Wilsons Gesellschaft bis London zu genießen.

„Sie brauchen in Calais nicht auszusteigen, wenn Sie nicht wollen, Miß Wilson, d. h. Sie müssen, wenn Sie in Calais nicht ans Land gehen, mitkommen bis London, denn das Schiff legt sonst nirgend an. Ich würde in diesem Falle dafür sorgen, daß sie über Folkestone nach Hause zurückkehren könnten und Sie wären dann morgen sehr früh wieder in Morteville.“

„Früh genug, um den Zwölf-Uhr-Zug von Amiens zu erwarten?“

„Gewiß, schon viel früher.“ Gerald wußte in Wirklichkeit nicht, wann die Eisenbahnzüge und Dampfschiffe abgingen und ankamen, aber er sprach mit großer Bestimmtheit, wie die Leute gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie etwas nicht genau wissen.

Archys Gesicht erheiterte sich. Es war schon ein Trost zu wissen, daß sie früh genug zu Hause sein würde, um ihren Vater zu erwarten, denn der Gedanke an ihn beunruhigte sie mehr, als der an ihre eigene Lage. Ob sie in Calais ans Land ging oder in London, jedenfalls hatte sie Zeit, den silbergrauen Sonnenschirm wieder einzuwickeln, ehe Bettina nach Hause kam. Sie trocknete also ihre Thränen, suchte sich zu beruhigen und dies gelang ihr auch soweit, daß sie Vergnügen daran fand, an Geralds Seite zu stehen und die verschiedenen Bilder zu beobachten, welche die Fahrt an der Küste von Morteville nach Calais darbot.

Ihr Abenteuer sollte indessen damit noch nicht zu Ende

sein. Als sie sich dem Landungsplatze in Calais näherten und sich eben darauf vorbereiteten Abschied von einander zu nehmen, bemerkte Archy mit Schrecken unter der auf dem Kai versammelten Menge mehrere ihrer Bekannten aus Morteville — Miß Marks, Capitain Waters, die Montacutes und Andere, die schon am Morgen zu dem Feste herübergefahren waren und jetzt auf das Dampfschiff warteten, das sie nach Hause zurückführen sollte.

Archy hatte es sich früher zum Ruhm angerechnet, diese Leute durch ihre kindischen Streiche zu ärgern, aber das war in Morteville an ihres Vaters Seite gewesen. All ihr Muth und Trotz war gebrochen, seitdem sie sich nicht mehr unter seinem Schutz fühlte, und als der Dampfer langsam am Kai hinfuhr, drängte sie sich dicht an Gerald, schlug ihren Schleier vor das Gesicht und ihr Herz schlug so stark, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte. Die Fluth stand so hoch, daß das Schiff ziemlich dicht anlaufen konnte. Capitain Waters erkannte Gerald und wechselte einige freundliche Worte mit ihm. Welch ein abscheuliches Schiff hatte er zu seiner Rückkehr nach London gewählt! Dessenohngeachtet wünschte Capitain Waters nichts sehnlicher, als ebenfalls, möchte das Schiff sein, wie es wollte, nach London gehen zu können Er war am Morgen zu diesem albernen Feste herübergefahren, hatte sich sträflich gelangweilt, wartete nun auf irgend einen abscheulichen kleinen französischen Dampfer, um nach Morteville zurückzukehren u. s. w.

Bei dem Klange dieser Stimme schlug Archys Herz immer schneller und heftiger.

„Was soll ich thun, Mr. Durant?" flüsterte sie. „Bestimmen Sie für mich. Sagen Sie mir, wie ich am Besten im Sinne meines Vaters handle. Wenn ich hier ans Land gehe, sehen mich alle diese Leute; fahre ich aber weiter mit und komme, wie Sie sagen, über Folkestone zurück, so ist es vielleicht eine Möglichkeit, daß Niemand etwas davon erfährt?" Sie hing bei diesen Worten erschreckt und bittend an seinem Arm.

Gerald zögerte — die Passagiere nach London kamen an Bord, jeder Moment war so viel werth wie ein Jahr aus Archys Leben, dennoch konnte er zögern. Er preßte ihre zitternde Hand fester an seine Brust; er dachte wie reizend es wäre, sie noch länger bei sich zu haben, in wie seltsamer Weise das Schicksal ihn in Versuchungen aller Art führte, wie tückisch der Zufall mit ihm spielte. Im Grunde wurde er sich aller dieser Gedanken nicht klar bewußt. Er blieb nur einfach seiner unentschlossenen, schwankenden Natur treu und hing sentimentalen Betrachtungen nach, während er hätte handeln sollen. Er dachte an die angenehmen Stunden eines Sommertages, in einem Moment, wo Archys ganzes Leben von seiner Entscheidung abhing. — Fünf Minuten später war der „Lord of the Isle“ wieder im Gange und die Möglichkeit nach Morteville zurückzukehren war für Archy nicht mehr vorhanden.

Sie stand still, bis sie den Leuten auf dem Kai aus dem Gesicht waren, dann schlug sie den Schleier zurück und sagte Gerald mit einem Lächeln, daß sie sich jetzt sehr muthig fühle und daß er weder Thränen noch Klagen mehr von ihr zu fürchten habe. Sie glaubte im Sinne ihres Vaters gehandelt zu haben, fügte sie hinzu. Es würde ihn schmerzen, wenn man in Morteville über ihre Reise nach Calais gelästert hätte. So wie die Sachen jetzt standen, hoffte sie unbemerkt nach Hause zurückzukehren, ehe noch Jemand in Morteville aufgestanden war. Welch ein glücklicher Zufall, daß auch Jeanneton fort war und sie (Archy) den Schlüssel in der Tasche trug. Und wie schön war die See!

„Da ich nun einmal nach London muß, ich mag wollen oder nicht“, sagte sie, „so ist es das Klügste, die Sache von der besten Seite zu nehmen und mich so gut als möglich zu amüsiren. Nicht, Mr. Durant? Jetzt, da sich nichts mehr ändern läßt, und ich sicher bin, noch vor Papa wieder nach Hause zu kommen, finde ich dieses Davonlaufen sehr spaßhaft. Ich habe es schon einmal in Neapel versucht, als ich noch ein Kind war,

aber damals fing mich ein Fischer auf und brachte mich für zwei Scudi zu Bettina zurück. Aber Sie, Mr. Durant — Sie sehen so elend aus wie ein Hochverräther, den man gefangen hat und der in Ketten gelegt werden soll, sobald London erreicht ist!"

„Ich fühle mich durchaus nicht elend, Miß Wilson", gab Gerald etwas verwirrt zur Antwort. Die gänzliche Unwissenheit des jungen Mädchens weckte jetzt, da es zu spät war, einen Selbstvorwurf in seinem Herzen. „Ich beneide nur Ihre glückliche Natur", fuhr er fort. „Ein Ball in Morteville, eine Bootfahrt, eine Tour auf einem Excursions Dampfer bereitet Ihnen die gleiche Freude. Es ist ein trauriges Gefühl, wenn man das Vergnügen eines Kindes beobachtet und sich sagen muß, daß man selbst kein Kind mehr ist."

Aber obgleich sein Gewissen ihm im Moment harte Vorwürfe machte, hatte Gerald doch, noch ehe eine halbe Stunde vergangen war, aufgehört, darüber nachzudenken, ob er zu tadeln sei oder nicht, und sich ganz der Freude an Archys Gesellschaft hingegeben. Er bedurfte, seiner Natur nach, des Amüsements und Archy amüsirte ihn. Ihre englischen und französischen Reisegefährten, die verschiedenen Gesichter, die sich bei Annäherung der Seekrankheit weiß und grünlich färbten, jeder kleine lächerliche Vorfall gaben ihr Stoff zu lustigen Bemerkungen. Sie war immer ein guter Gesellschafter, besonders aber auf Reisen. Ihr Vater hatte sie seit ihrer Kindheit daran gewöhnt, unterwegs ihrer Zunge freien Lauf zu lassen und Archy machte von dieser Erlaubniß den umfänglichsten Gebrauch.

„Wie köstlich müßte mit einer solchen Gefährtin eine Winter-Yachtfahrt im Mittelländischen Meere sein oder ein Sommersport in Norwegen!" dachte Gerald, während sie ihn mit ihrem Geplauder unterhielt. Es war vielleicht das tausendste Mal, daß er sich vorstellte, wie reizend diese oder jene Lebenslage sich mit ihr gestalten müßte — wie schade, daß der feine Sinn für das Lächerliche und Humoristische, der eine Frau so unterhaltend macht, Lucia ganz und gar versagt war! Arme

Lucia! Gerald hatte sie einmal auf einer Yachtfahrt mitgenommen und erinnerte sich sehr wohl, wie grün und häßlich sie ausgesehen, wie sie geweint, als er ihr, während sie seekrank war, nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt, wieviel Sonnen- und Regenschirme, wieviel Mäntel und Plaids sie bei jedem frischen Lufthauch gebraucht hatte.

Archy war nicht seekrank. Das rothe gesunde Blut schimmerte durch ihre feine Haut auf der See wie am Lande. Die Sonne war ihr nicht zu heiß, der Wind nicht zu kalt — genug, sie amüsirte sich selbst, und gab auch ihm dies Gefühl, wie es noch in jedem Moment geschehen war, den er mit ihr verlebte. War es möglich, daß die ganze Angelegenheit einen ernsten Charakter annahm? Daß das Schicksal, nicht der Zufall, sie auf dieser seltsamen Reise zusammengeführt? Daß dieses blauäugige Kind sein Leben bestimmen sollte, trotz Lucia und trotz aller Lebenshoffnungen, die er auf die Verbindung mit ihr stützte?

Indessen war hier weder die Zeit noch der Platz zu sentimentalen Gedanken. Eine frische Brise begann aus Westen zu wehen, als sie sich dem Vorland näherten, und brachte die Seekrankheit in allen Formen zum Ausbruch.

„Können wir dem nicht aus dem Wege gehen?" fragte Archy, als ein Opfer nach dem andern fiel. „Ich fühle mich nicht im Geringsten unwohl, aber es wäre doch angenehmer wenn wir uns aus dieser Nachbarschaft entfernen könnten."

„Wir könnten uns auf einen der Radkasten setzen", entgegnete Gerald. „Aber Sie sind dazu zu leicht angezogen, Miß Wilson. Wenn Sie nichts dagegen hätten, einen meiner Röcke umzuhängen, so würde ich Bennet sagen, daß er einen brächte, und —"

In diesem Augenblick erhob sich eine dicke, mütterlich aussehende alte Dame, die während der ganzen Reise neben ihnen gesessen hatte, mit allen Zeichen der beginnenden Seekrankheit von ihrem Sitze und bat Gerald, sie in die Cajüte zu bringen.

„Wenn Sie meinen Mantel brauchen können, so nehmen Sie ihn“, fügte Sie zu Archy gewendet hinzu, während Gerald in seiner natürlichen Gutmüthigkeit ihren ungeheuren Arm mit seinen beiden Händen umklammert hielt. „Der Mantel, der — hier auf dem Sitze liegt —.“ Nur die Inhaber der Cajüte und der zum Glück gerade die Treppe heraufkommende Steward hörten das Ende dieser Rede.

„Gute, alte Dame!“ rief Miß Lovell. „Diesen Mantel kann ich gerade brauchen. Sehen Sie, Mr. Durant, ein scharlachrother Mantel mit einer Kapuze. Er ist allem Anschein nach im Hause gefertigt, und trägt hier auf einem Stückchen Tuch die Anfangsbuchstaben der Eigenthümerin.“ Dabei band Archy den Mantel um — sie sah sehr malerisch und zigeunerhaft darin aus — und stieg mit Gerald auf einen der Radkasten. „Wie wundervoll ist es hier!“ rief sie, als der frische Wind ihr ums Gesicht wehte. „Wenn mir nur mein Hut nicht davon flöge, so wäre Alles gut. Haben Sie nicht vielleicht ein Taschentuch, Mr. Durant, mit dem ich ihn befestigen könnte?“

Gerald rief nach Bennet, der — ein seltener Fall bei einem Kammerdiener — bei der Hand und nicht krank war, und fünf Minuten später händigte dieser vortreffliche Bennet Archy ein reich gesticktes Battisttuch ein, das er für sie aus dem Koffer seines Herrn genommen hatte.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß dies eins ihrer Taschentücher ist?“ sagte Archy, indem sie es besichtigte. Dieser „feine Battist und diese herrliche Stickerei mit Ihren Anfangsbuchstaben! Welch ein Dandy sind Sie, Mr. Durant.“

„Ein Dandy, ohne es zu wollen“, entgegnete Gerald nachlässig. Es war ihm ganz angenehm, wenn Lucia ihn einen Dandy nannte, aber in Archys Munde haßte er das Wort. „Ich überlasse alle solche Dinge Bennet. Er nahm einen Koffer voll dergleichen aus Paris mit, aber ich habe die Sachen noch nicht angesehen. Nehmen Sie Ihren Hut ab, Miß Wilson, ich will ihn halten, und binden Sie das Tuch um den Kopf, —

so. Und haben Sie sonst keinen Wunsch?" fragte Durant, indem er voll Bewunderung in das braune Gesichtchen blickte, dem das kokett umgeschlungene Tuch und der rothe Mantel unter dem blauen Himmel wundervoll kleidete.

„Was die Kleidung anbetrifft, so habe ich in der That nichts mehr zu wünschen", entgegnete Miß Lovell. „Aber —" sie zögerte, denn sie fürchtete eine Unschicklichkeit zu begehen; indessen die Natur war zu stark und die Wahrheit kam an den Tag — „ich möchte wissen, ob man auf einem solchen Excursions-Dampfer etwas zu essen bekommen kann. Ich bin so hungrig", fuhr sie fort.

Mr. Bennet wurde noch einmal herbeigerufen und eine Viertelstunde später stand ein kleines improvisirtes Diner vor ihnen, bestehend aus einem Huhn, Hammelfleisch, Weißbrot, Pfirsichen und Champagner. Miß Lovell nahm daran mit jenem Appetit theil, den kein Zufall ihr zu rauben vermochte, und der jetzt noch durch die Seeluft geschärft war. Gerald aß ebenfalls, aber nur Bissenweise. Er beobachtete Archy, die bald ihren Teller, bald ihr Glas festhalten mußte, und scherzte und lachte mit ihr über die Aengstlichkeit, mit der sie jedesmal nach dem Huhn oder ihrem Brode griff, wenn eine Bewegung des Schiffes diese guten Dinge bedrohte.

So ging die Zeit vorüber. Als ihr Mahl beendigt war, hatten sie beinahe das Vorland passirt. Die Fluth trug sie rasch den Fluß hinauf und wenige Minuten nach sieben Uhr erhoben sich die Schornsteine und Thürme Londons vor den erstaunten Augen des Mädchens.

Es war ein prächtiger Augustabend und als das Schiff langsam den Fluß hinauf bis zur London Bridge dampfte schien sich die verräucherte schwarze City unter der magischen Beleuchtung des Sonnenunterganges in eine Stadt von Porphyr, Amethyst und Gold verwandelt zu haben. Im Westen thürmten sich Massen von purpurnen Wolken empor und die Themse glich nicht, wie gewöhnlich, einem gelblich grauen Sumpfe, sondern es war

die Themse wie Turner sie malt, ein blitzender, funkelnder, glühender Strom. Jedes Segel der kleinen Barken, der Schornstein jedes Dampfers glänzte im rosigen Lichte; jedes schmutzige Haus und jede Mauer längs des Kais war in violettes oder ambrafarbiges Licht getaucht, das ihre Häßlichkeit versteckte. Masten, Kuppeln und Thürme, Fluß und Werft erschienen in diesem zauberhaften Lichte schön. Und hoch über Allem erhob sich die Kuppel der St. Paulskirche mit ihrem Kreuze, eine goldene Verheißung, ein Licht, eine Hoffnung für die arbeitende, rastlose Stadt zu ihren Füßen.

Archys Herz schlug, als hätte sich ein neues Leben vor ihr aufgethan. Sie hatte von Bettina gehört, daß London ein abscheulicher, nebeliger, verderbter Ort sei, und hier sah sie eine majestätische Stadt, einen Traum von goldenem Himmel und Wasser, eine große Brücke, ein mächtiges Werft, einen zum Himmel strebenden Dom. Welche Existenz mußte man hier führen? Wie großartig mußte das Leben hier sein, im Vergleich zu dem in armen, kleinen Städten wie Morteville! Hoffentlich hatte sie Zeit, wenigstens eine der londoner Straßen mit ihrem Glanze, ihrem Reichthum und ihrem Menschengedränge zu sehen, ehe sie sich auf den Rückweg begeben mußte. Sie preßte ihre Hand mit einer Art von Verzückung auf Geralds Arm, während sie neben einander auf dem Verdeck standen und theilte ihm flüsternd ihren Wunsch mit. Nur Cheapside oder Piccadilly oder Oxford-Street, sie nannte die wenigen Straßen, deren Namen sie wußte — mit ihren Läden und Gasflammen wollte sie sehen, und war bereit Alles darum zu geben, was sie besaß. Arme Archy! Ihr Besitzthum bestand in zwei und einem halben Franc und dem Schlüssel!

Dies Verlangen, der Druck der kleinen Hand, der Ausdruck des aufwärts gewendeten Gesichtchens trieb Gerald das Blut zum Herzen. Auch ein stärkerer Mann als er hätte vielleicht seine Ruhe in dieser Stunde und mit einer Gefährtin wie diese verloren. Gerald flüsterte ihr einige süße, thörichte

Worte zu, einige Worte, die nicht gerade unredlich, oder doch nicht unredlicher waren als die, welche er auf der Terrasse in Morteville zu ihr gesprochen, die aber Lucia Durant, wenn sie dieselben gehört, gewiß nicht gebilligt hätte.

Ehe Archy noch eine Antwort geben, ja ehe sie noch darüber nachdenken konnte, wie viel oder wie wenig die Worte Geralds zu bedeuten hatten, legte der Dampfer an. Ein rauhes Gewirr fremder Töne schlug an ihr Ohr; die Fluth der Passagiere drängte Gerald und Archy, die durch ihr Gepäck nicht aufgehalten wurden, der Landungsbrücke zu — und eine Minute später betrat Archy Lovells Fuß zum ersten Male im Leben den Boden Englands.

XV.

Mr. Durants Großmuth.

„Und ich habe den Mantel der alten Dame noch, Mr. Durant! Was um Himmels Willen soll ich damit machen?“ rief Archy. Sie waren vom Themsekai bis nach der London-Bridge-Station gedrängt worden und warteten nun hier, bis es einem der mit vornehmer Gleichgiltigkeit auf sie herabsehenden Beamten gefallen würde, ihnen über den Zug nach Folkestone Auskunft zu geben. — „Sie sagte mir, ich möchte den Mantel bis London behalten“, fuhr Archy fort „aber ich vergaß in der Eile, mit der wir ans Land kamen, sie und den Mantel und alles Andere. Was soll ich nun damit anfangen?“

„Behalten Sie ihn, wenn er etwas werth ist, wenn nicht, so lassen Sie ihn im Wartezimmer“, entgegnete Gerald, ohne sich einen Moment zu besinnen. „Ich wundere mich, daß Sie darum erst fragen, Miß Lovell.“

„Der Mantel ist freilich sehr alt — und gewaschen und ausgebessert“, sagte Archy, die sich schnell der bequemen Moral Geralds anschloß, „die Eigenthümerin wird sich nicht

zu viel daraus machen, wenn er verloren ist. Ich will ihn also jetzt behalten und ihn irgendwo zurücklassen, wenn er mir zu warm wird. Für sich setzte sie in der Stille hinzu: „Ich möchte nicht, daß der Fürst oder Monsieur Gounod oder ein anderer meiner Tänzer mich damit in Morteville ankommen sähe."

Der vornehme Beamte theilte ihnen endlich mit, daß der sich an das Dampfschiff anschließende Zug nach Folkestone um zehn Uhr dreißig Minuten, also in etwa zwei Stunden abginge.

„Ich kann aber sehr gut allein hier auf der Station warten, denn es ist wirklich Zeit, daß wir Abschied nehmen", sagte Archy ein wenig ängstlich. „Ich habe Ihnen so viel Mühe und Unruhe gemacht, Mr. Durant, und bin Ihnen für Ihre Güte sehr dankbar!"

Archy hatte, seit ihr Gerald auf dem Dampfschiffe die letzten Worte zugeflüstert, nur in Gemeinplätzen mit ihm gesprochen, und auch jetzt wendete sie die Augen von ihm ab.

„Wollen Sie, daß ich mich entferne, Miß Wilson? Sobald Sie mir das sagen, werde ich gehen", erwiederte Gerald.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, Mr. Durant. Ich dachte nur, Sie müßten meiner Gesellschaft müde sein und es wäre Ihnen vielleicht lieber zu gehen."

„Und wenn ich Ihrer Gesellschaft nun nicht müde bin? Wenn ich nun nichts Besseres verlange, als bis zum letzten Augenblick bei Ihnen zu sein?"

Sie lächelte und schlug die Augen nieder und Gerald, statt sich zu entfernen, gab seinem Kammerdiener, der ihnen in einer Distanz von wenigen Schritten gefolgt war, den Auftrag, ein Cab zu nehmen und sein Gepäck nach Hause zu bringen."

„Ich soll allein fahren Sir, ohne Sie?"

„Ohne mich. Ich werde wahrscheinlich erst spät nach Hause kommen, denn ich gedenke den Abend bei Mr. Dennison im Tempel zuzubringen."

Mr. Bennet entfernte sich, froh darüber, daß er, was nun auch immer geschehen mochte, doch das Gepäck in der Hand hatte und daß es jetzt keine Möglichkeit mehr war, nach Morteville zurückzukehren, eine Möglichkeit, die er bis jetzt noch immer gefürchtet hatte.

Mr. Durant und Archy waren allein.

„Sehe ich fremd und auffallend aus", fragte sie, sich dicht an seine Seite drängend. „Die Leute schauen mich alle so sonderbar an, wenn sie vorüber gehen."

Ihr Gesicht war vor Aufregung geröthet; der Wind hatte ihr Matrosenhütchen ein wenig auf die Seite geschoben; ihr Haar hing wirr über Nacken und Schultern herab und diese Unordnung ihres Anzuges, ihre eigenthümliche Schönheit in Verbindung mit dem weißen Musselinkleide und dem rothen Mantel ließ sie so ganz anders erscheinen, als jede andere reisende Engländerin, der man um diese Stunde auf den Londoner Stationen begegnete.

„Wir treten vielleicht ins Wartezimmer, um eine Tasse Thee oder Kaffee zu nehmen", bemerkte Gerald. „Während wir darauf warten, können Sie sich —"

„Ein wenig menschlich machen", unterbrach ihn Archy. „Sie brauchen nicht zu zögern mir das zu sagen. Die Gesichter der Vorübergehenden lassen mich schließen, daß ich aussehe wie eine Wilde."

Dabei nahm sie Geralds Arm und trippelte mit ihm den langen hallenden Gang hinab, der, wie man ihnen sagte, zu dem Restaurationszimmer führte. Sie schien mit den Füßen den Tact einer Melodie zu treten, so glücklich fühlte sie sich. Die Reise war wunderschön gewesen, aber dies Nachspiel war noch schöner. Diese Massen von Fremden, die englische Sprache, die sie ringsum hörte, vor Allem aber das Gefühl allein in London zu sein ohne Bettina, ohne ihren Vater! Sie war einst in Florenz auf das Dach des sechsstöckigen Hauses gestie-

gen, in dem sie wohnten und hatte trunkenen, entzückten Auges auf die ganz verändert aussehende Welt zu ihren Füßen hinabgeschaut. Sie empfand jetzt denselben angenehmen Schwindel, sie hatte dasselbe gemischte Gefühl von Gefahr, begangenem Unrecht und innerer Aufregung, wie damals. Daß sie einen wirklichen Schaden nehmen könnte, einen Schaden, den ihr ganzes künftiges Leben nicht wieder auszugleichen vermochte, das fürchtete sie jetzt ebenso wenig, wie es ihr als Kind eingefallen war, daß sie hinabstürzen und sich auf dem Pflaster von Florenz zerschmettern könnte.

Im Erfrischungszimmer nahm eine junge Dame mit einer Taille von achtzehn Zoll Umfang und glänzendem schwarzen Haar, frisirt à l'impératrice, die bescheidene Forderung Geralds: „Thee für zwei Personen" mit der vollkommensten Haltung entgegen, und Miß Lovell, die sich durch den Ausdruck der Augen dieser jungen, vollkommenen Person mehr denn je beschämt fühlte, fand ihren Weg nach dem Damenzimmer.

Die gewöhnlichen typischen Inhaberinnen der Damenwartezimmer waren auch hier vertreten. Eine hochmüthige alte Jungfer, die kühn und aufrecht am Tische saß, elf Gepäckstücke und einen Vogelbauer bewachte und bereit schien, jedem die Faust zu zeigen, der sie ansah; die Tochter eines Farmers, die von Somerset nach Kent reiste, dumme Fragen that und jedesmal mit glühend rothem Gesicht aufsprang, wenn sie ein Klingeln oder das Oeffnen einer Thür hörte; eine dicke Dame, die sich mit einem dicken Kinde in einer Ecke mütterlich beschäftigte; und eine magere Dame mit sechs ungeduldigen, ungezognen Kindern, zwei Wärterinnen, einem Säugling, Trinkfläschchen, Fouragekörben, Spielzeug und Päckereien aller Art, die den größten Theil des Zimmers einnahmen. Jede Frau und jedes Kind aber sah Archy mit weit offenen Augen an. Die alte Jungfer schob ihre Schachteln und Bündel näher zusammen und nickte der magern Dame zu, als wollte sie sagen: „Sie sehen, daß ich recht hatte, Madame. Man

weiß nicht mit welcher Art von Leuten man auf Reisen zusammentrifft."

„Toilettenzimmer rechts!" rief ihr eine Art von Aufseherin zu, die in dem einzigen bequemen Stuhle des Zimmers saß, und Miß Lovell flüchtete sich, mehr und mehr beschämt, nach dem bezeichneten Gemach. Sie fand dort eine Gasflamme, die in der Höhe von etwa zwanzig Fuß angebracht war, einen großen, blinden Spiegel, etwas schmutzig aussehendes Wasser, kein Handtuch, keine Seife. Wie können Eisenbahn-Verwaltungen voraussehen, daß Damen in den Fall kommen, sich die Hände waschen zu wollen? Für den Geist hingegen war ausreichend gesorgt, durch allerlei Placate, die an den Wänden befestigt waren, durch eine Bibel, ein Gebetbuch und eine Sammelbüchse für Missionszwecke.

Miß Lovell benetzte ihr Gesicht mit Wasser, trocknete sich an dem Tuche Geralds, das sie zufällig in die Manteltasche gesteckt hatte, flocht ihre rebellischen Locken zusammen, so gut es gehen wollte, rückte den Matrosenhut gerade, gab dem alten rothen Mantel einen malerischen Faltenwurf, und ließ den blauen Schleier über ihr Gesicht fallen.

Als sie in dieser Verfassung zurückkam hatte sie die Genugthuung zu bemerken, daß die Leute sie weniger ansahen.

„Es waren nur meine Haare, die mir dies wunderliche Ansehen gaben", sagte sie, indem sie Mantel und Hut mit der Geberde eines Kindes auf einen Stuhl warf und sich Gerald gegenüber an den Tisch setzte. „Es ist sehr gut in Morteville Papas malerischem Geschmack zu folgen, aber wenn ich nach England komme — ich meine, wenn dies überhaupt jemals geschehen sollte — würde ich doch Sorge tragen, daß ich aussähe wie andere Leute. Ich möchte wissen, was Ihre Cousine Lucia gesagt hätte, wenn sie mich vor einigen Minuten gesehen?"

Die bloße Vorstellung machte Gerald elend. Was würde nicht nur Lucia, sondern jeder Mensch, aus Lucias Umgangskreis von

seiner jetzigen Gefährtin gedacht haben? Sie sah schöner aus als je. Die eben vorgenommene Waschung hatte ihr Gesicht erfrischt, ihr nasses Haar hing malerisch geordnet im Nacken, die kleinen braunen Hände lagen gefaltet auf dem Tische, während sie sich vorbeugte, um mit ihm zu sprechen, ihre blauen Augen blitzten, als sie in die seinigen sah.

Archy war in Italien geboren und erzogen und es schien fast, als sei etwas von der heitern, leichtlebigen Natur der Frauen des Südens auf sie übergegangen. Ihre Stimme war musikalisch, aber sie sprach, ich will nicht sagen lauter, aber doch anders als Engländerinnen von reiner Race zu thun pflegen, und begleitete ihre Worte mit, wenn auch unbedeutenden, Gesticulationen. Wenn sie lachte, lachte sie aus voller Brust und zeigte dabei ihre weißen Zähne. In dem Empfangszimmer einer Herzogin hätte Archy ihren Platz gefunden, und wäre als das erschienen, was sie war — ein englisches Mädchen von guter Geburt mit einer Beimischung südlicher Lebendigkeit und Leidenschaft, und einem Mangel an Manieren, der das erreichte, was man durch alle künstlichen Erziehungsmittel erstrebt, die höchste Einfachheit. Das Wartezimmer eines Bahnhofes ist aber nicht der Salon einer Herzogin und die bewundernden Blicke, die aus jedem im Saale befindlichen männlichen Augenpaar auf die arme Archy fielen, schienen Gerald roh und verletzend.

„Die Engländer sind die schlechtest erzogenen Leute der Welt", bemerkte er so laut, daß ein alter Herr von fünfzig Jahren, der an einem benachbarten Tische saß und Archy seit fünf Minuten unverwandt angestarrt hatte, sich sofort wieder auf seine Zeitung niederbeugte. „Andre Völker leben in der Oeffentlichkeit und sind seit ihrem sechsten Jahre daran gewöhnt — der echte Brite aber, wenn er sein Zelt verläßt, sieht die Leute an, als ob er in einer Thierbude wäre. Und jetzt, da wir Thee trinken werden", setzte er, als er des Mädchens ängstliches Gesicht bemerkte, lachend hinzu, „werden wir jedenfalls noch

interessanter erscheinen. Der Citybewohner findet ein besonderes Vergnügen daran, der Fütterung wilder Thiere beizuwohnen. Wollen Sie nicht etwas zum Thee essen?"

Die Frage schien beinahe überflüssig, denn es war kaum drei Stunden her, daß sie dinirt hatten, aber Gerald wußte nicht, wieviel der Appetit eines Schulmädchens täglich verlangte.

„Ja, aber nichts substantielles. Brod und Butter vielleicht, eine Brioche oder einige Früchte", lautete die Antwort.

Die junge Dame am Büffet erklärte mit Würde, daß Brod und Butter, Briochen und Früchte ihr unbekannte Dinge wären. Man hatte nur die Erfrischungen zu bieten, die auf dem Büffet standen: steinharte Wurstschnitte, vertrocknete alte Milchbrödchen, lavafarbige, kleine mit Korinthen bestreute Kuchen und Päckchen mit Zuckerplätzchen. Von diesen Delicatessen konnten sie wählen.

„Bringen Sie uns denn einige von diesen Kuchen", sagte Gerald, indem er auf das Gebäck zeigte, das ihm am wenigsten abscheulich erschien. Die Kuchen wurden gebracht und Archy aß sie, während ihr Gerald mit stiller Ver- und Bewunderung zusah. Der Thee, der sehr heiß war und sehr wenig wie Thee schmeckte, wurde getrunken; Archy fing an, ihre Handschuhe anzuziehen, und sie besprachen von Neuem, was sie in der Stunde, die ihnen noch blieb, anfangen könnten.

„Es wird nicht mehr Zeit sein, etwas zu sehen?" sagte das Mädchen im fragenden Ton. „Ich meine irgend etwas von den Straßen und Läden Londons?"

„Warum nicht?" entgegnete Gerald, indem er seine Uhr hervorzog, weil er entweder wirklich die Zeit nicht wußte, oder weil er dem voll auf ihm gerichteten Blicke Archys ausweichen wollte. „Die londoner Kutscher fahren sehr schnell, und ich denke, wenn wir ein Cab nehmen, haben wir Zeit genug nach West-End zu fahren und wieder zurück. Piccadilly war es, das Sie zu sehen wünschten, nicht wahr Miß Wilson?"

„O, ja, Piccadilly oder irgend etwas anderes", sagte Archy, die von den Entfernungen keinen Begriff hatte. „Sie wissen,

wieviel Zeit uns bleibt. Ich werde thun, was Sie für gut halten."

„Wollen Sie das, Miß Wilson?"

„Ja, ohne Frage."

„Dann lassen Sie uns gehen."

Sie erhoben sich und während Gerald den Thee bezahlte trat Archy vor den in der Nähe des Tisches hängenden Spiegel, setzte ihren Hut auf, ordnete ihren Kragen und strich sich das Haar glatt. Sie dachte dabei, wie schön die Fahrt durch die mit Gas beleuchteten Straßen sein würde, und wie traurig es war, daß sie dann von Gerald Abschied nehmen mußte. Sie sollte abreisen, nach Morteville zurückkehren — er sollte gehen und seine Cousine Lucia heirathen und niemals mehr im Leben an sie denken!

Als Archy in ihren Reflexionen soweit gekommen, legte sich ein Nebel vor ihre Augen. Sie bedeckte sie schnell mit der Hand, denn sie schämte sich ihrer Thränen, wie ein Kind, und besaß auch die Leichtigkeit eines Kindes, sie zurückzudrängen. Dann schaute sie noch einmal in den Spiegel — aber es war nicht nur ihr eignes Gesicht, das sie darin erblickte, sondern auch das eines Mannes — eines Mannes, den sie kannte.

Die Vision kam ihr so überraschend, daß sie, statt sich umzudrehen, fortfuhr, wie in einem Traume befangen, in den Spiegel zu schauen. Wo hatte sie dies Gesicht schon gesehen? In welchem Lande, zu welcher Zeit ihres Lebens, waren ihr diese rauhen Züge, mit dem gütigen Ausdruck schon begegnet? Hätte sie plötzlich ihres Vaters Gesicht erblickt, so wäre ihr das kaum bekannter vorgekommen als jenes — und doch vermochte sie sich auf keinen Namen zu besinnen, zu dem es gehörte. Es war ein englisches Gesicht — welche Engländer hatte sie im Leben gekannt? Eben war sie im Begriff sich umzudrehen, als der Fremde, wer er auch immer sein mochte, sich plötzlich entfernte. Als sie sich endlich umwandte schoben sich drei oder vier andere Herren zwischen ihn und sie — sie wußte nicht, wel=

cher es gewesen war, der über ihre Schulter hinweg in den Spiegel geschaut hatte. Der eine der Männer trug einen grauen Ueberzieher, die anderen waren dunkel gekleidet; das war Alles, was sie von ihnen zu sagen vermochte. Es mußte eine zufällige Aehnlichkeit gewesen sein, eine Aehnlichkeit mit einem der deutschen oder italienischen Freunde ihres Vaters, der sie vielleicht auf seinem Knie geschaukelt, als sie noch ein Kind war, und dessen Bild nun noch in ihrer Seele schlummerte. Welch' ein Feigling war sie, daß sie um eines solchen Zufalles willen Herzklopfen bekam und bleich wurde, wie sie im Spiegel bemerkt hatte!

Aber mochte es eine zufällige Aehnlichkeit oder eine wirkliche Begegnung sein, die Vision hatte einen seltsamen Umschwung in Archys Empfindungen hervorgebracht. Der Ausdruck des Gesichtes, das sie erblickt, war ein ernster und zugleich mitleidsvoller gewesen, und als sie daran dachte, stand plötzlich das Bild ihres Vaters vor ihr. Sie stand still und überlegte, was sie eigentlich that. Zum ersten Male seit sie Calais verlassen, fühlte sie sich erschreckt und wünschte daheim zu sein. Bettina hatte ihr oft gesagt, die Männer wären falsch und verdorben und elegante, hübsche Männer wären die schlimmsten. Wie konnte sie wissen, ob nicht Mr. Durant trotz seines hübschen Gesichtes und seiner angenehmen Stimme ein solcher falscher, verdorbener Mann war? Wenn sie nun mit ihm fuhr, und er brachte sie nicht zur rechten Zeit zurück, und sie versäumte den Zug und kam am nächsten Morgen nicht nach Morteville und ihr Vater und Bettina kehrten zurück und fanden Jeanneton weinend vor der verschlossenen Thür — Archy aber war fort, Niemand wußte wohin!

Als sie sich diese schreckliche Scene ausmalte, fingen ihre Lippen an zu beben, sie fühlte ihren Hals wie zugeschnürt, und als Gerald ihr seinen Arm bot, war sie so erregt, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte. Gerald legte die Veränderung, die mit ihr vorgegangen auf die schmeichel-

hafteste Weise für sich selbst aus. Er flüsterte ihr einige ermunternde Worte zu, als sie den Bahnhof verließen und drückte leise ihre kleine Hand, deren nervöses Zittern er auf seinem Arme fühlte.

Draußen angekommen, bat er sie einen Moment zu warten, bis er von dem dreißig bis vierzig Yard entfernten Halteplatz ein Cab herbeigeholt. Jetzt endlich fand Miß Lovell ihre Sprache wieder.

„Bitte holen Sie kein Cab für mich, Mr. Durant", sagte sie. „Ich möchte lieber hier bleiben."

Bei einer andern Frau wäre Gerald dieser Wechsel der Meinung nicht unerwartet gekommen und er würde versucht haben, sie zu überreden.

Bei Archy war es keine Verstellung, wie er wußte, sondern Ernst, und so blieb er stumm.

„Ich hoffe Sie werden mich deshalb nicht für launenhaft halten", sagte Archy sanft. „Aber während ich allein blieb, dachte ich an Papa und an Daheim — ich dachte wie schrecklich es wäre, wenn ich den Zug versäumte! Nicht wahr, Sie verstehen mich und sind mir nicht böse?"

„Sprechen Sie die Wahrheit, Miß Wilson", entgegnete er trocken. „Sie haben Furcht sich mir anzuvertrauen."

Ihre auf seinem Arme ruhende Hand zuckte.

„Ich habe keine Furcht, Mr. Durant", erwiederte sie, „aber ich weiß nicht ob ich es darf. Nehmen Sie an, daß es sich nicht um Sie und mich handelte — und sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß ich es thun dürfte."

„Daß Sie was thun dürften?"

„Mit Ihnen fahren und mich der Gefahr aussetzen den Zug zu versäumen."

„Dieser Gefahr brauchen wir uns nicht auszusetzen. Es ist nur die Frage, ob Sie eine Stunde durch die kühlen Straßen fahren oder in diesem erstickenden Wartesalon bleiben wollen?"

„Gut denn, bestimmen Sie für mich!" entgegnete Archy.

Sie hatte gar zu große Lust, die erleuchteten Ladenfenster zu sehen! Außerdem fürchtete sie undankbar zu erscheinen, wenn sie Gerald der ihr so viel Gutes erwiesen, mißtraute. „Wenn Sie mir versprechen, daß wir zur rechten Zeit wieder hier sind —" stammelte sie.

„Wenn ich Ihnen nun verspreche, heute und immer zu thun, was Sie wollen, Miß Wilson, werden Sie dann kommen?"

Es lag ein ungewöhnliches Beben in seiner Stimme und Archys Herz erzitterte. Sie liebte ihn nicht und hatte ihn — mit Ausnahme vielleicht der wenigen Secunden auf der Terrasse in Morteville — nie geliebt. Aber sie hatte ihn gern, sie bewunderte ihn und — wird man es verstehen, wenn ich sage: sie bemitleidete ihn. Obgleich er acht Jahr älter war, fühlte sie etwa, was eine ältere Schwester für ihren Bruder empfinden mag, wenn sie ihn liebt, ohne ihm doch vollständig zu vertrauen. Als sie hier so allein mit ihm stand und ihr Herz beim Ton seiner Stimme erzitterte, wurde sie roth vor Scham bei dem Gedanken, wie wenig sie ihm und seinen Versicherungen vertraute. Und dies Mißtrauen hätte sie beinahe dazu vermocht, sich ihm völlig zu vertrauen! Es schien ihr so grausam, sich jetzt zurückhaltend zu zeigen und ihm in der letzten Viertelstunde, die sie zusammen verleben sollten, eine Bitte zu verweigern.

„Es handelt sich nicht darum, Mr. Durant, mir für immer zu gehorchen", sagte sie, und Gerald entdeckte dabei, daß auch ihre Stimme nicht sicher war, „Sie werden, wenn der heutige Abend vorüber ist, schwerlich Gelegenheit haben, Gehorsam oder Ungehorsam gegen mich zu zeigen, aber wenn Sie wirklich gewiß wissen —"

Die Worte erstarben auf Archys Lippen, mit einem plötzlichen Ruck zog sie ihre Hand von Geralds Arm. Ein Mann ging an ihr so dicht vorüber, daß er sie beinahe berührte. Es war, wie sie beim Gaslicht zu erkennen vermochte, ein

großer, starkgebauter Mann in einem grauen Ueberzieher. Sein Kopf und seine Schultern hatten einen gewissen viereckigen Schnitt, der Archy, obwohl sie sein Gesicht nicht sehen konnte, sogleich überzeugte, daß es derselbe Mann war, der über ihre Schultern hinweg in den Spiegel gesehen hatte. Sein Anblick übte denselben Einfluß auf sie aus wie das erste Mal, nur war derselbe jetzt noch viel stärker. Sie wollte nicht mit Mr. Durant gehen, sondern hier bleiben und warten, bis der Zug abging, der sie zu ihrem Vater und Bettina zurückführte.

„Fürchten Sie sich, Miß Wilson? Hat der Mensch Sie etwa gestoßen, als er vorüberging? Kennen Sie ihn, oder was haben Sie sonst?"

Archy verfolgte den Fremden mit weit offnen Augen, bis er außer Sicht war. Erst dann antwortete sie.

„Ich fürchte mich nicht, Mr. Durant, ich bin nur bestürzt. Ich muß diesen Mann früher gekannt haben — ich kann mich kaum täuschen — und bilde mir ein, daß auch er mich kennt —"

„O, das ist nicht wahrscheinlich", entgegnete Gerald leichthin. „Aber wenn es auch wäre, was schadete das? Bleiben Sie nur einen Moment hier stehen, bis ich ein Cab gerufen habe."

Statt abermals dagegen zu protestiren, legte Archy diplomatisch ihre Hand auf seinen Arm.

„Warum sollen wir die Zeit mit einer Spatzierfahrt vergeuden?" sagte sie sanft. „Es ist die letzte Stunde, die wir zusammen verleben sollen, und ich glaube wir können besser hier mit einander sprechen, als wenn wir in einem Fiakre durch die Straßen rasseln. Lassen Sie uns einen Gang über die große Brücke machen. Es ist mir lieber hier mit Ihnen spatzieren zu gehen, als alle Läden und Straßen der Welt zu sehen."

Sie sprach, wie immer wenn sie erregt war, mit leise bebender Stimme und mit einem Anklang an den italienischen Accent. Sie hatte diesmal ihre Willensänderung, mit instinctiver Macchiavellistischer Kunst, in einer Form ausgesprochen, die

Geralds Eitelkeit schmeichelte. Er fühlte daß er nichts thun konnte, als ihre Wünsche erfüllen, oder vielmehr er gestand sich, daß sie zu vertrauend, zu gut sei, um sie zu ferneren Thorheiten zu verleiten. Gerald war kein lasterhafter Mensch, aber seine leichte, bequeme Lebensanschauung ließ ihn Handlungen begehen, die er vor sich selbst nicht zu verantworten vermochte. Was er am meisten an Archy bewunderte, war ihre außerordentliche Ehrlichkeit und unverfälschte Offenheit — und, war es nun Epikuräismus oder Tugend, er fühlte in diesem Moment, daß es gut sei, sich diese Bewunderung zu bewahren. Ein unbeflecktes Bild wollte er wenigstens in der Galerie der Frauen wissen, die er geliebt hatte!

Eine plötzliche Gefühlswandlung war immer im Stande Gerald von einer schon beschlossenen Handlung, mochte diese groß oder klein, edel oder niedrig sein, zurückzubringen. In der Liebe mehr sentimental als leidenschaftlich, war er auch vor Allem in Liebesaffairen zu Schwankungen geneigt! Eine grobe, selbstische Natur, wie die Robert Dennisons, geht nur auf ihre unmittelbare Befriedigung aus — die verfeinerte Selbstsucht zögert, überlegt und denkt darüber nach, ob sich nicht ein höherer Genuß durch Entsagung erreichen lasse! Und obgleich Männer dieser Art nicht das Material zu großen Helden oder treuen Liebhabern besitzen, so erscheinen sie doch gerade in ihrer Schwäche oft stärkeren Naturen als ausnehmend liebenswerth, und wenn sie dann und wann ins Unglück gerathen, und Andere mit hineinreißen, so fühlen wir uns geneigt, eher diesen Anderen die Schuld beizumessen, als ihnen.

Ein Zufall, oder Archys unbestechlicher Instinct hatte sie Beide gerettet. Geralds Einbildungskraft wurde angenehm angeregt bei dem Gedanken an seine eigne Großmuth, bei dem Gedanken, daß Archy stets als Archy — schön, rein, unbefleckt — in seiner Erinnerung bleiben sollte. Zehn Minuten vorher noch hatte er so eifrig, als er überhaupt etwas wünschen konnte, gewünscht, daß sie die Fahrt durch London mit ihm machen

möchte. Die Eigenthümlichkeit der Situation entflammte seine Phantasie! Er hatte sich vorgestellt, wie es sein möchte, wenn er mit dem kleinen fremden Mädchen im Matrosenhütchen und weißen Kleide durch die Straßen Londons führe, wenn er ihrem kindlichen Geplauder über Alles, was sie sah, lauschte, ihre Hand in der seinigen hielt und die Veränderungen ihres Gesichtes beobachtete, wenn er ihr endlich sagte, wie sehr er sie liebte. Nein. Bei diesem Puncte wurde die Situation eine gewöhnliche und er hatte sie deshalb nicht weiter ausgemalt. Aber wenn später ein zerstörtes Leben, wenn Verderben und Verzweiflung daraus gefolgt wären, so würde Gerald fest überzeugt gewesen sein und auch Andere davon überzeugt haben, daß er nicht Uebles gewollt.

Die Umstände, die seltsamen Umstände waren nur mächtiger gewesen als er.

XVI.

Auf der Brücke.

Archy legte ihre Hand in Geralds Arm und zog ihn einen Schritt vorwärts, London Bridge zu. Dieser Schritt war der erste zur Rettung.

„Dies ist mir lieber, als die Straßen und Schaufenster", sagte sie, ihre letzten Worte wiederholend. „Ich kann mir die londoner Straßen sehr gut denken, denn ich bin Abends durch die mit Gas beleuchteten Straßen von Amiens gefahren — aber ich kann mir nicht denken, wie es ist, bei Abend auf einer großen Brücke zu stehen, wie diese. Ich danke Ihnen", fuhr sie fort, als er jetzt gehorsam an ihrer Seite ging. „Mr. Durant, wie soll ich Ihnen für alle Güte danken, die Sie mir heute erwiesen haben?"

„Sie haben mir nicht in der Weise danken wollen, in der

ich es verlangte, Miß Wilson", entgegnete Gerald. „Aus einem andern Dank mache ich mir nichts."

„Und welchen Dank verlangen Sie? Sagen Sie es mir. Ich will Alles thun!"

„Nein, Sie wollen es nicht — Sie können es nicht. Es ist jetzt zu spät. Sie werden nach Morteville zurückkehren, vielleicht Ihren russischen Fürsten heirathen, und ich, Miß Wilson" — hier unterbrach er sich selbst. „Ich hoffe, daß Sie mir zuweilen schreiben? Schreiben Sie, und erzählen Sie mir, ob Sie glücklich zu Haus angekommen sind."

„Ich werde Ihnen eine Zeitung senden, Mr. Durant —" Gerald hatte bereits Gelegenheit gefunden, ihr seine Adresse zuzustellen — „um Ihnen zu sagen, daß ich glücklich angekommen bin. Was aber das Schreiben anbetrifft —"

„Nun, was das Schreiben anbetrifft?"

„So ist es besser, daß es nicht geschieht. Wenn wir uns Lebewohl gesagt haben, so haben wir es eben gesagt. Unsere Lebenswege gehen weit auseinander."

„Miß Wilson — Archy, welch' eine grausame Rede!"

„Es ist nur die Wahrheit", entgegnete sie ruhig. „Mein Vater ist ein armer Mann, Mr. Durant. Ein Mann — wie soll ich Ihnen das sagen? — ein Mann, der sich zuweilen in Verlegenheit befindet, armer Papa! und wir schreiben an Niemand. Ich weiß weder wie lange wir noch in Morteville bleiben, noch wohin wir gehen, wenn wir den Ort verlassen. Papa und Bettina würden es nicht billigen — es nicht passend finden, wenn ich schriebe und Ihnen unsere Adresse gäbe. Nicht wahr, Sie sind mir deshalb nicht böse?"

„Nein, Miß Wilson, ich füge mich in das Unabänderliche. Es würde gegen die Gesetze der Natur sein, wenn ich von Ihnen hörte. Nur Advocaten, Gläubiger, Cousinen und Cousins schreiben Briefe. Leute, die man lieb hat, niemals! Sie werden sich meiner einen Monat lang erinnern, wenn Sie sich nicht amü-

siren, Archy, amüsiren Sie sich aber, so bin ich in zwei Tagen vergessen."

Das Wort Archy war in so natürlicher Weise über seine Lippen gekommen, daß es Miß Lovell schien, als hätte er sie gar nicht anders nennen können.

„Mag ich mich amüsiren oder nicht, ich werde an Sie denken", sagte sie einfach. „Ich werde an Sie denken, so lange ich lebe."

„Und eines Tages werden Sie wahrscheinlich mit Geringschätzung meiner gedenken", sagte Gerald. „Ich bilde mir ein, daß die meisten Leute, wenn sie meinen Charakter beurtheilen, Geringschätzung empfinden."

Archy blieb stumm.

„Sie widersprechen mir nicht", sagte er. „Eines Tages, wenn Sie an Alles, als an etwas Vergangenes zurückdenken, werden Sie sich mit Geringschätzung meiner erinnern."

„Mit Geringschätzung niemals!" erwiederte Archy.

„Nun mit welchem Gefühl dann?"

„Das weiß ich nicht, Mr. Durant. Warum soll ich mir jetzt vorstellen, was ich denken werde, wenn ich alt und weise bin. Jetzt bin ich jung und thöricht, und denke nicht mit Geringschätzung an Sie. Was kommt dabei heraus, wenn man versucht, in die Zukunft zu schauen?"

Diese Fragen und Antworten waren nicht so ohne Unterbrechung gesprochen worden, wie ich sie hier geschrieben, sondern die Unterhaltung hatte so viele Lücken und Gedankenstriche, wie unvermeidlich sind, wenn zwei Menschen es versuchen, sich inmitten einer Menge von einigen tausend heimkehrender londoner Vergnügungsreisenden süße Nichtigkeiten zuzuflüstern. Einer jener billigen Züge, die man mit bittrer Ironie „Vergnügungszüge" nennt, war eben auf dem südöstlichen Bahnhofe angekommen. Eine Menge Menschen: die Männer erheitert vom Bier, die Frauen laut klagend und scheltend, die Kinder vor Müdigkeit und in Folge übermäßigen

Pfefferkuchengenusses weinend, stießen bei jedem Schritt mit Archy und Durant zusammen.

In dem Moment, da die Beiden die Brücke quer überschreiten wollten, drängten sich drei oder vier junge Männer, die nicht gerade betrunken, aber auch nicht nüchtern waren, an sie heran und machten über Archys rothen Mantel und Geralds Hut Bemerkungen, die bei Leuten dieser Art für humoristisch gelten. Gerald war in demselben Tyrolerhute gereist, den er getragen, als ihm Archy zum ersten Male begegnete, und dessen Form man in London nur in Begleitung von Affen und weißen Mäusen zu sehen gewöhnt ist. Erschrocken und ihre Geistesgegenwart verlierend, ließ Miß Lovell Geralds Arm los und einen Moment später sah sie sich allein unter rohem, halbbetrunkenen Pöbel. Drei oder vier freche Gesichter versuchten ihr unter den Hut zu gucken und man machte Bemerkungen — die ihr, da sie im Volksdialect gesprochen wurden, glücklicherweise unverständlich blieben — über ihren Anzug, ihr hübsches Gesicht und über das Ungeschick „des Franzosen", der sie nicht besser zu beschützen wisse.

Archy war zum Tod erschrocken. Sie stieß einen kleinen Schrei aus, hob ihre Hände auf, als wolle sie ihre Verfolger um Gnade bitten, und ließ sich in ihrem Schrecken zwei oder drei italienische Worte entschlüpfen. Der Klang der fremden Sprache schien das Amüsement der Leute nur noch zu erhöhen und eben brachte der frechste der Gesellschaft sein Gesicht in Archys nächste Nähe, als er einen furchtbaren Schlag empfing, einen Schlag, der ihn gerade zwischen die Augen traf und ihn in die Arme eines seiner Gefährten zurückschleuderte. Der Siegelring, welchen Gerald am kleinen Finger seiner rechten Hand trug, brachte über der Nasenwurzel des Geschlagenen für Lebenszeit einen Abdruck hervor. Eine Secunde später zeigte die Scene alle Symptome einer beginnenden regelrechten Straßenschlägerei.

Ehe aber Gerald zu einem zweiten Streich auszuholen vermochte, hingen sich zwei starke Handwerkerfrauen, die nicht

das Geringste von dem Vorfall gesehen, an seine beiden Arme. Sein Hut, der herunter gefallen war, wurde von der Menge mit Geschrei hin und her geworfen, und als sich das bleiche, mit Blut übergossene Gesicht seines Gegners racheschnaubend im Gaslicht wieder aufrichtete, ließ sich ein allgemeiner Ruf des Unwillens vernehmen.

Zum Glück erschienen in diesem Moment zwei Polizeimänner, denen in geringer Entfernung noch vier andere folgten, auf der Bühne. Der Mann mit der zerschlagenen Nase wurde zuerst festgenommen, denn Polizeimänner, die doch auch nur Menschen sind, pflegen ihren Augen mehr zu trauen, als jeder andern Art von Zeugniß.

„Ich bin es nicht gewesen!" rief er, sobald er sprechen konnte. „Es war der Andere, der anfing. Er schlug mich ins Gesicht."

„Wer war es?" fragte der Polizeimann.

„Der Franzose", erwiederte ein Mann, der Alles mit angesehen hatte.

„Der Franzose, der Franzose!" brüllte die Menge.

„Wo ist er? Man zeige ihn uns."

Hier sah man sich in Verlegenheit. Mit dem Tyrolerhut auf dem Kopfe mochte Gerald nicht ausgesehen haben, wie ein Engländer, ohne Hut erschien sein glattes Gesicht weniger französisch, als das irgend eines Menschen in der Menge.

„Da ist das junge Mädchen, welches mit ihm war!" rief eine Stimme. „Hier, die im rothen Mantel und mit dem runden Hut."

Archy sah sich plötzlich zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit werden. Hundert neugierige, schmutzige Gesichter wandten sich nach ihr hin. Die beiden Polizeidiener verlangten Auskunft. Wer war der Franzose?

Viel zu erschreckt, um sagen zu können, daß sie es nicht wisse, deutete Archy auf einen ihrer Verfolger, der zufällig einen starken, schwarzen Kinnbart trug

„Er fing an — er war es, der anfing!“ stotterte sie. „Der da — indem sie auf den mit der zerschlagenen Nase zeigte — der da war nicht so schlimm. Der Andere fing an.“

Das war eine Aussage, an die man sich halten konnte; sie gab den Schlüssel zu dem, was Jedermann gesehen hatte. Die beiden kräftigen Frauen, die bis dahin Gerald gehalten hatten, ließen ihn jetzt als eine gleichgiltige und uninteressante Person los, und drängten sich vorwärts, um ebenfalls ihr Zeugniß abzugeben.

„Ich habe den Schlag von diesem jungen Mann mit dem Barte selbst gesehen, Sir. Der andere Mann fiel gleich um und —“

„Auseinander gehen!“ rief der eine von den Constablern gebieterisch, nachdem er auf diese Weise erfahren, welche aus der Menge seine Männer waren. Die übrigen Constabler waren indessen herangekommen und die Neugierigen wurden auseinander getrieben. Beide Gefangene, der Mann mit der zerschlagenen Nase, sowie der, welcher ein Franzose sein sollte, wurden abgeführt, obgleich letzterer seine Unschuld lebhaft betheuerte und gegen die ungerechte Verhaftung protestirte.

Gerald gab Archy durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß sie ruhig bleiben und auf ihn warten sollte. Sie that so, und erst als die Menge sich verlaufen hatte, kehrte er an ihre Seite zurück.

„Ich fürchte mich kein Bischen!“ rief sie halb lachend, halb weinend und an allen Gliedern zitternd. „Kein Bischen. Und Sie haben mich gerettet, Mr. Durant — Sie waren so muthig!“

„Indem ich einen Andern für mich büßen lasse?“ fragte er.

„Nein, indem Sie mir zu Hülfe eilten. Dieser schreckliche Mensch kam mir mit seinem Gesicht ganz, ganz nahe. Ich war schon blind und übel vor Furcht, da streckten Sie die Hand aus und ich war gerettet!“

Sie hing sich an seinen Arm.

„Und ohne Ihren Beistand würde ich die Nacht im Polizeihause zugebracht haben", sagte Gerald. „Trotz aller Vernunftgründe lasse ich mich noch immer vom Instinct des Schulknaben beherrschen, d. h. ich schlage bei solchen Gelegenheiten zu. Ohne Ihre Geistesgegenwart würde man mich in das nächste Gefängniß gebracht haben und Sie wären hier unter dem londoner Pöbel allein geblieben."

Archy erzitterte bei diesen Gedanken.

„Aber ich weiß nicht, welche Art von Geistesgegenwart ich gezeigt haben soll, Mr. Durant. Was habe ich gethan, um Sie vor der Polizei zu retten?"

Gerald erklärte es ihr und Archy fühlte die größte Neigung hinter den Polizeileuten herzulaufen, ihnen die Wahrheit zu sagen und den Mann zu befreien. Sie war verwundert, daß Gerald das Mißverständniß zugegeben hatte, selbst wenn nur ein unbekannter Ladendiener darunter litt. War das ehrlich, loyal gehandelt? Dann erinnerte sie sich aber, daß er Alles nur für sie gethan, und hing sich von Neuem an seinen Arm. Archy löste damals jede Frage ihres Lebens nach dem Gefühl, nicht nach Grundsätzen, und der erste Impuls ihrer feinen Natur war immer das Rechte. Aber sie war noch ein Kind und wenn sie sah, daß Leute, die sie lieb hatte, anders dachten als sie, so ging sie ohne Widerstand zu ihren Ansichten über.

„Jedenfalls habe ich nicht mit Absicht die Unwahrheit gesagt", bemerkte sie, nachdem sie einige Minuten nachgedacht. „Ich meinte nur, daß der Mann mit dem Bart angefangen hätte, mich zu necken, und ich will hoffen, daß er mit dem Schrecken davon kommt, daß man ihn nicht bestraft. Aber sehen Sie Ihren Rock an, Mr. Durant", fuhr sie fort, indem sie auf einen Riß zeigte, der sich vom Kragen bis zum Arme erstreckte. „Und ihr Hut — wo ist er? Großer Gott! wie sehen wir Beide aus?"

Sie sahen jedenfalls nicht aus, wie andere Leute. Archy in dem Costüm, das wir schon kennen, Gerald ohne Hut und

mit zerrissenem Rock. Ein Polizeimann, einer von denen, die dazugekommen, als die Sache schon vorüber war, ging in diesem Moment an ihnen vorüber, kehrte um und betrachtete sie prüfend. Sie standen unter einer Gaslaterne und er konnte ihre Gesichter so deutlich erkennen, als ob es heller Tag gewesen wäre.

„Glücklicherweise ist die Nacht warm, Miß Wilson" sagte Gerald absichtlich mit lauter Stimme. Er hatte, um Archys willen, eine tödtliche Furcht, in den Vorfall verwickelt zu werden. Als sich die Leute miteinander rauften, schlug mir ein roher Mensch den Hut vom Kopfe, und das letzte, was ich davon sah, war, daß er einen Sprung über das Geländer der Brücke hinab machte. Aber wir müssen uns jetzt wirklich beeilen", fügte er hinzu, indem er seine Uhr zur Hand nahm. „Unser Zug geht halb elf Uhr ab und es ist beinahe zehn."

Nummero 22 ging — welchen Verdacht er auch immer gegen das fremdartig aussehende Paar hegen mochte — vorüber, aber er prägte die Stimme, das Gesicht und die Gestalt Geralds seinem Gedächtnisse ein.

Die Beiden schlenderten nun langsam der Mitte der Brücke zu und die Verwunderung und das Entzücken über das, was sie sah, verwischte bald den Eindruck des eben erlebten Abenteuers aus Archy Lovells Seele. Sie war für Eindrücke, die von außen kamen, empfänglicher als die meisten Mädchen ihres Alters, ja als die meisten Frauen jedes Alters — kleine, persönliche Interessen lagen ihr fern. Lucia würde stundenlang über den zerrissenen Rock und den verlornen Hut gesprochen haben, und über Alles, was sie ertragen, und über das, was die Leute sagen würden, wenn sie von ihrem Muth hörten. Archy vergaß das Abenteuer, ihren Begleiter und sich selbst in dem überwältigenden Eindruck, den der Anblick von London auf sie hervorbrachte. Ein dunkles Gefühl sagte ihr, obgleich sie fast noch ein Kind war, welch' „mächtiges Weltherz" hier schlug und dies

Gefühl versiegelte ihre Lippen und füllte ihre Augen mit Thränen.

Es war jetzt sternenhell und die Kuppeln und Thürme der Stadt hoben sich in nebelhaften, silbergrauen Massen von dem purpurnen Bogen des Himmels ab. Längs des Flusses schimmerten zahllose Gasflammen und ließen die dunklen Linien der Werfte und Häuser erkennen, während unter ihnen der schwarze Fluß dahinrauschte.

Als Archy so stand und sich umschaute, empfand sie plötzlich, was das Leben ist, das Leben mit all' seinem Glück und Leid. Wie viel Sorge, wie viel Liebe, wie viel geduldige Ausdauer, welche Leidenschaften aller Art bargen diese Millionen Herzen, die hier schlugen, zwischen denen sie stand, ein thörichtes Kind, das niemals gelitten, niemals geliebt und das das Leben bis dahin nur als ein Spiel betrachtet hatte! Sie athmete tief auf, ließ den Arm ihres Begleiters los, lehnte ihre Brust gegen das kalte, steinerne Brückengeländer und seufzte. Ein tiefes Herzweh, „der Menschheit ganzer Jammer" packte sie.

„Sie seufzen, Miß Wilson", sagte Gerald. „Sind Sie müde? Nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie uns zum Bahnhof zurückkehren. Es ist hier eben nicht viel Bemerkenswerthes zu sehen."

„Verzeihung", entgegnete Archy, „ich — ich habe Sie nicht recht verstanden."

Er wiederholte seine Worte, aber Archy schien ihren Sinn nicht zu begreifen.

„Hier soll nichts zu sehen sein!" rief sie. „Wo könnte man mehr sehen? Ich habe etwas so Großartiges nie im Leben erblickt."

„Haben Sie in Italien nie eine große Stadt bei Gasbeleuchtung gesehen?"

„Ja, aber ich war damals noch ein Kind, und dort sind es keine Engländer. Ich fühle mich hier zum ersten Male wie zwischen Brüdern und Schwestern", sagte sie mit bebender Stimme

Mr. Durant lächelte.

„Wenn die Beleuchtung einen solchen Eindruck auf Sie macht, so sollten Sie Paris an einem Festtage sehen. Sie würden nicht mehr an London denken, wenn Sie die Champs Elysées und die Tuilerien illuminirt gesehen hätten.“

Archy scheute sich, weiter gegen ihn auszusprechen, was sie empfand. Mit ihrem Vater würde sie haben stundenlang hier umhergehen können, plaudernd und ihre Gedanken austauschend, wie sie es zu thun gewöhnt waren. Es kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, wie fern Gerald ihr stand. Sie konnte mit ihm tanzen, lachen, aber in diesem Moment, da ein edler, großer Enthusiasmus ihr Herz bewegte, war ihre Welt nicht die seinige.

Sie nahm seinen Arm und ihrem Wunsche gemäß gingen sie bis zum Ende der Brücke und begaben sich dann, um auf dem Rückwege eine andere Ansicht der City zu gewinnen, nach der entgegengesetzten Seite.

Das Gedränge war hier nicht so dicht und als sie langsam mit einander dahinschlenderten bemerkte Archy in einer der Pfeilerausbiegungen eine weibliche Gestalt, die sich in die Ecke gedrückt hatte und ihren Kopf seitwärts an die Wand lehnte.

„Sehen Sie dort, Mr. Durant“, flüsterte sie. „Ist die Frau wohl krank? Sehen Sie, wie sie in sich zusammengekrümmt sitzt, und in diesem dünnen Anzuge! Lassen Sie mich fragen, was ihr fehlt!“

„Nein, nein!“ rief Gerald lebhaft. „Bedenken Sie, daß wir nicht in Morteville sind. Man spricht in London nicht mit den Leuten auf der Straße.“

„Auch nicht, wenn sie krank sind?“

„O, sie ist nicht krank. Keine von diesen Frauen ist krank Kommen Sie, lassen Sie uns gehen.“

Aber Archy blieb hartnäckig stehen.

„Ich glaube gewiß, daß die Frau krank ist. Ich sehe es an ihren Händen. Denken Sie ich hätte noch keine kranken

Leute gesehen? Krank und in dieser Kleidung! Arme Seele! Würden Sie es für ein Unrecht halten, Mr. Durant, wenn ich ihr diesen Mantel gäbe? Ich muß mich seiner entledigen und es ist so heiß. Ich möchte auch nicht Dinge mit nach Morteville bringen, die mir nicht gehören."

„Dann bitte, lassen Sie ihn auf dem Bahnhof oder werfen Sie ihn, wenn Sie das vorziehen, in die Themse. Sie dürfen nicht mit Frauen dieser Art sprechen." Dabei zog er sie, fast gegen ihren Willen, einige Schritte mit sich fort Aber nur wenige Schritte, dann blieb Archy entschlossen stehen.

„Warten Sie ein wenig, Mr. Durant", sagte sie. „Ich möchte den Mantel doch lieber der Frau geben. Warum wollen Sie es mir nicht erlauben? Halten Sie es für ein Unrecht gegen die Eigenthümerin?"

„Gewiß nicht. Der Mantel ist nichts werth und Sie können ihn der rechtmäßigen Besitzerin nicht zurückgeben. Es ist — ich kann Ihnen nicht sagen, Miß Wilson, warum man dergleichen in London nicht thun darf. Bitte, folgen Sie mir. Sie dürfen mit Leuten dieser Art nicht sprechen."

„Mit Leuten welcher Art?"

Gerald zögerte einen Moment.

„Mit Leuten, die auf dieser Brücke schlafen", entgegnete er dann.

„Also überhaupt nicht mit armen Leuten?"

„Ja, wenn Sie es so nennen wollen. Diese Frau hat jedenfalls des Guten zu viel gethan, wenn Sie wissen, was das ist — und wird sich bald in der gütigen Obhut der Polizei befinden."

„Ich sehe deshalb noch immer nicht ein, welchen Schaden es mir bringen könnte, wenn ich mit ihr spreche", erwiederte Archy mit der ihr eigenen ruhigen Hartnäckigkeit. „Kommen Sie, Mr. Durant, Sie sprechen nicht im Ernst, ich sehe es Ihnen am Gesicht an, daß Sie mir meinen Willen lassen werden."

Jeder Mensch, der auf seinem Sinne bestand, mochte er

Recht oder Unrecht haben, hatte Gerald gegenüber gewonnenes Spiel. Einen Moment später war Archy umgekehrt und stand bei der Frau im Brückenpfeiler. Gerold blieb drei oder vier Yard davon stehen. Krankheit und Elend waren ihm widerwärtig. Er war bereit, Leuten die ihn darum angingen, Geld für die Armen zu geben, wenn er welches hatte, aber den Armen selbst nahe zu kommen, Häßliches zu sehen, eine schmutzige Hand zu fassen, den Hauch unreiner Lippen zu fühlen, das waren Pflichten, die nicht innerhalb des Kreises seiner Philosophie lagen.

Miß Lovell beugte sich über das arme bewußtlose Wesen und sprach gute, mitleidige Worte zu ihm. Die Frau richtete sich ein wenig auf und sah sie an. Ihr Gesicht war so gewendet, daß Gerald nur die Umrisse desselben im Profil erblicken konnte, Archy sah es ganz. Es war ein schönes Gesicht, verstört und elend zwar, aber die Haut war weiß und rein, die Züge schön und von edlem Schnitt. Welch ein schrecklicher Zufall konnte dies junge Mädchen, das kaum älter war als Archy, zu dieser Stunde an diesen Ort geführt haben?

„Sie werden frieren, wenn Sie hier sitzen", sagte Archy. „Wollen Sie diesen Mantel nehmen? Ich brauche ihn nicht und würde Ihnen denselben sehr gern überlassen."

Es erfolgte keine Antwort. Nur als sich Archy niederbeugte, um den Mantel, den sie um die Schultern der Unglücklichen gehangen, zu befestigen, öffnete diese die Lippen, um mit seltsam rauher Stimme, die nichts Jugendliches und kaum noch etwas Weibliches hatte, zu danken.

Archy trat beim Klange dieser Stimme zurück.

„Kann ich sonst etwas für Sie thun?" fragte sie. „Sind Sie jetzt wärmer? Ich möchte Ihnen sonst gern behülflich sein, wenn ich könnte."

Die Frau gab keine Antwort, sondern vergrub mit einem tiefen Stöhnen das Gesicht in ihre Hände. Die zwei oder drei Silben, die sie mechanisch hervorgestoßen, schienen ihre letzte Kraft, den letzten Funken menschlichen Bewußtseins erschöpft

zu haben — und Archy, die sich jetzt überzeugt hielt, daß Mr. Durant ihren Zustand richtig beurtheilt, ging an seine Seite zurück.

Mit Erstaunen sah sie, daß sein Gesicht Bestürzung ausdrückte.

„Sie sehen so ernst aus, Mr. Durant", sagte sie. „Sind Sie mir um meines Eigensinns willen wirklich böse? Ich glaube weder etwas Schlechtes, noch etwas Gutes gethan zu haben. Die arme Creatur scheint nicht mehr fähig Kälte, Hunger oder einen andern Schmerz zu empfinden."

Statt zu antworten fuhr Gerald wie durch einen Bann gefesselt fort, auf die zusammengesunkene Frauengestalt zu starren, deren Gesicht ihm jetzt vollständig verborgen war. Er hatte sie nur einen Moment in Profil erblickt und dabei war die Erinnernng an Maggie Hall in ihm aufgestiegen. Maggie! Der bloße Gedanke, daß sie hier sein könnte, war eine Abscheulichkeit. Roberts Weib, denn das war sie, mußte wenigstens in anständigen Verhältnissen leben und diese Unglückliche gehörte zum Auswurf der Straßen Londons! Aber er trat nicht zu ihr und bat sie ihr Gesicht zu erheben, um seinen Zweifeln ein Ende zu machen, denn Armuth, Krankheit und schmutziges Laster waren ihm, wie schon gesagt, widerwärtig, und Gerald Durant machte niemals den Versuch, freiwillig unangenehme Pflichten zu erfüllen. Er fuhr nur fort, sie zu beobachten, indem er sich des frischen Mädchens erinnerte, mit dem er oft in Heathcotes zusammengetroffen war und es beschlich ihn ein tiefes Gefühl des Mitleids, wenn er bedachte, daß ein Geschöpf, welches jetzt noch eine Aehnlichkeit mit ihr zeigte, so tief gesunken sein könnte Dann aber that er, was seiner Natur mehr zusagte als das Nachdenken über unangenehme Dinge und unglückliche Menschen jeder Art. Als er Archys Hand wieder auf seinem Arm fühlte wendete er sich lachend und mit einem jener harmlosen Scherze ab, wie sie zwischen ihm und ihr gewechselt wurden und sie gingen in der Richtung des Bahnhofes weiter.

Ob die Unglückliche seine Stimme hörte und erkannte?

Niemand hat es erfahren. Gerald denkt bis diese Stunde mit Bedauern an die Möglichkeit. Nicht daß die Verantwortlichkeit für irgend Etwas, was diese Nacht geschah, sein Gewissen beschwert hätte. Daß er eine Aehnlichkeit mit Maggie in dem Gesicht der Fremden entdeckte oder zu entdecken glaubte, war kein Grund, zu ihr zu gehen und mit ihr zu sprechen. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, niemals in die Verhältnisse Anderer einzugreifen — und schließlich — was ging die ganze Sache ihn an? Nein, das war es nicht. Was ihn quälte, war der Gedanke an die Grausamkeit oder — um das rechte Wort zu brauchen — an die Rohheit, in der Nähe des sterbenden Mädchens einen Scherz gemacht zu haben.

Als die Beiden die Brücke entlang schlenderten, schlugen die Glocken der City ein Viertel elf. Gerald sagte Archy, daß sie ihre Schritte beschleunigen müßten.

„Wir haben neun Stunden gebraucht, um einander Lebewohl zu sagen", bemerkte er: „aber es ist nichtsdestoweniger hart daß die Zeit des Abschieds nun wirklich gekommen ist. In zehn Minuten stehe ich allein hier und sehe dem Zuge nach, der Sie davonführt. Ich verdiene es nicht besser, Archy", fügte er zärtlich hinzu, „und ich beklage mich nicht. Ich bin nicht selbstsüchtig genug, um zu wünschen, Ihr Leben möchte mit dem meinigen verbunden bleiben."

Bei diesem Geständniß traten heiße Thränen in Miß Lovells Augen, und ihre Hand ruhte schwerer als vorher auf seinem Arme. Eine Frau weiß niemals, wie viel ihr ein Mann ist, bis sie hört, daß er ihrer aus Edelmuth zu entsagen gedenkt.

Zu weiteren Gesprächen war keine Zeit mehr. Im Bahnhof fanden sie ein Gedränge von Passagieren und Kofferträgern, und Gerald hatte gerade noch Zeit, für Miß Lovell ein Billet zu lösen und sie in ein Coupé zu bringen, ehe die Glocke zum zweiten Mal läutete.

„Sie sind jetzt in Sicherheit", sagte er auf dem Trittbret stehend und ihre Hand in der seinigen haltend. „Wollen Sie

auch nicht vergessen zu schreiben, oder vielmehr die Zeitung zu schicken, damit ich erfahre, ob sie glücklich angekommen sind?"

„Und — und, Mr. Durant, wie viel Geld bin ich Ihnen schuldig?" flüsterte Archy. „Zwei und vierzig Schillinge und einen Sixpence nicht wahr? Ich habe immer aufgepaßt, wenn Sie Etwas für mich bezahlten, und will Ihnen das Geld schicken, sobald ich Jemand finde, der nach London reist."

„Womit Sie sagen wollen, daß Sie dann nichts mehr mit mir zu thun haben mögen", erwiederte Gerald. „Lassen Sie die Berechnung, Archy, bis wir uns wiedersehen, und wenn Sie mir dann wirklich etwas schuldig zu sein glauben, so bezahlen Sie es mir."

„Bis wir uns wiedersehen—" Hier versagte Archy die Stimme und Gerald Durant fand es außerordentlich schwer ihre Hand loszulassen. Aber die Augen von zwei verdrießlich aussehenden Damen waren auf sie gerichtet; der Schaffner kam eben herbei, um die Thür zu schließen und so sah er sich genöthigt ohne weitere Demonstration auf den Perron zurück zu treten.

Noch ein Händedruck, noch ein „Leben Sie wohl, Archy", von seiner Seite — dann setzte sich der Zug in Bewegung. Ein braunes, von Thränen überströmtes Gesichtchen beugte sich aus dem Wagen, um ihn bis zum letzten Moment zu sehen.—

Die schönste Episode aus Gerald Durants Leben war vorüber. Archy hatte ihn verlassen.

XVII.

Die Spielpartie.

Es war elf Uhr. Die kleine Gesellschaft bei Dennison nahm einen so angenehmen Verlauf, wie der Wirth es nur immer wünschen konnte. Man spielte eifrig Karten. Sholto

Melvor hatte bereits eine bedeutende Summe verloren, die anderen Gäste hatten bis dahin weder Gewinn noch Verlust und der Wirth war in besserer Stimmung als seine Freunde ihn seit Monden gesehen. Er hatte dazu zwei Ursachen. Die erste war ein unbestimmtes Gefühl, das er sich vielleicht selbst nicht klar machte, das Gefühl, daß er mit Maggie Hall nicht mehr allzuviel Last haben würde; die zweite das Bewußtsein sich in Gesellschaft von vier jungen Männern zu befinden, die alle im Stande waren, ihre Verluste zu bezahlen und sich bereit zeigten bis zum hellen Morgen zu spielen: einer Art von Männern mit einem Worte, die eine gütige Vorsehung dazu bestimmt zu haben scheint, die Börsen armer geschickter Burschen, wie er war, zu füllen, wenn sie leer sind, und das war sein Fall in diesem Augenblicke. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß Robert Dennison falsch spielte. Im Gegentheil liebte er es jede vorgeschriebene Spielregel in pünctlicher, zuweilen selbst schevaleresker Weise zu beobachten. Sein Verfahren Geld im Spiel zu gewinnen bestand nur darin, daß er Schwachköpfe zu Mitspielern wählte; sein einziger Kunstgriff, der einzige Zauber, dessen er sich bediente, war der Art, daß er ihm auch in anderen Dingen als im Kartenspiel den Sieg über Dummköpfe gesichert hätte.

Es ist Thatsache — eine Thatsache, die, wenn sie überall anerkannt wäre, eine Menge Menschen vor dem Ruin schützen würde — daß bei Hazardspielen wie bei jedem andern menschlichen Thun der Geist stets über die Dummheit, die Wissenschaft über die Unwissenheit siegt. Ich spreche hier nicht von den gewöhnlichen Spielregeln, die Jedermann, Sholto Melvor etwa ausgenommen, durch die Uebung lernt, sondern von der Fähigkeit der Beobachtung und des Gedächtnisses, welche sich bei einem geschickten Spieler zu einer Art von zweitem Gesicht ausbildet. Jeder Mann, der im Stande ist, sich die Stiche zu merken, der Gewandtheit genug besitzt, beim Mischen die Aufeinanderfolge der Karten zu beachten und der zu berechnen ver-

mag, wie sie nach dem Abheben liegen werden, kann einem gewöhnlichen Gegner unter zwanzig Points wenigstens fünf vorausgeben. Robert Dennison hatte ein blitzschnelles Auge, eine sichere Hand, ein beinahe untrügliches Gedächtniß, eine eherne Stirn und besaß eine bewunderswürdige Fähigkeit in den Gesichtern anderer Leute zu lesen. Sholto Melvor und Burschen seines Gleichen hatten beinahe ebensoviel Aussicht, ein Spiel gegen ihn zu gewinnen, wie Kinder von sechs Jahren, wenn sie mit ausgelernten Schuljungen von zwölf oder dreizehn Jahren um Knipkugeln spielen. Dessenohngeachtet sind Leute dieser Art, wenn ihr Geld dahin ist, fest überzeugt, daß nur das Glück gegen sie war, oder daß der Wein ihre Köpfe erhitzt hatte, während ihr Gegner kühl und ruhig blieb. Niemand glaubte, daß Robert Dennison falsch spielte und Niemand sagte es von ihm. Sie bemerkten nur nicht, daß er das Glück, obgleich er es nicht auf unehrliche Weise corrigirte, durch seine Geschicklichkeit beherrschte.

Der Abend verlief auf das Angenehmste. Man rauchte einen vortrefflichen Tabak und füllte das Zimmer mit Rauchwolken, die indessen nicht lästig wurden, denn die Fenster standen weit offen und eine Frische, wie man sie in der City kaum erwartet hätte, kam vom Flusse herüber durch den Garten des Tempels und strömte in das Zimmer. Jedermann war in der besten Stimmung und Dennison hatte eben eine bedeutende Summe gesetzt, als plötzlich die Thürklingel gezogen wurde.

Als Dennison hastig vom Tische aufstand, wechselte er die Farbe. Er sah im Geiste schon sein verzweifeltes Weib eintreten, und ihn vor seinen Freunden anklagen.

„Entschuldigen Sie einen Moment", sagte er, die Karten niederlegend, „wir wollen uns nicht stören lassen, ich werde Niemand annehmen — und will nur Andreas sagen —"

In diesem Moment that sich bereits die Thür auf und Gerald trat ein. Zu jeder andern Zeit würde Dennison diese

Unterbrechung sehr unangenehm gewesen sein, denn ein Mann der mit kühlem, klaren Kopfe in eine von Wein und Spiel erhitzte Gesellschaft tritt, darf kaum als ein vortheilhafter Zuwachs betrachtet werden, aber da es nicht Maggie war, die eintrat, schien ihm jeder Andere willkommen.

„Nun, endlich eingetroffen, alter Bursche!“ rief er, seinem Cousin herzlich die Hand schüttelnd. „Da ist Charteris, Drury Broughton — ich glaube Du kennst alle die Herren.“

„Noch kann ich sie nicht sehen“, entgegnete Gerald; „wenn ich sie erst sehe, werde ich sie aber erkennen, Holla, da sind Sie ja auch, Sholto“, fügte er hinzu als er sich an die Rauchatmosphäre des Zimmers gewöhnt hatte. Dabei schritt er auf den jungen Melvor zu und schüttelte ihm die Hand mit einer Wärme, die Robert Dennison nicht ganz angenehm war.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Du wirklich heute noch kämst“, sagte er dann mit einer gewissen Unruhe auf Gerald zugehend, als dieser, nachdem er den anderen Herren die Hände geschüttelt, fortfuhr, sich mit Sholto zu unterhalten — „wenn ich gewußt hätte, daß Du kämst, so würde ich das Diner etwas später bestellt haben. Da es nun aber einmal zu spät ist —“

„So können Sie sich nur zu uns setzen und Ihr Glück versuchen“, fiel der junge Melvor ein, indem er am Tische Platz für Durant machte. „Ich bin schon gehörig im Verlieren.“

„Ich meinestheils muß danken“, entgegnete Gerald lakonisch. „Kartenspielen ist eine schwierige Sache und ich bin todtmüde Sholto, denn ich bin, wie Sie bedenken müssen, eben jetzt erst vom Dampfschiffe gekommen. Spielen Sie weiter, als ob ich gar nicht da wäre und ich will zusehen oder einschlafen, wie es mir eben zusagt.“ Dabei zog er einen Ruhestuhl vom Fenster herbei und setzte sich, nicht gerade in Sholto Melvors unmittelbare Nähe, aber doch so, daß er die Karten desselben überblicken und sein Spiel beobachten konnte.

„Und was willst Du genießen, Gerald?“ fragte Dennison, der inzwischen das Gesicht und den Anzug seines Cousins mit

prüfenden Blicken betrachtet hatte. „Claret oder Brandy mit Seltserwasser? Ich glaube Brandy würde in Deinem gegenwärtigen Zustande das Beste für Dich sein.“ Dabei nahm er ein Kelchglas vom Büffet und stellte es auf einen kleinen Tisch neben Gerald. „Willst Du frisches Wasser oder Seltserwasser dazu haben? Du weißt ja, daß Seltserwasser das Beste ist, wenn man die Seekrankheit gehabt hat. Ich bin wirklich betrübt, Dich in solchem Zustand zu sehen, mein armer Junge“, fügte er in jenem halb mitleidigen, halb spöttischen Tone hinzu, den er gewöhnlich, wenn er mit seinem Vetter sprach, anzunehmen pflegte. „Ich hoffe, daß die Seekrankheit die alleinige Ursache Deines blassen Aussehens ist — nicht etwa eine Deiner gewöhnlichen Herzensangelegenheiten, oder daß diese Herzensangelegenheit wenigstens nicht gefährlicher ist, als dergleichen bei Dir in der Regel zu sein pflegen.“

Statt zu antworten goß sich Gerald sein Glas zum dritten Theil voll Brandy, schüttete ein wenig Wasser hinzu und trank es aus.

„Ein Mittel gegen Herzweh!“ rief der junge Melvor mit knabenhaftem Lachen.

„Sholto, mein Kind, urtheile nie über die Handlungen der Leute, die älter sind als Du“, entgegnete Gerald ernst. „Merke auf Dein Spiel oder sprich von Dingen, die Du verstehst, sonst aber bemühe Dich, von uns zu lernen.“

Sholto nahm diese Bemerkung hin, wie er Alles, was um ihn her vorging, hinnahm, mit weit offnen Augen, lautem Gelächter und einem totalen Mangel an Verständniß.

Robert setzte sich still wieder an seinen Platz.

„Wenn wir weiter spielen wollen, so sagt es“, bemerkte er, indem er ringsum blickte. „Gewöhnlich pflegt man ein Spiel, wenn es unterbrochen ist, nicht wieder aufzunehmen. Du, Gerald, liebst, wie ich weiß, eine gesellige Plauderei mehr als Kartenspiel. Sollen wir es für diesen Abend aufgeben? Ich bin es zufrieden, wenn die Andern wollen. Du kannst uns dann ein Lied singen, um unsere Lebensgeister ein wenig zu erfrischen.“

Geralds heitere Trinklieder erfreuten sich einer gewissen Berühmtheit unter seinen Genossen und so fand Dennisons Vorschlag so lebhafte Unterstützung, als wäre er ernst gemeint gewesen.

„Spielt weiter oder hört auf", rief Gerald lebhaft, „aber verlangt nicht, daß ich singe. Ich bin diesen Abend wirklich nicht in der Stimmung."

„Nun, wenn Sie nicht zur geselligen Unterhaltung geneigt sind, so sehe ich nicht recht ein, warum wir unser Spiel aufgeben sollen", rief Sholto Melvor, der in der ersten Leidenschaft für die Karten befangen war; die Andern schienen gleicher Meinung und Mr. Dennison nahm anscheinend gleichgiltig die Karten wieder auf. Das Spiel begann von Neuem.

Gerald hatte sich mit seiner Cigarre in eine Position zurückgezogen, die es ihm erlaubte, Melvor in die Karten zu sehen und sich über das Spiel des jungen Mannes ein Urtheil zu bilden. Er sah bald bestätigt, was er erwartet hatte, daß Sholto spielte wie ein kleines Kind und immer nachlässiger und sorgloser wurde, je mehr er verlor. Alles Geld, was er bei sich hatte, ging nach und nach in Robert Dennisons Hände über.

Geralds Blut begann bei dieser Beobachtung zu sieden.

Er hatte Dennison mehrere Mal gebeten, Sholto Melvor nicht zum Spiel aufzufordern und Dennison hatte, wie in Morteville, gewöhnlich unbefangen geantwortet, er finde an Sholto eben so wenig Geschmack, wie an anderen Kindern. Dennoch hatte Gerald geahnt, daß sich Robert den armen Sholto an seiner Stelle zum Opfer auserſehen würde, und das war hauptsächlich der Grund, welcher ihn hierher geführt.

Es war im Allgemeinen keine von Geralds Schwächen, eine Lanze für Leute zu brechen, die sich nicht selbst zu beschützen vermochten. Wenn sich junge Männer durch Kartenspiel oder andere angenehme Thorheiten ruinirten, so thaten sie eben nicht mehr, als er selbst gethan. Und war es, in Anbetracht, daß das Leben im Ganzen so langweilig ist, nicht ein Vortheil. wenn

sie sich ein Jahr lang wirklich amüsirten, ehe sie Kummer und Noth kennen lernten? Nur in Bezug auf Sholto erlitt diese bequeme Philosophie eine Veränderung. So wenig Gerald eine wirklich tiefe, leidenschaftliche Liebe zu empfinden vermochte, so war er doch in seltenen Fällen einer treuen und starken Freundschaft fähig, eines Gefühls, das unter Männern seiner Art vielleicht häufiger ist, als Liebe. Gerald hatte mit Fergus Melvor, dem ältern Bruder Sholtos, die Schule zu Eton besucht, sie waren zu derselben Zeit in Militairdienst getreten, hatten im besten kameradschaftlichen Verhältniß gestanden und waren einander in brüderlicher Liebe zugethan gewesen.

Die Leidenschaft für das Spiel schien allen Gliedern der Familie Melvor im Blute zu liegen. In Fergus hatte sich der ererbte Keim des Uebels schnell zur unheilbaren Krankheit entwickelt. Im Laufe von vier Jahren war es ihm nicht nur gelungen, sein Erbtheil bis auf den letzten Schilling durchzubringen, sondern er hatte auch Wechsel auf Tausende von Pfunden ausgestellt, die er, wie er recht wohl wußte, zu bezahlen niemals im Stande war. Mit einem Wort, er hatte sich gründlich und für immer ruinirt und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Eine Stunde vorher war er mit Gerald zusammen gewesen, hatte Diesem mitgetheilt, er wolle ins Ausland gehen, und Abschied von ihm genommen. „Wache über Sholto", hatte er gesagt, als er die Hand des Freundes zum letzten Mal drückte, „vielleicht kannst Du ihn abhalten, meinem Beispiel zu folgen."

Sholto war späterhin ebenfalls in die Garde eingetreten und seit dieser Zeit, d. h. seit zwei und einem halben Jahr, hatte Gerald sorgfältig über ihn gewacht. Das Vermögen des jungen Mannes war nur ein mäßiges, er hatte keine Hoffnung es zu vergrößern und besaß unglücklicherweise die freie Disposition darüber. So lag die Wahrscheinlichkeit vor, daß er denselben Weg ging, den sein Bruder gegangen, nur vielleicht noch schneller, denn sein Vermögen war kleiner.

Aber Gerald war der unermüdlichste, wachsamste Mentor.

Sholto bildete, wie er zu sagen pflegte, die einzige Pflicht seines Lebens und er verwandte auf die Erfüllung derselben die ganze Energie, die er zersplittert haben würde, wenn er die gewöhnlichen Pflichten eines Bürgers erfüllt hätte. Es war keine leichte Aufgabe, diesen knabenhaften Gardeofficier von einundzwanzig Jahren zu hüten. Mit einem Herzen so offen, wie seine blauen Augen, einer durch nichts zu störenden guten Laune und einem Vertrauen, wie es auch bei sehr beschränkten Leuten selten ist, war Sholto gewiß kein leicht zu bewachender Mensch. Was sein Mentor ihm mit klaren Worten sagte, glaubte er und machte es zum Maßstabe seiner Handlungen, war es aber nöthig, ihn in delicaten und complicirten Verhältnissen durch Andeutungen, Winke und Anspielungen zu leiten, so machten diese auf den guten Sholto ebensowenig Eindruck, wie ein Schlag von der behandschuhten Hand einer Dame auf den Rücken eines großen täppischen Neufundländers.

Hätte Gerald, ehe er London verließ, zu ihm gesagt: „Es ist nicht gut, mit meinem Cousin Robert Karten zu spielen, gehen Sie nicht, wenn er Sie einladet", so würde Melvor dieser Weisung pünctlich Folge geleistet, aber auch seine Zweifel an Dennisons Ehre fünf oder sechs intimen Freunden mitgetheilt haben, sobald er ein Glas Wein getrunken. Gerald hatte beim Abschied gesagt: „Geben Sie, während ich nicht hier bin, nicht mehr Geld aus, als durchaus nöthig ist, Sholto, und vor Allem spielen Sie nicht Hazardspiele. Ich habe viel spielen sehen, besonders bei Dennison, und ich kann Sie versichern, daß für junge Leute nichts dabei herauskommt." Aber diese Warnung war zu zart gehalten, um Sholto verständlich zu sein. Er hatte die erste Einladung Dennisons angenommen und saß nun hier und spielte so unbefangen und vergnügt, wie es nur immer möglich war.

Gerald stieg bei diesem Anblick das Blut zu Kopf.

Robert Dennison hatte früher oft junge Männer ausgebeutet, mit denen Gerald ihn selbst bekannt gemacht — aber das

waren meist Philister gewesen, die Söhne von Calico-Lords oder reichen Banquiers oder dergleichen Leute, denen man jetzt Stellen in der Garde zu kaufen pflegt, und Gerald hatte es für völlig erlaubt gehalten, sie bis zu einem gewissen Grade auszuplündern. Mit Sholto Melvor war das eine andere Sache. Er war der Sohn einer armen schottischen Witwe — der Bruder seines todten Freundes! Und er, Gerald Durant, saß hier und sah zu, wie ein Goldstück nach dem andern aus Sholtos Tasche in die Robert Dennisons wanderte! Dem mußte gesteuert werden.

Freilich lief er Gefahr mit Dennison in Streit zu gerathen, namentlich da dieser durch die Entdeckung seiner heimlichen Ehe gereizt sein mußte — aber Gerald wollte sich lieber Dennison für ewige Zeiten zum Feinde machen, als länger ruhig zusehen, wie Fergus Melvors Bruder Geld verlor, das er auf rechtliche Weise nicht wieder bezahlen konnte.

Es stand eine ziemlich hohe Summe auf dem Tische, als Dennison Melvor mit seinem gewöhnlichen halben Lächeln ansah und fragte: „Wer hält den Einsatz? Sie Melvor?"

Sholto zögerte einen Moment. Seine Lippen bebten, unschlüssig blickte er in Dennisons Gesicht.

„Nun Melvor?" fragte dieser noch einmal.

„Wenn Ihnen die Summe zu hoch ist, thun Sie es nicht", sagte Gerald, der, seit er das Spiel beobachtete, kein Wort gesprochen.

„Nein", stotterte Melvor mit Anstrengung; „ich — ich halte sie nicht."

Auch die anderen Spieler hatten keine Lust. Die Vorsicht Melvors schien sie angesteckt zu haben. Nur Broughton nahm das Spiel an — einen Moment später hatte er dreihundert siebenzig Pfund verloren.

Bis zu diesem Augenblick hatten Alle die heitere Stimmung behauptet, die Robert Dennison an seinen Gästen liebte Jetzt schlug Broughton mit einem Fluche auf den Tisch.

„Dies Glück ist unerhört!“ rief er.

Alle erhoben jetzt ihre Stimmen, um die Chancen zu besprechen, die Broughton für sich gehabt. Die meisten stimmten mit ihm darin überein, daß er ohne Dennisons besonderes Glück hätte gewinnen müssen.

„Und Sie, Melvor, was sagen Sie dazu?“ fragte Dennison, indem er sich zu Sholto wendete.

Der junge Mann saß mit offenem Munde und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Karten.

„Was denken Sie davon Melvor?“ wiederholte Dennison, „sagen Sie uns Ihre Meinung.“

„Ich weiß nicht, Dennison, ich verstehe nichts davon, aber es scheint mir doch, als ob die Berechnung bei diesem Spiel mehr thäte, als ich früher geglaubt habe.“

Nach dieser weisen Rede erhob er sich vom Tische, denn er fühlte seinen Körper ohne Zweifel durch einen solchen Aufwand von Geist erschöpft, trat zum Büffet und verhalf sich zu einem Glas Sodawasser mit Brandy und zu einer frischen Cigarre.

„Nun, wir warten auf Sie, Melvor“, rief Dennison im liebenswürdigsten Tone. „Kommen Sie, wenn Sie sich erfrischt haben.“

„Nein, ich danke“, sagte Sholto, „ich habe gerade genug verloren, das heißt —“ aber hier sah er in Geralds Gesicht und da er bemerkte, daß er seine Billigung hatte, fuhr er muthiger fort: „Sie wissen, ich bin morgen im Dienst, Dennison, und es ist schon spät. Ich muß Sie bitten, mich für diesmal zu entschuldigen. Ich habe auch für meine Verhältnisse genug verloren.“

„Wie Sie wollen, Melvor, wie Sie wollen“, entgegnete Dennison gleichgiltig. „Spielen Sie keine Minute länger, als es Ihnen Vergnügen macht. Wir können deshalb die Partie fortsetzen“, sagte er zu den Uebrigen gewendet.

Broughton saß mit kreideweißem Gesicht. Er dachte an

seinen Verlust. Der junge Mann, nicht viel älter als Sholto, war im Schatzamte mit einem jährlichen Gehalt von einhundertfünfzig Pfund angestellt und empfing außerdem einen Zuschuß von demselben Betrag von seinem Vater, einem alten Officier, der mit fünf unverheiratheten Töchtern in Exeter lebte und weder die Mittel noch die Neigung hatte, seines Sohnes Spielschulden zu bezahlen.

„Bitte, entschuldigen Sie mich, Dennison — ich werde Melvors Beispiel folgen", erwiederte Broughton und sich über den Tisch zu Dennisons Ohr beugend, fügte er flüsternd hinzu: „Außerdem muß ich Sie bitten, eine Anweisung von mir anzunehmen. Der letzte Verlust war ein ziemlich starker und ich befinde mich gerade in diesem Moment —"

„O, sprechen Sie nicht davon, sprechen Sie nicht davon", unterbrach ihn Dennison. „Arrangiren Sie das ganz wie es Ihnen paßt. Aber jedenfalls werden wir nicht aufhören zu spielen", fügte er laut hinzu. „Es wäre mir sehr fatal, in meinem Hause der Gewinnende zu sein, und das Glück ist wandelbar."

Die beiden Männer, die bis jetzt weder viel gewonnen noch verloren hatten, zeigten sich bereit, weiter zu spielen, und der junge Broughton, der in Verzweiflung überlegte, daß er eben so wenig Aussicht hatte, dreihundert Pfund zu zahlen, wie siebenhundert, und daß es sehr ungünstig für ihn war, gerade jetzt aufzuhören, stimmte ihnen bei.

„Und wir brechen vielleicht auf, Sholto", sagte Gerald. „Wenn Sie wirklich fort wollen, so können wir in demselben Cab fahren."

„Wie zwei kleine Knaben, denen man befohlen, zu derselben Stunde nach Hause zu kommen", bemerkte Dennison, der zum ersten Male in Geralds Gesicht sah, seit dieser Sholto gewarnt hatte. „Welch ein angenehmer Anblick Gerald, Dich als Mentor zu sehen! Das Amt eines moralischen und geistigen Führers der Jugend kleidet Dich ausgezeichnet!"

Es lag ein besonderer Ton auf dem Worte „geistig“, aber Gerald beherrschte sich bewundernswürdig.

„Einer der Fälle, wo ein Blinder den andern leitet gewiß“, entgegnete er ruhig. „Aber es liegt das in der menschlichen Natur. Es gab sogar eine Zeit, wo Du versuchtest mein Führer auf dem Wege der Moral zu sein.

„Das ist lange her“, erwiederte Dennison. „Deine Sünden sind alle sehr unschuldiger Natur, Gerald. Sie können weder den gewissenhaftesten Vetter, noch die altjungferlichste Tante beunruhigen.“

„Wenigstens versuche ich nicht, mir die Finger an Dingen zu verbrennen, von denen ich nichts verstehe“, sagte Gerald ruhig. „Und ich gebe mir deshalb Mühe, auch Sholto, das arme Kind, vor dieser Thorheit zu schützen, soweit ich es vermag.“

Die Anwesenden tauschten bedeutungsvolle Blicke. Robert bemerkte es und der böse rothe Schimmer trat in seine schwarzen Augen.

„Deine Finger verbrennen, Gerald! Das ist wohl nur eine Redefigur und ich bin ein zu gewöhnlicher Mensch, um so tiefsinnige Anspielungen zu verstehen. Wenn Du mir gesagt hättest, wie Du dazu kommst, mit zerrissenem Rock und ohne Hut um Mitternacht auf der Straße zu sein, so würde ich Dich besser verstanden haben.“

Das Gespräch hatte jetzt eine Wendung genommen, die es Sholtos Begriffsvermögen näher brachte.

„Ihr Rock zerissen, Durant? Beim heiligen Georg, es ist so!“ rief er aus. „Und wo haben Sie Ihren Hut? Haben Sie ihn draußen gelassen?“

„Nein“, entgegnete Gerald noch immer ruhig. „Ich kam ohne Hut hierher. Ich verlor ihn auf London Bridge und dort wurde mir auch bei einer Rauferei der Rock zerrissen. Hat mir vielleicht noch Jemand eine Frage vorzulegen?“

„Würde es indiscret sein zu fragen, was oder wer Ver-

anlassung zu diesen merkwürdigen Abenteuern gab?“ fragte Dennison mit spöttischem Lächeln.

Gerald antwortete nicht, aber seine Pulse fingen schneller an zu schlagen und er sah seinem Vetter mit einem sonderbaren Ausdruck fest ins Gesicht.

„Es war doch nicht etwa Miß — Miß — wie hieß sie doch?“ fuhr Dennison fort. „Ich meine die kleine rothköpfige Person, der Ihr, Du und Dein Freund Waters, in Morteville nachliefet. Wilton — Willis — oder wie war ihr Name?“

Gerald hatte, während Dennison sprach, eine Cigarre genommen, biß die Spitze derselben sorgfältig ab, zündete sie an und that drei oder vier langsame Züge, wie um den Geschmack zu prüfen. Für einen Moment war ihm das Blut ins Gesicht gestiegen und er war purpurroth geworden. Jetzt sah er blaß aus und sprach die Worte langsam und mit besonderer Deutlichkeit, wie es die Art und Weise mancher Männer ist, sobald sie sich in leidenschaftlicher Erregung befinden.

„Ich glaube nicht, daß Du eine Dame meiner Bekanntschaft genau genug kennst, um ihren Namen zu wissen. Rathe aber einmal, welche von Deinen Freundinnen ich diesen Abend auf London Bridge sah oder zu sehen glaubte?“

„O, ich habe mit Frauen nichts zu thun!“ rief Dennison eifrig Karten mischend, um die Verwirrung zu verbergen, in die ihn dieser unerwartete Schlag versetzte. „Ich laufe jungen Mädchen nicht nach — das überlasse ich Leuten wie Du und Waters!“

„Das Gesicht, welches ich sah, war ein Staffordshire-Gesicht“, fuhr Gerald fort, „ein Staffordshire-Gesicht, das wir Beide einst recht gut gekannt haben. Es sah jetzt freilich sehr blaß und verändert aus und verbarg sich vor den Augen der Menschen in einem der Brückenbogen. Die Person, die wir Beide kannten, konnte es wohl kaum sein, Robert; es war viel-

leicht nur eine zufällige Aehnlichkeit — aber für einen Moment machte mich der Anblick ganz elend, das versichere ich Dich."

„Ein Staffordshire-Gesicht!" sagte Robert, dessen Hand trotz der wunderbarsten Selbstbeherrschung die Karten entglitten. „Ich weiß nicht, von wem Du sprichst."

„Du findest die Lösung des Räthsels vielleicht, wenn Du weiter darüber nachdenkst", entgegnete Gerald kühl. „Gute Nacht, Charteris, Broughton. Nun, Sholto, sind Sie fertig?"

Ohne Jemand die Hand zu reichen ging Gerald Durant aus der Thür. Sholto folgte ihm. Ein dunkles Gefühl sagte Letzterm, daß er die Ursache von etwas Unangenehmen gewesen war, und er schwankte innerlich nur, ob er den Wirth um Entschuldigung bitten, oder Entschuldigungen von ihm verlangen sollte.

Gerald Durant sollte nur noch einmal die Schwelle seines Vetters überschreiten.

Während des Restes der Nacht, seit dem Fortgehen Geralds und Sholtos bis zum hellen Morgen, der die Gesellschaft noch beisammen fand, waren die Karten beständig gegen Robert Dennison. Er hatte nichts verloren, ja es blieben ihm sogar zwanzig oder dreißig Pfund Gewinn, aber was waren zwanzig oder dreißig Pfund, wenn man die ganze Nacht mit jungen Männern, wie diese waren, gespielt hatte? Noch lange nachdem seine Gäste gegangen, stand Dennison mit übereinandergeschlagenen Armen am offnen Fenster, schaute in den Garten des Tempels hinunter und dachte über das nach, was ihm diese letzten zwölf Stunden gebracht hatten: den Besuch seines Weibes, Geralds unvermuthete Rückkehr und sein verändertes Benehmen, des jungen Sholto Melvors plötzliches Fortgehen und die Treulosigkeit des Glückes.

In Roberts Natur lag nicht die kleinste Spur von Aberglauben. Er glaubte an nichts, als an sich selbst, an seinen offnen Kopf und seinen starken Arm. Er betrachtete das Leben wie ein Kartenspiel, in dem sich das, was die Menschen Glück nen-

nen, durch ein Zusammentreffen widriger Umstände wohl einmal wenden kann, in welchem Beharrlichkeit und Geschicklichkeit aber endlich doch den Sieg davon tragen mußten. Auch jetzt überkam ihn kein Kleinmuth, keine trübe Ahnung. Er dachte nur einfach nach.

Sholto Melvor — Dennison nahm den am wenigsten wichtigen Gegenstand zuerst vor — war verloren. Aber es konnte nicht schwer halten, andere Sholto Melvors zu finden. Gerald, das ließ sich voraussehen, nahm niemals wieder an einer Spielpartie in seinem Hause theil. Aber Gerald hatte seiner Zeit anständige Summen an ihn verloren und ihn auch sonst dadurch, daß er ihn mit anderen Officieren der Garde bekannt gemacht, wesentlich genützt. Und keine Sache kann ewig währen — er hatte, was das Kartenspiel anbetraf, Gerald so gut als möglich ausgenützt.

Nun kam der Gedanke an Maggie und an die Worte Geralds, die sich nur auf sie beziehen konnten. Sie stand vor ihm, wie er sie zuletzt gesehen, wie sie ihre marmorkalten Lippen auf seine Kissen gepreßt, ihre Hände um seinen Nacken geschlungen, wie sie ihm Lebewohl gesagt mit der halb drohenden Betheuerung, daß sie ihn nie mehr belästigen werde. Er erinnerte sich an Alles das und in natürlicher Verbindung damit klangen ihm die Worte Geralds ins Ohr. Er hatte das bleiche Gesicht einer Frau gesehen — ein Staffordshire-Gesicht, das sie Beide gut gekannt und das sich jetzt in einem Bogen der Brücke zu verbergen gesucht. Diese Worte waren jedenfalls nur als eine müßige Stichelei gesprochen worden — aber konnten sie nicht in Wirklichkeit das erste Flüstern der schrecklichen Wahrheit sein?. Die erste Nachricht, daß eine Last von ihm genommen war? Auf eine grauenvolle Weise zwar, aber immerhin von ihm genommen!

Robert Dennisons Junggesellen-Einrichtung enthielt jede Art von Comfort, und unter Andern eine vorzügliche Kaffeemaschine. Sie stand auf dem Büffet, mit dem genauen Maß

von Kaffee und Wasser gefüllt, das zu der Tasse des ungewöhnlich starken Getränkes erforderlich war, die Dennison in Stunden wie diese zu nehmen pflegte.

Er war ein Mann, der principiell wenig schlief. Es schien ihm eine Thorheit, mehr Stunden als durchaus nöthig, in Bewußtlosigkeit zuzubringen, und nachdem er eine Nacht am Spieltisch gesessen, trank er gewöhnlich bei Tagesanbruch seine Tasse starken Kaffee, nahm seine Bücher und Papiere zur Hand und fing an zu arbeiten, statt sich niederzulegen.

An diesem Morgen war er nicht zur Arbeit gestimmt, aber er hatte auch keine Lust zu schlafen. Er bereitete also seinen Kaffee, stopfte seine türkische Pfeife mit noch besserm Tabak, als er seinen Freunden vorgesetzt und vertauschte seinen Abendanzug mit einem Hausrock und Pantoffeln. Dann zog er den bequemsten Armstuhl an das Fenster, legte seine Füße auf einen andern und saß nun rauchend, Kaffee trinkend und seine Gedanken weiter ausspinnend.

Die Morgensonne schien roth in sein blasses, entschlossenes Gesicht, auf seine weiße mit Ringen geschmückte Hand, auf seinen Cashmirrock, auf seine gestickten Sammetschuhe (eine Arbeit Maggies), auf die Reste der Karten und des Weines, die noch umherlagen und standen. Sie schien roth auf den Fluß, der so frisch und klar aussah, als die Themse in London überhaupt nur im Lichte eines Augustmorgens wie dieser aussehen kann.

Es war die Zeit der Ebbe und eine Menge von Männern und Knaben, die Gott weiß auf welche Weise ihren Lebensunterhalt aus dem Schlamm und Auswurf des Flusses gewinnen, waren, wie Robert bemerkte, bereits bei ihrer Arbeit. Er beobachtete sie und dachte über das nach, was sie thaten. Er dachte, wie viel geheime Schande, Sünde und Verzweiflung durch sie an einem so schönen Sommermorgen ans Licht gezogen werden konnte. Fiel dieses rothe Sonnenlicht nicht vielleicht auf das Gesicht einer Todten, die hier ganz nahe zwischen den Schiffen lag, oder weit draußen zwischen den stillen

grünen Ufern, wo Vögel sangen und die Binsen im Winde wehten?

Mr. Dennison philosophirte nicht, er gab sich weder sentimentalen Gedanken hin, noch fühlte er Reue oder Furcht. Er dachte nur wie ein Advocat über nackte Thatsachen denkt, die ihm vorliegen und die Schlüsse, die er zog, waren durchaus practischer Art. Wenn irgend etwas passirt war, so publicirten es wahrscheinlich die Abendblätter, und diese wurden Nachmittags vier Uhr, also etwa in zehn Stunden, ausgegeben.

Er war nicht sentimental, nicht feig und was das Gewissen betrifft, so betrachtete er dasselbe als eine Gewohnheit, oder als einen Aberglauben, der in seinen Einzelheiten unter den verschiedenen Nationen differirte und nur dazu da ist, schwache Menschen in die Gewalt der Starken zu geben.

Aber trotz Alledem, trotz seines verhärteten Gemüths und all seines Skepticismus schauderte Dennison bei dem Gedanken, wie er die Ewigkeit dieser nächsten zehn Stunden hinbringen sollte.

XVIII.

Unter den Philistern.

Sobald der Zug in Bewegung und Gerald Durant unwiderruflich von ihr geschieden war, ließ Miß Lovell ihren Thränen freien Lauf. Keine Frau sieht hübsch aus, wenn sie weint, aber Archys Gesicht war so lieblich und kindlich, daß es selbst mit rother Nase nicht häßlich erschien. Die beiden alten Damen die auf der Bank gegenüber saßen, blickten sie freundlich an. Sie glaubten, ein Schulmädchen vor sich zu haben, welches die Schulferien zu Hause zugebracht, und nun den Abschied von ihrem Bruder beweinte.

Was würden sie gedacht, wie würden sie Archy angesehen haben, hätten sie die ganze Wahrheit gewußt? Welches Anathem

würden sie in ihren Herzen gegen sie geschleudert haben, wenn sie hätten vermuthen können daß dieses unschuldig aussehende Mädchen mit dem Kindergesicht heimlich davon gelaufen und der Mann, an dessen Hand sie beim Abschied so zärtlich gehangen, ein Fremder war? Wie gut, daß Keinem von uns die Geschichte seiner Missethaten auf der Stirn geschrieben steht!

Archy weinte und rieb ihre Augen, bis sie scharlachroth waren, dann versuchte sie ihre Thränen zurückzudrängen, aber sie brachen immer von Neuem hervor. Die beiden alten Damen sahen mit steigendem Mitleid nach ihr hin und überlegten bei sich selbst, ob das Mädchen zu alt sei oder nicht, um ihr einige Pfeffermünzplätzchen zum Trost anzubieten.

So lange der Zug zwischen den Vorstädten Londons hinfuhr, sah und hörte Archy nichts, als er aber Croydon erreicht, begann sie sich etwas wohler zu fühlen. Sie besann sich nun, daß es nichts nützen könne, länger zu weinen, wischte entschlossen die Thränen aus ihren Augen und lehnte ihr glühendes Gesicht in die frische, kühle Landluft hinaus.

Die Nacht war köstlich — eine jener seltenen Nächte, welche alljährlich vier oder fünfmal die englische Landschaft mit einem Lichte übergießen, wie es glänzender an den Küsten des Adriatischen Meeres nicht gedacht werden kann. Die Luft war so durchsichtig, daß man jeden Gegenstand auf Meilen in die Runde im Silberlicht des Mondes deutlich erkennen konnte; der Himmel so wundervoll blau, wie ihn Archy nur je in Italien gesehen. Italien! Die Gegend um Croydon erinnert, außer durch ihre Flachheit, in keiner Weise an die römische Campagna — aber gerade in diesem Moment standen, hervorgerufen durch irgend welche Ideenverbindung, Rom und die dort verlebten Tage vor dem geistigen Auge des Mädchens.

Sie war noch ein Kind gewesen, als sie eines Abends, an der Hand ihres Vaters vom protestantischen Kirchhofe zurückkehrend, durch die mondbeschienenen, geisterhaften Straßen Roms gegangen. Sie erinnerte sich, daß sie oft stehen geblieben wa-

ren, um die Wirkungen des Schattens und Lichtes zu beobachten — aber als sie sich bemühte, das Bild in seinen Einzelheiten weiter auszumalen, fing es plötzlich an zu verblassen und verwandelte sich in ein anderes. Diesmal war es eine Nacht in Genua. Sie befand sich auf der Aqua Sola und schaute auf die schlafende Stadt hinab, über welche der Mond einen Strom silbernen Lichtes ausgoß, der sich in einen breiten Streifen über die Bai hinaus erstreckte. Diesmal war es nicht die Hand ihres Vaters, die sie in der ihrigen hielt. Ihr Vater saß allein und ohne zu sprechen. Sie, Bettina und eine dritte Person, ein Engländer, waren zusammen. Sie erinnerte sich daß sie damals, in der mit Orangenblüthenduft gesättigten Luft müde geworden. Ihr Kopf war an die Schulter des Engländers gesunken, und als sie die Augen wieder geöffnet, hatte sie in seinen starken Armen gelegen. Er trug sie durch ein Dickicht von Oleander und Weinranken nach der außerhalb der Stadt gelegenen Villa Andrea, in der sie wohnten.

Die Villa Andrea erhob sich, so klar als hätte sie dieselbe erst gestern verlassen, vor ihr im Mondlicht. Sie war halb Palast, halb Farmhaus. Die mit Moos bewachsene Treppe, die hallenden Säle, an deren mit Fresken gezierten Wänden Feuerholz aufgeschichtet, auf deren Marmorfußböden Mais zum Trocknen ausgebreitet war — die von Rosen und Schlinggewächsen überwucherte, zerbrochene Fontaine im Garten, bei der sie und Tino so oft gespielt hatten — Alles das stand in den lebhaftesten Farben vor Archys Seele! Eigenthümlich aber war es, daß zwischen diesen Erinnerungen und irgend einer Sache, die sie heute gethan oder gesehen, ein geheimnißvolles Band zu existiren schien.

Das brachte sie in die Gegenwart zurück. Sie fuhr aus ihren Gedanken empor und warf einen schnellen Blick auf ihre Reisegefährten, um zu sehen, ob diese ihr Gesicht beobachtet hätten.

Sie dachte nun über ihre heutigen Abenteuer nach — Abenteuer, die ihr jetzt keineswegs mehr in so glänzendem Lichte

erschienen. Sie sollte bei Nacht allein über den Canal setzen, in Morteville landen, sollte Gefahr laufen von dem einen oder dem andern frühen Spaziergänger gesehen zu werden; dann die Rückkehr ins Haus und endlich — das war nicht das wenigste — die Nachforschungen und Fragen, welche natürlich folgen mußten, sobald der beklagenswerthe Zustand entdeckt wurde, in welchem sie Bettinas besten Sonnenschirm zurückbrachte. Archy dachte nicht daran die Geschichte dieses Tages vor Bettina oder ihrem Vater zu verheimlichen, aber zu gestehen, daß sie den granen Sonnenschirm — die Liebesgabe der Madame Bonnechose — mitgenommen, das erschien ihr als eine übermenschliche Tugend und überstieg ihre Kräfte. Mit Mr. Durant nach London gegangen zu sein, schien ihr ein sehr geringes Vergehen im Vergleich zu diesem Frevel. Viele Meilen ihrer Reise legte Archy zurück, indem sie die Möglichkeit erwog, den Schirm mit Benzin zu reinigen, ihn dann wieder in Silberpapier einzuschlagen, wie Bettina ihn einzuschlagen pflegte, und endlich mit kaltem unbeweglichen Gesicht den Lärm über sich ergehen zu lassen, der eines Tages entstehen mußte, wenn diese ihre heimliche Sünde ans Tageslicht gezogen wurde.

Ihre ganze Unkenntniß der Welt verrieth sich in diesem einen Zuge. Sie konnte über den beschmutzten Sonnenschirm nachgrübeln, während sie unbesorgt den besten Theil ihres Lebens, ihre Kindheit und Jugend, die Reinheit ihres Rufes, durch die letzten zehn Stunden vernichtet hatte.

In Ashford hielt der Zug fünf Minuten und viele der Passagiere stiegen mit der gewöhnlichen englischen Ruhelosigkeit aus und gingen auf dem Perron hin und her. Archy steckte den Kopf zum Fenster hinaus — die Spuren der Thränen waren längst aus ihrem Gesicht verschwunden — um sich ein wenig umzusehen, und ihr Auge wurde von dem Anblick herrlicher Früchte angezogen, die dem Coupé gegenüber ausgelegt waren. Große, reife Pflaumen — sie liebte Pflaumen so sehr — herrliche Aprikosen und andere Früchte von geringerer Anziehungskraft.

Hatte sie, ehe der Zug abging, noch Zeit einige davon zu kaufen? Sie legte die Frage ihren Reisegefährtinnen vor, und da diese mit Ja antworteten, so sprang sie aus der offenen Thür und eilte über den Perron, um ihre Einkäufe zu machen. Ein Dutzend Pflaumen? Ja, denn sie mußte den alten Damen einige geben, und Kirschen? ja, und sechs Aprikosen!

„Wie viel habe ich dafür zu zahlen?“ fragte sie, indem sie sich die Früchte in ihren Shawl legen ließ, und mit den kleinen weißen Zähnen tief in eine Aprikose biß. „Wie viel habe ich zu zahlen?“

„Zwölf Pflaumen, zwei Schillinge; sechs Aprikosen einen Schilling sechs Pence; Kirschen sechs Pence — zusammen vier Schillinge.“

Vier Schillinge, d. h. fünf Francs für einige Früchte, die sie in Morteville für zwanzig Sous kaufen konnte! Archys Gesicht wurde vor Scham dunkelroth.

„Ich habe mehr gekauft, als ich bezahlen kann“, rief sie italienisch — immer das sicherste Anzeichen einer tiefen Erregung — indem sie ihre kleine Börse ausschüttete. Dieselbe enthielt nicht mehr als zwei und einen halben Franc, denn Gerald hatte ihr ein Billet nach Morteville gelöst und sie hatte sich standhaft geweigert, mehr Geld von ihm zu borgen.

Die Frau, welche die Früchte verkaufte, hielt die ihr angebotenen Geldstücke ans Licht und erklärte, daß sie fremdes Geld nicht annehme.

„Einsteigen, einsteigen!“ riefen die Schaffner in diesem Moment, und Archys Angst erreichte damit ihren Höhepunct. Sie hatte für vier Schillinge Früchte gekauft, eine Aprikose bereits halb verzehrt, und besaß nun kein Geld, um zu bezahlen. Dabei starrte ihr ein grobes englisches Weib ins Gesicht und der Zug stand im Begriff ohne sie abzugehen. Ihr Herz hatte kaum so angstvoll geschlagen, als sie bemerkt, daß das Dampfschiff sie gegen ihren Willen von Morteville hinwegführte. Sie besaß damals in Gerald einen Begleiter und Beschützer. Jetzt stand

sie hier um Mitternacht allein, einer leichtsinnigen Betrügerei verdächtig, in einem fremden Lande, von harten fremden Gesichtern umgeben!

„Einsteigen, steigen Sie gefälligst ein!" riefen die Schaffner ungeduldig aufs Neue.

Archy sah sich in Verzweiflung um und der Mann in dem grauen Ueberzieher, der Mann, welcher sie gestreift hatte, als sie mit Gerald vor dem Bahnhofe stand, war an ihrer Seite.

„Die Dame besitzt kein englisches Geld", sagte er ruhig, als ob seine Einmischung sich ganz von selbst verstünde. „Wie viel brauchen Sie? Vier Schillinge?" und ohne Archy noch Ja oder Nein sagen konnte, war das Geld bezahlt. Halb mit Hülfe des Schaffners, halb von dem Manne unterstützt, der sie aus ihrer Verlegenheit befreit hatte, sah sie sich einen Moment später wieder auf ihrem Platze und der Zug setzte sich in Bewegung. Die beiden alten Damen, ihre Reiseigefährtinnen, sahen sie und die Früchte, die sie in ihrem Shwal hielt, mit steinernen Gesichtern an.

Archy suchte zwei der schönsten Aprikosen aus und bot sie ihnen an, aber sie dankten Beide mit gemessenem Kopfnicken und sauer zusammengezogenen Lippen. Sie hatten die ganze Scene mit der Obsthändlerin beobachtet und aus dem Geldmangel des Mädchens (gewiß der sicherste Anhaltpunct, um den Werth Anderer zu beurtheilen), sowie aus dem Umstand, daß sie einen fremden Herrn für sich bezahlen ließ, die schwärzesten Schlüsse gezogen Wie hätten sie eine von diesen Früchten annehmen können?

Die Weigerung verletzte Archys Herz. „Die Leute in England sind alle Philister", sagte sie sich nicht ohne Bitterkeit. „Zuerst diese Männer, die mich anstarrten und nun diese Frauen mit den abscheulichen Augen, die, weil ich ihnen nicht vorgestellt bin oder aus einem andern wichtigen Grunde meine Früchte zurückweisen. Ich hasse England, außer wenn ich mit Gerald dort bin. Ich hasse alle Leute in England. Wie glücklich werde ich mich fühlen, wenn ich erst auf dem

Morteville-Dampfer bin, um zu Papa zurückzukehren, und nie, nie wieder etwas von England und den Engländern sehe und höre."

Dann fing sie, obgleich ihr das Weinen viel näher war, laut an zu singen. Französische Lieder, italienische Lieder, Alles was ihr in den Sinn kam; dabei aß sie mehr Obst als ihr gut war und warf die Steine aus dem Fenster. Endlich stemmte sie die Füße auf den gegenüberliegenden Sitz, lehnte sich zurück und sah ihre Reisegefährtinnen mit dem Ausdrucke an, durch den sie in Morteville die Damen O'Rourke und Maloney niederzuschmettern pflegte.

Der Instinct des Bohemianismus lag tief begründet, gleich einer religiösen Ueberzeugung in Archys Herzen. Seit sie denken konnte, hatte sie das unbestimmte Gefühl gehabt, daß sogenannte respectable Leute, Philister und Gewürzkrämer, die Widersacher ihres Vaters waren und daß es deshalb ihre Aufgabe sei, die Respectabilität zu bekämpfen. Die Chemie lehrt uns, daß zwischen den gemeinsten Stoffen und den köstlichsten Wohlgerüchen eine enge Verbindung besteht, die so subtiler Art ist, daß sie sich der Analyse entzieht. Durch eine kleine Verwandlung bekommt das widerlich riechende Fuselöl einen feinen Ananasduft, das abscheuliche Gastheeröl wird zur köstlichen Mandelessenz. Ist es nicht dasselbe auf geistigem Gebiet? Sind nicht die moralischen Kräfte wie die physikalischen so fein, so geheimnißvoll zusammengesetzt, daß die Umstände allein darüber entscheiden, ob sie zum Guten oder Bösen dienen, Pestilenz und Tod oder Wohlgeruch und Erfrischung verbreiten sollen? Jedenfalls war dies Archys Fall in der gegenwärtigen Periode ihres Lebens. Dicht neben den Keimen zum Besten und Edelsten, neben dem Haß gegen das Schlechte, der Liebe zur Freiheit, dem Muth, das, was sie liebte und als recht erkannt, gegen die ganze Welt zu vertheidigen, lagen in dem Herzen des Kindes die Keime zur hartnäckigsten Widersetzlichkeit und die Möglichkeit sich vom Rechten gänzlich abzuwenden.

„Sie ist fähig zu Allem", flüsterten sich die beiden alten Damen zu, als der Zug in Folkestone hielt — und sie kamen mit diesem ihren Endurtheile der Wahrheit in der That so ziemlich nahe. Archy war fähig zu Allem. Hätte sie in diesem Moment eine Cigarre besessen, so würde sie dieselbe, trotz aller Schaffner und Eisenbahngesetze, unter der Nase ihrer entsetzten Reisegefährtinnen geraucht haben. Fähig zu Allem! Es war der Zukunft vorbehalten zu entscheiden, welche Richtung das Gute und das Böse in ihrer Natur nehmen sollte. Viele Personen ihres Geschlechts, welche gesehen hätten, wie sie mit geröthetem Gesicht, in nachlässiger Haltung da saß, die Lippen spöttisch aufgeworfen, so daß man die weißen Zähne sah, würden sich gewiß dem Urtheil der beiden alten weiblichen Philister angeschlossen und sie als „gefährlich" bezeichnet haben.

Die purpurroth aufgehende Sonne beschien mit ihren ersten Strahlen die Hügel, welche Morteville amphitheatralisch umgeben, als das Postdampfschiff anlegte. So früh es auch noch war, so befand sich die französische Bevölkerung des Ortes dennoch bereits auf dem Platze. Blumenverkäufer, Händler, die Fische und Krebse herumtrugen, Wasserträger eilten durch die Straßen und nicht wenige der vornehmen Pariserinnen begaben sich in einer Art von Amphibien-Costum nach dem Strande, um zu baden.

Alle diese Leute waren Miß Lovell indeß gleichgiltig. Was sie allein fürchtete, war die Begegnung mit einer ihrer Landsmänninnen. Die Geschichte ihrer Flucht mußte, wie sie glaubte, so deutlich in ihrem zerdrückten, weißen Kleide, dem zu so früher Stunde unpassenden, grauen Sonnenschirm, dem unordentlichen Haar und ihrem überwachten Gesicht geschrieben stehen, daß jede Engländerin, die ihr begegnete, sie zu lesen vermochte. Indessen stieß sie auf keinen ihrer englischen Bekannten, mit Ausnahme von Capitain Waters, der aber dreißig bis vierzig Yard, also, wie sie dringend hoffte, zu weit vom Ausschiffungsplatze stand, um sie unter den übrigen ans Land steigenden Passagieren des Dampfschiffes bemerkt und erkannt zu haben.

Waters nahm, als sie vorüberging, seinen Hut ab, wie gewöhnlich, wenn er ihr begegnete, und schien ihr und ihrem Anzuge durchaus keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ihre erste Befürchtung, daß er sie doch gesehen haben könnte, schien also nicht begründet und mit erleichtertem Herzen eilte Archy der Rue d'Artois zu.

Die Hausthür war bereits offen, Hausmann und Hausfrau waren nirgends zu sehen. Auch die Fenster und Gardinen der alten Maloney zeigten sich noch fest geschlossen — Alles ging vortrefflich. Archy schloß geschickt und geräuschlos die Thür ihrer Wohnung auf und wieder zu und befand sich eine Minute später in dem kleinen Salon. Der Zufall hatte die Bewahrung ihres Geheimnisses begünstigt.

Der Stuhl, auf dem sie gestanden, als sie gestern die Rose an ihrem Busen befestigt, befand sich noch an demselben Platze und mechanisch ging Archy darauf zu und schaute in den Spiegel. Ein beschämendes Gefühl trieb ihr das Blut ins Gesicht, als sie ihr Bild erblickte. Es war ihr, als müßten Jahre vergangen sein, nicht Stunden, seitdem sie zuletzt frisch, lächelnd und sauber hier gestanden und sich selbst gesagt hatte, daß sie ein hübsches Mädchen wäre! Jetzt war sie nicht mehr sauber und frisch. Ihr Gesicht sah bleich und überwacht aus, ihr Hut war verdrückt, ihr Musselinshawl und ihr Kleid trugen die nicht zu verkennenden Spuren der Dampfboote, des londoner Rauches und des londoner Pflasters. Und war es nur Shawl und Kleid, welche die Frische verloren? Hatte der thörichte Streich, den sie begangen und ihr langes Alleinsein mit Gerald nicht auch die erste Frische ihres Herzens gestreift, das gestern noch das eines Kindes gewesen?

Archy stellte sich diese Frage nicht, denn wirklich unschuldige Gemüther denken über ihre eigene Unschuld nicht nach, aber sie wunderte sich, daß sie so verändert und alt aussah und war neugierig, ob man ihr das Geheimniß nicht am Gesicht ansehen sollte? Bettina und der Vater kümmerten sie wenig,

aber der Gedanke, daß Jeanneton, oder die Milchfrau, oder die Frau des Hausmanns sie im Geringsten bemißtrauen könnten, trieb ihr das Blut ins Gesicht. Dann besann sie sich, daß es bereits heller Tag war und die Haushaltungsgeschäfte ihren Anfang nahmen. Sie ging also schnell in ihr Zimmer, um die Kleider zu wechseln und durch Waschen mit kaltem Wasser ihrem Gesicht die Farbe wiederzugeben.

Die Frau des Hausmanns war die erste Person, die sie erblickte. Madame Brun, eine dicke, gutmüthige Frau von fünfzig Jahren, der wahre Typus einer französischen Thürhüterin, zog zwischen sieben und acht Uhr an der Klingel. Mademoiselle öffnet selbst die Thür. Sie trug, wie gewöhnlich, einen saubern Morgenrock, ihr Gesicht war frisch und heiter, ihr nasses Haar hing lang über die Schultern hinab, in der Hand hielt sie — Archys erste Heuchelei — Pinsel und Palette. Madame Brun überhob Archy mit der nie fehlenden Bereitwilligkeit ihrer Classe und ihrer Nation der Mühe, ihr ein Märchen zu erzählen. Sie hatte Mademoiselles Milch selbst übernommen, denn sollte Mademoiselle um sechs Uhr herausgeklingelt werden, weil Jeanneton, das nichtsnutzige Ding, für gut fand, sich einen Feiertag zu machen und das arme kleine Fräulein allein zu lassen? Sie, Madame Brun, würde gestern gekommen sein, um ihre Dienste anzubieten, aber als sie gestern Abend Mademoiselle nach Hause zurückkehren hörte — es hatte gerade sechs Uhr geschlagen — war Jemand gekommen, um die Wohnung im vierten Stock anzusehen u. s. w.

Als Jeanneton nach Hause kam, spielte dieselbe Scene noch einmal. Die beiden Frauen wußten, daß sie das Mädchen in Abwesenheit der Aeltern vernachlässigt hatten, und in ihrem Eifer sich dagegen zu verwahren, kamen sie Archy zu Hülfe. Madame Brun hatte Mademoiselle gestern Abend sechs Uhr nach Hause zurückkommen hören, Jeanneton war glücklich, aus dem Zustande der Speisekammer schließen zu können, daß Mademoiselle es sich in ihrer Abwesenheit hatte wohlschmecken lassen.

Und Mademoiselles Bild! Welche Fortschritte hatte es seit gestern gemacht! Wie fleißig mußte Mademoiselle gewesen sein! Auf den Thurm von St. Etienne war ein Wetterhahn gekommen, und unten gingen zwei Frauen in die Kirche, so natürlich, als ob sie lebten!

Als Mr. und Mrs. Lovell nach Hause zurückkehrten wurden ihnen von Jeanneton eine solche Masse von Unwahrheiten aufgetischt, daß Archy ihre Rolle sehr leicht zu spielen vermochte, Jeanneton berichtete Alles, was Mademoiselle gedacht und empfunden, was sie gegessen und getrunken; sie erfand allerlei unnütze und nebensächliche Lügen, wie sie eben nur einer Französin ihrer Classe in den Sinn kommen und trug diese mit der größten Unbefangenheit vor. Mademoiselle hatte sich anfänglich etwas einsam gefühlt, gegen Abend aber war sie heiterer geworden und hatte mit großem Appetit zu Abend gegessen (von dem vortrefflichen kalten Filet, Madame!) Dann war sie, um den Tag abzukürzen, früh zu Bett gegangen, diesen Morgen aber mit der Sonne aufgestanden und hatte seitdem gemalt — gemalt! Nun Monsieur konnte das Bild kaum wiedererkennen!

Archy hörte Alles das mit innerer Empörung. Es war das erste Mal, daß sie ihren Vater belog, und daß sie es nicht mit eigenen Lippen that, sondern durch Jeanneton thun ließ, erniedrigte sie in ihren eigenen Augen mehr, als ob sie selbst keck und kühn die Unwahrheit gesagt hätte. Das arme, trotzige Landstreicherkind war zu ungebildet, um sein Gewissen durch Sophistereien zu beruhigen. Eine Lüge blieb ihr eine Lüge, und sie zulassen, hieß sie selbst begehen. Hatte sie nicht Recht gehabt, als sie Gerald Durant sagte, daß sie nur halb civilisirt wäre?

Gewöhnlich, wenn Mr. Lovell einen Tag abwesend gewesen, nahm er seine Tochter in sein Atelier und beschäftigte sich wenigstens eine Stunde damit, ihr ins Gesicht zu schauen und ihren Erzählungen, über das, was in seiner Abwesenheit vorgegangen, zu lauschen. Hätte er diesmal ebenso gethan, so

würde ihn Archy ihr Geheimniß ohne Frage mitgetheilt haben. Aber Mr. Lovell hatte in der Auction zu Amiens ungewöhnlich große, werthvolle Einkäufe gemacht, und die sehr zerbrechlichen Gegenstände wurden eben vom Bahnhofe ins Haus gebracht. Archy war nach dem ersten Kusse über einen erstandenen Schreibtisch der Frau von Pompadour und einer echten Uhr von Boule völlig vergessen — und Bettina war zu begierig, Küche und Speisekammer zu inspiciren, um etwaigen kleinen Spitzbübereien Jeannetons auf die Spur zu kommen, als daß sie Archys trübe Augen und blasses Gesicht hätte bemerken können. So ging die erste Gelegenheit zu einer Beichte vorüber.

„Der Schreibtisch der Pompadour kostet mich sechshundert Francs und ich werde ihn für dreitausend wieder verkaufen!" rief Mr. Lovell vergnügt. „Wenn ich alle Tage Gelegenheit zu solchen Einkäufen hätte, so würde unser Glück bald gemacht sein, Kind."

„Das Pfund Thee kostet sechs Francs, Archy", rief Bettina ihren Kopf in die Thür steckend, „und ihr Beide, Du und Jeanneton, habt seit gestern ein Viertelpfund verbraucht. Ich hatte mir ein kleines Zeichen an die Büchse gemacht und weiß es also ganz genau. Ein und ein halber Franc täglich giebt zehn und einen halben Franc wöchentlich, das sind im Monat zweiundvierzig Francs — Zweiundvierzig Francs allein für Thee! Soviel für Deine Haushaltungskünste, Archy."

Archy schlich sich in ihr Schlafzimmer, setzte sich an's Fenster, schaute hinaus und verlebte hier die ersten wirklich traurigen Stunden ihres Lebens. Niemand kümmerte sich um sie, Niemand fragte nach ihr. Ihr Vater stand ohne Rock in Haufen von Heu und Stroh mitten im Hofe und packte seinen Schreibtisch und seine Uhr mit einer Zärtlichkeit und Sorgfalt aus, als ob sie lebendige Wesen wären, indessen sich Bettina im hitzigsten Kampfe mit Jeanneton befand, welche letztere, um die Fabel von Mademoiselles Appetit aufrecht zu erhalten,

vielleicht auch zum Besten „ihres Pierre“ heimlich tüchtige Portionen aller im Hause befindlichen Mundvorräthe beseitigt hatte.

„Alte Schreibtische von Frau von Pompadour, Jeannetons Missethaten und meine schlechte Haushaltung, dies sind bei uns die wichtigsten Dinge!“ sagte Archy mit Bitterkeit zu sich selbst. „Solche Kleinigkeiten, wie die, daß ich in London gewesen und wieder zurückgekehrt bin, kommen dagegen gar nicht in Betracht Selbst der schreckliche Mensch im grauen Ueberzieher nahm mehr Theil an meinem Ergehen, als sie.“

Mit diesem kindischen und undankbaren Gedanken auf den Lippen stand sie auf, um sich aus dem Fenster zu lehnen, aber das, was sie erblickte, ließ ihr die Worte im Munde ersterben und trieb ihr das Blut zum Herzen. Gerade ihrem Fenster gegenüber stand der Mann, an den sie eben gedacht, in eigner Person, offenbar die Nummer ihres Hauses zu entziffern. Er trug den bewußten grauen Ueberzieher auf dem Arme, sein Gesicht war nach aufwärts gekehrt, so daß Archy jeden Zug deutlich unterscheiden konnte.

Das Mädchen fuhr zurück und sank mit zitternden Gliedern auf einen Stuhl. Dieser Mann hatte sie also verfolgt, und kam nun, um sie bei ihrem Vater zu denunciren. Die Geschichte ihrer thörichten Reise sollte, ohne daß sie eine mildernde Erklärung dazu gab, durch den Mund eines Fremden erzählt werden — eines Mannes, der sie allein mit Gerald in London gesehen, der wußte, daß sie auf der Heimreise Früchte gekauft, die sie nicht bezahlen konnte!

Die Unwahrscheinlichkeit, daß ein Fremder so ungewöhnliches Interesse an ihr und ihren Missethaten nehmen sollte, kam ihr nicht in den Sinn. Ein Knabe, der einen Obstgarten bestohlen, glaubt, daß jeder Ackersmann, jeder andere Knabe, der ihm begegnet, nur unterwegs ist, um ihn bei dem Eigenthümer anzuzeigen, und Archy hatte ein ähnliches sie zu Boden drückendes Gefühl ihrer Schuld und der bevorstehenden Entdeckung.

Sie fuhr vom Fenster zurück, sank mit bebenden Gliedern

auf einen Stuhl und erwartete mit bleichen Wangen und schlagendem Herzen ihr Schicksal. Sie hörte die Klingel tönen, hörte Jeannetons schrille Stimme im Vorzimmer und vernahm endlich einen tiefen männlichen Baß im Salon, wechselweise mit der Stimme Bettinas und ihres Vaters. Kalte Schweißtropfen standen auf Archys Stirn und ihre gefalteten Hände erstarrten zu Eis. Die nächsten zehn Minuten erschienen ihr wie eine Ewigkeit. Nach zehn Minuten hörte sie die Thür des Salons öffnen und fühlte, wie sich die Ruhe der Verzweiflung ihrer bemächtigte, Sie wußte jetzt — ihre Stunde war gekommen!

Einen Moment später trat Bettina hastig ins Zimmer. Ihr Gesicht war seltsam erregt, aber der Schimmer in ihren Augen schien kein zorniger.

„Archy, Archy, Kind!" rief sie, ohne die Blässe des Gesichtes ihrer Stieftochter zu beachten, „endlich ist es geschehen!"

„Was ist geschehen?" fragte Archy muthig, ihrem Schicksal ins Auge sehend, denn sie erwartete noch immer die Entdeckung ihrer Schuld, „bitte, sage es mir auf einmal — ich kann das Zaudern nicht ertragen."

„Endlich haben wir eine Existenz!" rief Bettina. „Er war siebenundsiebzig Jahre alt und las bis vor vierzehn Tagen noch ohne Brille. Und Deinem Großvater mag wohl endlich das Gewissen keine Ruhe gelassen haben und so hat er sie uns gegeben. „O Archy", setzte sie in Thränen ausbrechend hinzu „denke Dir, daß er eben kommen wollte, um uns zu besuchen, als er Lord Lovell zufällig in Piccadilly traf — er war erst seit drei Tagen aus Indien zurück. Und er sagt, das Pfarrhaus von Hatton läge nicht weiter als eine halbe Stunde von seiner eigenen Besitzung entfernt."

„Wer ist Er und was ist Hatton, Bettina? Und ist Großpapa oder der Mann ohne Brille gekommen?" fragte Archy verwundert.

„Hatton ist die Pfarre Deines Vaters — und Du solltest jetzt wirklich nicht scherzen, Archy. Vierhundert Pfund jähr-

lich ohne den Ertrag der Aecker. Major Seton selbst ist gekommen, um es uns zu sagen. Er hat den Militairdienst verlassen und wird unser nächster Nachbar sein, und —"

„Major Seton!" In diesem Moment lag die ganze Vergangenheit klar vor Archys Auge. Das Räthsel, warum der Fremde in London ihr bekannt vorgekommen, war gelöst — jetzt wußte sie, woher die Erinnerungen an Italien, die im Mondlicht vor ihr aufgestiegen, gekommen waren. „Ralph, theurer Ralph!"

Ohne weiter ein Wort zu hören sprang sie an Bettina vorüber aus dem Zimmer und eine Minute später schloß ihr Feind, ihr Ankläger, der geheimnißvolle Mann im grauen Ueberzieher sie stürmisch in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

XIX.

Alte und neue Liebe.

„Ahem! Sie ist jetzt kein kleines Mädchen mehr, Major Seton", bemerkte Bettina, die Archy gefolgt war, und selbst im ersten Entzücken darüber, daß sie nun eines Pfarrherrn Frau war, die Schicklichkeit nicht aus den Augen ließ. „Archy ist jetzt siebenzehn Jahre, ein erwachsenes Mädchen und in die Gesellschaft eingeführt." Eine Stunde vorher noch würde Bettina gesagt haben, „und hat bereits in Morteville einen Ball besucht", aber mit einer „Stellung in der Welt" hatte sie auch die alte, gewöhnliche Redeweise dieser Welt wiedergefunden.

„Schon siebenzehn — ist es möglich?" entgnete der Fremde. „Es scheint mir wie gestern, daß sie noch ein kleines Mädchen war, ein Kind, das ich ganz bequem in Genua im Garten herumtragen konnte."

„Nun, ich bin jetzt kein Kind mehr", rief Miß Lovell,

die unter Major Setons Begrüßung erglüht war wie eine Rose. „Ich bin am zwölften October siebenzehn Jahre alt geworden.“

„Aber Du siehst noch immer nicht aus, wie eine wirklich erwachsene Dame“, bemerkte Mr. Lovell, indem er Archy an seine Seite zog und sie mit einem Blicke ansah, der ihr sagte, wie viel mehr sie ihm gefiel, als jede fertige Dame der Welt. „Archy hat zuweilen in sonderbarer Gesellschaft gelebt und ich fürchte, es wird noch eine Weile dauern, ehe sie wie die Tochter eines Pfarrherrn aussieht“, fuhr er dann zu Major Seton gewendet fort. „Denken Sie sich, Ralph, daß das Kind bis jetzt nie in England gewesen ist.“

„Wirklich!“ sagte Major Seton, indem er gedankenvoll seinen Bart strich und einen fragenden Blick auf Archys Gesicht warf. Aber die blauen Augen begegneten den seinigen, ohne zu zucken, das kindliche Gesicht blieb unbewegt, obwohl sie fühlte, daß jeder Nerv an ihr bebte.

„Er sagt nichts!“ dachte sie mit einem freiern Athemzug, als Seton zu ihrem Erstaunen und ihrer nicht geringen Erleichterung still schwieg. „Ist er nur überrascht, oder hat er mich wirklich nicht erkannt? Oder sollte er noch immer so thöricht vernarrt in mich sein wie ehemals, der alte, gute, liebe Ralph und kann ich noch immer mit ihm machen, was ich will?“

Dann wendete sie sich ab und wußte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem sie anfing, ihren Vater zu beglückwünschen. Wie würde sich ihr Leben in England gestalten, was hatte er in seiner neuen Stellung zu thun, wie viel Predigten mußte er allwöchentlich schreiben? Bei allen diesen Fragen legte sie ihre weiche, glatte Wange an seine Stirn und strich ihm die Haare von den Schläfen zurück, wie sie es Ralph gethan, als sie noch mit ihm unter den Rosen im Garten von Genua spielte, mit Major Seton, ihrem Anbeter, ihrem Vasallen und Sklaven.

Er war ihr Sklave gewesen, das erinnerte sie sich recht wohl — ihr Sklave, der sie bei glühendem Sonnenbrand auf

den Armen getragen, und seine breiten Schultern beim Versteckenspiel in die unmöglichsten Winkel gedrückt hatte; aber auch ihr Herr, der einzige Mensch, dem sie sich in Gewissenssachen unterworfen.

Eines Tages, Archy war damals elf Jahr alt gewesen, hatte sie über das Zerbrechen einer Porzellantasse, auf die Bettina viel gehalten, eine ziemlich ungenaue Erzählung gegeben, und Ralph, der um das Vergehen selbst, sowie um die beschönigende Lüge wußte, hatte sie durch sein Schweigen unterstützt und zugegeben, daß Bettina die Schuld einem gewissen kleinen Tino aufbürdete, der zu jener Zeit der geliebte Gespiele Archys war.

„Wenn Du die Wahrheit nicht gestehen willst, so gestehe sie nicht; „ich werde Dich nicht verrathen", hatte er damals zu Archy gesagt. „Ich werde auch nach wie vor mit Dir spielen, nur küssen sollst Du mich nicht mehr. Ich werde Dir nicht erlauben, mir einen Kuß zu geben, bis Du brav genug gewesen, den falschen Verdacht von Tino zu nehmen." Unter dieser abscheulichen Drohung hatte Archy ihre Sünden gebeichtet und war bestraft worden. Sie hatte dann Tino, gleichsam als Schadenersatz, ihre weiße Ziege geschenkt, und hatte Ralph Seton um seiner Strenge willen noch zehnmal mehr geliebt, als vorher.

Der ganze Vorfall stieg jetzt in ihrer Erinnerung auf, und gerade weil sie fühlte, daß die Ergebenheit des „armen alten Ralph" noch ganz dieselbe, war sie neugierig, ob auch seine moralische Strenge sich gleich geblieben. „Ist er in diesem Puncte noch der Alte", dachte sie, indem sie ihn unter ihren langen Wimpern hervor seitwärts anblickte, „so kann ich es jetzt ertragen: Wenn er mich in London erkannt hat, es vor Papa aber verschweigt, so brauche ich mich nicht zu ängstigen. Die Strafe, die mir vor acht Jahren in Genua so schrecklich schien, ist es jetzt nicht mehr." Miß Lovell schüttelte sich sogar ein wenig, als sie an des alten Ralphs häßliches Gesicht dachte und an seinen rauhen Schnurrbart, der vorhin, als er sie küßte, ihre Wange gekratzt hatte.

Major Seton war sicherlich nicht der Mensch, welcher einen verführerischen Reiz auf ein junges Mädchen ausüben konnte, dessen Seele noch die Erinnerung an Gerald Durants hübsches Gesicht und angenehmes Wesen erfüllte. Ralph war ein großer, mehr als sechs Fuß hoher Mann, mit breiter Brust, ein wahres Modell männlicher Kraft, aber seine Gestalt hatte, seiner schottischen Herkunft entsprechend, etwas Massives und Eckiges, was jede Grazie ausschloß. Sein Kopf, der jene Form zeigte, welche die Freunde eine gute sächsische, die Feinde eine cocosnußartige nennen, saß etwas steif auf den mächtigen Schultern. Seine Füße waren groß, seine Hände groß und braun. Sein Gesicht zeigte eigentlich kaum einen hübschen Zug. Die Augen waren dunkelgraue, gewöhnliche Augen, die Backenknochen breit; die Nase war kurz und von keineswegs griechischem Schnitt, ein dichter röthlichblonder Schnurrbart bedeckte den Mund. Das Einzige, was man in diesem Gesicht hübsch nennen konnte, war ein vorstehendes, festes Kinn, denn der Eindruck einer Reihe von weißen Zähnen war dadurch verdorben, daß einer der vorderen abgebrochen war, ein Schaden, den durch die Kunst verbessern zu lassen, Major Seton sicherlich niemals in den Sinn gekommen. Seine Gesichtsfarbe, welche in seiner Jugend weiß und zart gewesen sein mochte, war durch Einflüsse aller Art und namentlich durch die Sonne Indiens tief gebräunt, so daß sie sogar um einige Schattirungen dunkler erschien, als sein Haar und ziemlich grell von einer weißen Narbe abstach, welche sich von der linken Augenbraue bis tief auf die bronzefarbige Wange heraberstreckte. Diese alte Wunde, im Verein mit der wettergebräunten Haut und dem abgebrochenen Vorderzahn, gab Major Seton ein gewissermaßen verwittertes Ansehen. Jeanneton faßte den Eindruck, den er auf sie machte, sehr bezeichnend in dem Worte „alter Schnauzbart“ zusammen. Für Archy aber war er schon nach fünf Minuten wieder der „gute, alte Ralph“ von ehemals. Er war freilich nicht so alt, wie ihr Vater, oder Bettina, aber doch weit über ihr eigenes Alter und das

Geralds hinaus, eine antediluvianische Creatur mit großen Händen und Füßen, einem wetterharten Gesicht und seinem großen rothen Schnurrbart, welcher beim Küssen kratzte.

Und doch besaß dieser „alte Schnauzbart", dieses vorsündfluthliche Geschöpf, ein jugendlicheres Herz als Gerald Durant und hundert Andere von dessen Alter. Major Seton hatte viel erlebt, aber nicht im Sinne eines Gardeofficiers, der mit fünfundzwanzig Jahren ein Greis ist. Armuth, Selbstbeschränkung, Aufopferung jedes kleinen, vergänglichen Genusses für einen großen Zweck, dies waren die Dinge, die er schon in früher Jugend kennen und üben gelernt, und was anfänglich bittere Nothwendigkeit gewesen, war mit der Zeit zu einem Theil seines Wesens geworden.

Die Setons waren, wie schon ihr Name anzeigt, von schottischer Abkunft. Sie hatten sich seit zwei Generationen auf einer kleinen Besitzung in Staffordshire angesiedelt, die der Familie durch die Verheirathung von Ralphs Großvater mit einer englischen Erbin zugefallen war. Der einzige aus dieser Ehe entsprossene Sohn, James Seton, hatte gerade lange genug gelebt, um jeden ihm erreichbaren Schilling seiner Erbschaft zu verschwenden, die Besitzung mit Schulden zu belasten, ein Mädchen ohne einen Pfennig Vermögen zu heirathen und in der Person Ralphs einen Erben seiner Schulden zu hinterlassen.

Der Knabe war sechszehn Jahre alt und noch auf der Schule in Eton, als sein Vater starb. Durch Hofmeister und Domestiken erzogen, war er in der Meinung aufgewachsen, daß er bedeutend bessere Lebensaussichten habe, als die meisten anderen Knaben. Er wußte, daß er Geld bekam, sobald er welches verlangte. Ein Reitpferd stand stets zu seiner Verfügung und so oft er in den Ferien nach Hause kam, boten sich ihm Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art. Sein Vater hatte ihn eingestandener Maßen nach Eton geschickt, um Criquet zu spielen und die Gewohnheiten und Manieren eines englischen Gentlemen zu erlernen — und das hatte der Knabe gethan.

Seine Begriffe von Pflicht und vom Leben überhaupt, waren die, daß man siebenundzwanzig Stunden wöchentlich Criquet spielen, ein wenig, aber sehr wenig, die classischen Schriftsteller für die Schule studiren und übrigens, an den Festtagen mit älteren Leuten reiten, schießen, Billard spielen, diniren und trinken müsse. Während Gerald in dem stillen, tugendhaften Durants-Court von Lady Durant die besten mütterlichen Lehren und Rathschläge empfing und zu allem Guten erzogen wurde, führte Ralph Seton in Ludbrooks-Hall, fünf Meilen davon, mit seinem verschuldeten Vater und dessen Genossen ein Leben, das ihn bald in den Ruf eines verlorenen Menschen brachte.

Aber mit sechszehn Jahren, dem Alter, in welchem Gerald anfing sich von der Tugend zu emancipiren, begann für den jungen Seton die Emancipation vom Laster — d. h. von Studentenlastern, wie Trinken, Wetten und Billardspiel sind. Sein Vater starb und am Tage des Leichenbegängnisses theilte man dem Knaben den Betrag der Schulden mit, deren Erbe er war. Viele tausend Pfund lasteten auf der Besitzung, viele andere Tausende aber waren persönliche oder Ehrenschulden, von denen sich, dem Rechte nach, jeder Sohn lossagen darf, sobald er mündig geworden.

Ralph hatte seinen Vater mit der leidenschaftlichen Zuneigung geliebt, welche freigebige, joviale, sorglose Männer, wie James Seton, nicht selten den Kindern einflößen, die sie ruiniren, und keine Spur eines bittern Gefühls gegen den Vater stieg bei dem Gedanken an das vor ihm liegende Leben der Armuth in dem Knaben auf.

„Mein Vater hat mir nie einen Wunsch versagt — er hat nie ein hartes Wort zu mir gesprochen.“ Dies war die einzige Erwiederung, die er auf die ihm gemachten Eröffnungen zu stammeln vermochte. Die Thränen rannen ihm über die Wangen, wie einem Mädchen, während die Verwandten und Sachwalter die Verschwendung des Vaters durch Blicke und

Worte dem härtesten Tadel unterwarfen und für ihn den Wunsch hinzufügten er möge sich die vergeudeten Tausende zur Warnung dienen lassen.

Bei ihrer Heimreise nach London fragten sich die Verwandten und Advocaten, ob der Knabe ein Weichling, ein Dummkopf oder nur leichtsinnig sei, wie sein Vater. Indessen war er dies Alles ebensowenig, als er mit sechszehn Jahren ein Held, oder ein Philosoph sein konnte. In geistiger Beziehung besaß er durchaus keine ungewöhnliche Begabung, aber er hatte von seinen schottischen Vorfahren etwas Besseres geerbt, als bloßen Geist, nämlich ein großes, liebevolles Herz und einen starken Willen und diese ließen ihn seine Lebensaufgabe von der edelsten Seite erfassen.

Die Schulden seines Vaters mußten bis auf den letzten Schilling bezahlt werden, kein Flecken durfte auf dem Namen seines Vaters haften bleiben, wenn die Aufopferung seines eignen ganzen Lebens und redlichen Arbeit hinreichten, ihn davon zu befreien. Wenn man Ludbrooke verpachtete, so konnten die darauf stehenden Schulden binnen fünf Jahren bezahlt werden, wie die Bevollmächtigten Ralph gesagt hatten. Andere fünf oder sechs Jahre würden, wie er in seinen eignen Gedanken hinzusetzte, genügen, um auch die „Ehrenschulden" zu decken Von was aber sollte während dieser Zeit der Erbe von Ludbrooke leben? In dem vorstehenden Rechenexempel war kein Pfennig für ihn selbst mit eingeschlossen.

Der arme Knabe machte am Abend des Begräbnißtages einen Gang durch die Ställe, die ihm noch als der am wenigsten traurige Platz im Hause erschienen, und hier stand er lange allein, schaute betrübt auf sein Lieblingspferd, das James Seton erst vor wenigen Monden für zweihundert Guineen gekauft hatte, und stellte sich selbst die Frage: was in den nächsten zehn oder zwölf Jahren aus dem Erben von Ludbrooke werden sollte?'

Die meisten Männer, in denen die Fähigkeit für einen so-

liden Erfolg liegt, vermögen diese schon früh selbst genau zu beurtheilen. Als Ralph Seton an dem Tage, da er so plötzlich den Schritt aus der Jugendzeit in das Mannesalter hinüberthat, mit von Thränen geröthetem Gesicht hier allein stand, prüfte er seine Fähigkeiten eine nach der andern und kam zu dem Schlusse, daß er durch Bücher und Studium kaum etwas zu erreichen vermöchte. Seine übrigen Anlagen unterschätzte er keineswegs. Ein sechszehnjähriger Schüler von Eton weiß recht gut, welchen Platz er eingenommen und unter seines Gleichen einnehmen kann. Der junge Seton war kühn, stark von Körper und besaß eine tüchtige Portion von gesundem Menschenverstand. Er hatte eine Stellung unter seinen Kameraden behauptet und war sicher eine solche auch unter Männern zu erringen. Die Frage war nur, welchen Weg er einschlagen sollte. Für den Advocatenstand, eine Laufbahn in den Colonien, wie für die Literatur, Lebensstellungen in denen man, der Tradition nach, Vermögen erwerben kann, ging ihm die Begabung ab; für den Handel fehlte es ihm nicht allein an Talent, sondern auch an Capital. Da er also keinen Stand wählen konnte, in dem man Vermögen erwirbt, so blieb ihm nichts übrig, als sich für einen zu bestimmen, der wenigstens kein Vermögen fordert.

„Einen rothen Rock zu tragen und zum Kanonenfutter zu dienen, bin ich noch immer gut genug", dachte er, „und wer weiß, wenn ich nicht gleich falle, ob ich nicht nach Indien komme, wo ich von meinem Sold leben kann." Visionen von Heldenthaten und Ruhm, von Elephanten- und Tigerjagden stiegen bei dieser Vorstellung in der Phantasie des armen Burschen auf, und als er eine Weile darauf in das Wohnhaus zurückkehrte, lag ein etwas hellerer Schimmer auf seinem Gesicht.

Noch in derselben Nacht schrieb er einen Brief an seinen Vormund und nächsten Verwandten, in dem er diesem seinen Entschluß mittheilte, und ihn bat, alle Familienverbindungen zu benutzen, um ihn ohne Verzug den Eintritt in den activen Militairdienst zu ermöglichen.

Die Worte: „in activen Dienst“ treten, „den rothen Rock anziehen und sich todtschießen lassen“ hatten damals, als eben die Schlacht an der Alma geschlagen war, eine durchaus andere Bedeutung als heutigen Tages — und Ralphs Vormund, ein practischer Geschäftsmann, war sogleich entschlossen, den Wunsch des Knaben zu erfüllen. Eine Stelle in der Armee bot für James Setons Sohn noch immer die beste Aussicht, und so benutzte die Familie, ohne unnütze Verzögerung, allen ihren Einfluß, um ihm diese Stelle zu verschaffen. Und in der That gehörte dazu in jenen Tagen kein allzugroßer Einfluß. Ein Examen wurde nicht verlangt und selbst das jugendliche Alter des Aspiranten bildete kein Hinderniß.

Ralph hatte den ersten Gedanken an den rothen Rock am Begräbnißtage seines Vaters gefaßt, und sechs Wochen später trug er diesen Rock und befand sich auf dem Wege nach der Krim. Ludbrooke hatte man an einen Porzellanfabrikanten vermiethet und die Einrichtung, Pferde, Bilder, Alles was Ralph in seiner Jugend lieb und heilig gewesen, befand sich in den Händen der Juden.

Der junge Seton machte zur Zufriedenheit seiner Verwandten den ganzen Krimkrieg mit, ohne todtgeschossen zu werden. Nur empfing er bei Inkerman von einem Kosacken-Kürassier den Säbelhieb ins Gesicht, der ihn für Lebenszeit zeichnete, und trug aus den Laufgräben kaltes Fieber und akuten Rheumatismus davon. Zu großen ruhmvollen, ungewöhnlichen Thaten bot sich ihm keine Gelegenheit und die bis auf die Knochen gehende Wunde des Fähnrich Seton wurde in den offiziellen Berichten eine „Schramme“ genannt.

Dennoch avancirte Ralph in Folge des Todes vieler höherer Officiere mit ziemlicher Schnelligkeit. Seine gute Constitution überwand Fieber und Rheumatismus, und seine Wunde, die ihm nach dem Urtheile der Wundärzte arg entstellen mußte, heilte vortrefflich. Zu Ende des Feldzuges sah er sich in Besitz einer Medaille, seiner Hauptmannsgage und wußte — so be-

reitwillig erfüllte das Schicksal seine Wünsche — daß sein Regiment für Indien bestimmt war. Bei dem Sturm auf den Redan — während der ruhmlosen 'neunzig Minuten, in denen so viele Helden fielen, wie bei Inkerman — hatte sich Ralph Seton und jeder andere Officier so brav gezeigt, als sich ein Mann nur zeigen konnte, aber sein Regiment war gewichen, oder sollte wenigstens gewichen sein. Es bestand ganz aus jungen Mannschaften, meist aus Recruten, die erst eine Woche vorher aus London angekommen waren und von denen viele niemals eine Flinte abgeschossen hatten. Sie wurden von einem Kriegsgericht für ihre Haltung verantwortlich gemacht, und obgleich das Regiment ohne einen officiellen Flecken aus der Untersuchung hervorging, so wußte man doch bald in der ganzen Armee, daß die Uebrigbleibenden dieses Regiments nach Abschluß des Friedens nach Indien geschickt wurden.

Sie gingen nach Indien und blieben seitdem dort, d. h. es blieben — außer den Fahnen und Insignien — der Oberst Major Seton, der Quartiermeister und einige wenige von der Mannschaft. Mehr hatte der indische Aufstand und der Aufenthalt in den ungesundesten Gegenden Bengalens von dem Regiment nicht übrig gelassen.'

Während dieser Jahre war Major Seton aus Gesundheitsrücksichten einmal nach Europa zurückgekehrt, und hatte in der Zeit die Bekanntschaft Mr. Lovells gemacht. Mit Ausnahme dieser einzigen achtzehn Monate, die er meist in Italien zubrachte, war sein Leben seit dem Eintritt in die Armee, also seit dreizehn Jahren, allein und im buchstäblichen Sinne des Wortes, der Pflicht gewidmet gewesen. Major Seton liebte seinen Stand so viel oder so wenig, als ihn Männer, die älter sind als fünfundzwanzig Jahre, zu lieben pflegen, d. h. er betrachtete ihn als nothwendiges Uebel, das um einen Grad besser war, als Armuth und Unthätigkeit, die ihn erwartet hätten, wenn er aus der Armee getreten wäre. Er hatte geschworen, nicht einen Schilling von seinem Einkommen zu bean-

sprochen, bis der letzte Schuldner seines Vaters bezahlt war, und er hielt seinen Eid. Er hatte vom ersten bis zum letzten Tage von seinem Sold gelebt und mit unerschütterlicher Treue an seinem Regiment festgehalten, nach welcher Station es auch immer befohlen werden mochte, als alle seine Kameraden sich längst hatten pensioniren oder versetzen lassen.

Zu seinem Vergnügen schoß er Tiger und andere wilde Thiere, obwohl er von Jahr zu Jahr weniger Interesse daran fand. Sein Umgang beschränkte sich ausschließlich auf Männer, unter denen der alte Seton vom Obersten bis zum jüngsten Fähnrich herab, populär war.

Für die Frauen, d. h. für die Damen der indischen Cantonnements, war Major Seton ein Räthsel. Trotz seines narbigen, sonnenverbrannten Gesichtes würde er, wenn er gewollt, ein Liebling der Damen gewesen sein, denn er besaß den Reiz einer vollen, einfachen Männlichkeit, den selbst die frivolsten Frauen bestrickender finden, als die Formen eines Adonis und ein griechisches Profil. Aber er wollte nicht. Brachte ihn der Zufall mit den Frauen oder Schwestern seiner Kameraden zusammen, so erwies er ihnen eine ehrerbietige, freundliche Höflichkeit, allein damit war es auch zu Ende. Begegneten sie ihm am nächsten Tage auf der Parade oder auf einer Spazierfahrt, so erwiederte er ihr Lächeln mit seinem gewöhnlichen ernsten Gruß, und ließ nichts wieder von sich hören und sehen, bis ein neuer Zufall ihn in ihre Nähe brachte.

Fürchtete er die Frauen, oder mißtraute er sich selbst, oder war er nur ein gewöhnlicher Weiberfeind? Wer vermochte das zu sagen? Was wußten diese heiteren indischen Damen von der Aufgabe seines einsamen Lebens oder von dem reinen, unbefleckten Ideal von Frauen und Liebe, das Major Seton, trotz seines langen Soldatenlebens, in seinem Herzen bewahrt hatte? In den Zimmern anderer Männer hingen die Bilder schöner und berühmter Bühnenkünstlerinnen, Frauen aus Osten

und Westen, Schönheiten aller Nationen und Himmelsstriche zu Dutzenden — an den Wänden von Setons Zimmer zeigten sich, außer einer Anzahl Landseerscher Zeichnungen, nur einige männliche Photographien, zu denen in den letzten Jahren das Oelbild eines Mädchens von elf Jahren gekommen war. Dasselbe stellte ein braunes frisches Kind mit blauen Augen in ganzer Figur dar, zu dessen Füßen sich die Bai von Genua ausbreitete. Ehe Ralph nach Europa ging hatten zwei oder drei Frauenportraits sein Zimmer geschmückt, nach seiner Rückkehr hatte er diese entfernt, um sein neues Besitzthum, das Kinderbild, dort aufzuhängen.

„Ich liebe es nun gerade, dieses Bild allein zu sehen", hatte er ruhig geantwortet, als einer seiner Freunde über die Entthronung der ehemaligen Favoritinnen einen Scherz machte, und seitdem hatte Niemand wieder eine Frage über dies Thema gethan. Es gab überhaupt nur wenige Männer, die es wagten, Major Seton über Dinge zu befragen, welche zu verschweigen er für gut fand.

„Und Sie finden das Kind wirklich sehr verändert?" fragte Mr. Lovell, als Ralph fortfuhr seinen Schnurrbart zu streichen und Archy stumm zu beobachten. „Sie würden in diesem großen, starken Mädchen vielleicht das Kind, mit dem Sie in Italien gespielt, gar nicht wieder erkannt haben?"

„Ich würde sie überall wieder erkannt haben, oder glaube wenigstens, daß ich sie erkannt hätte", entgegnete Ralph. „Da ich wußte, daß Sie in Morteville wohnten und vermuthete, daß dies Ihr Haus wäre, so erkannte ich auch Archys Gesicht sogleich, als ich es einen Moment am Fenster sah."

„O, wenn ein anderes junges Mädchen mit rothem Haar und braunem Gesicht aus dem Fenster gesehen, so würden Sie es auch für mich gehalten haben", rief Archy unbefangen. „Man findet leicht, was man zu finden erwartet! Jetzt, nachdem ich weiß, daß Sie Major Seton sind, erinnere ich mich Ihrer ganz

deutlich. Wäre ich Ihnen aber anderswo begegnet —" sie zögerte und schlug die Augen nieder.

„Wenn Du Major Seton anderswo begegnet wärest", fiel hier Bettina wichtig ein, „so würde ich bei Dir gewesen sein, und Dich an Deines Papas Freund erinnert haben. Archy bedarf der Gesellschaft junger Mädchen", fuhr sie dann würdevoll zu Seton gewendet fort, „aber bei einem Reiseleben, wie das unserige hielt ich es für besser, sie mit jungen Leuten gar nicht in Berührung kommen zu lassen. Wenn wir erst in England sind, wird das anders werden."

Mr. Lovell war während dieser Rede hinausgegangen, um seinen Schreibtisch aus dem Bereich von Jeannetons Händen zu entfernen, und Bettina benutzte die Gelegenheit, um eine Menge von Fragen in Bezug auf die Nachbarschaft von Hatton an Seton zu richten. Es wohnten also eine Menge reicher Fabrikanten in der Umgegend? Nun, die Leute konnten in ihrer Art recht gut sein, aber es war nicht das, woran sie in ihrer Jugend gewöhnt gewesen. Zum Glück hatte man noch eine andere Pfarrerfamilie und Major Seton in der Nähe. Aber wer waren die nächsten Nachbarn? Nette Leute? Leute, mit denen man umgehen konnte? War ein Mädchen von Archys Alter in der Familie?

„Ihre nächsten Nachbarn werden die Durants sein", entgegnete Major Seton. „Durants-Court liegt kaum eine Stunde vom Pfarrhause und Lucia muß etwa in Archys Alter sein."

„Durant — Durant", wiederholte Bettina, „der Name kommt mir sehr bekannt vor. Archy, wo kann ich in der letzten Zeit wohl den Namen Durant gehört haben?"

Aber Archy hatte ihren Kopf auf ein französisches Coursbuch gebeugt, das offen auf dem Tische lag und studirte emsig die Ankündigung einer Gesellschaft, die zur Urbarmachung wüster Ländereien bei Bordeaux aufforderte.

„Ich bitte um Verzeihung, Bettina", stotterte sie endlich.

„Ich habe nicht recht gehört, was Du sagtest? Davenant? Douro? Ah Durant! Nun Durant war der Name des jungen Mannes, der auf dem Balle so viel mit mir tanzte — erinnerst Du Dich nicht?"

„Ja, ich besinne mich. Ein hübscher kleiner Mann, Major Seton, mit gelbem Backenbart und niedlicher Figur. Kann er ein Glied der Familie in Staffordshire gewesen sein?"

Ein hübscher kleiner Mann mit gelbem Backenbart und niedlicher Figur! Zu jeder andern Zeit würde Archy ihrer Indignation über eine solche abscheuliche Beschreibung Geralds Luft gemacht haben, doch jetzt blieb sie still und las, ohne ein Wort zu entgegnen, weiter in dem Prospect, während sie athemlos der Antwort Major Setons lauschte.

„Ein schlanker junger Mann mit blondem Bart — das klingt wie Gerald. Sie haben wohl nicht zufällig seinen Taufnamen gehört?" fragte Seton, seine Worte mehr an Bettina, als an Archy richtend.

Mrs. Lovell antwortete nicht. Mr. Durant war ihr selbst nicht vorgestellt worden. Vielleicht wußte Archy den Namen des jungen Menschen, mit dem sie getanzt hatte; „hieß er Gerald?"

„Ja", entgegnete Miß Lovell lakonisch. „Ich weiß es, weil er seinen Namen auf meine Karte schrieb: Gerald Sidney Durant." Darauf fuhr sie im aufmerksamen Studium des Prospectes fort.

„Gerald Sidney Durant wird binnen Kurzem einer Ihrer nächsten Nachbarn sein", entgegnete Major Seton mit seiner ruhigen Stimme. „Er wird seine Cousine Lucia, die Erbin von Durants-Court heirathen."

Archys Herz erstarrte zu Eis. Bettina aber, die bei der leisesten Andeutung einer Heirath in Feuer und Flammen gerieth, bestürmte Major Seton sogleich mit einer Menge von Fragen. Wann sollte die Hochzeit stattfinden? Wo ließen sich die jungen Leute nieder? Wie viel würden sie jährliches Einkommen haben? Hätte er sie nicht unterbrochen, so würde sie

ihn jedenfalls auch gefragt haben, von welcher Farbe Miß Lucias Brautkleid sei, und was Archy tragen sollte, wenn man sie zur Brautjungfer wählte.

„Es ist eine sehr lange Verlobung gewesen, Mrs. Lovell“, entgegnete Seton, und ein gewisses Etwas im Tone seiner Stimme, sowie der Umstand, daß er seine Rede geflissentlich nur an Bettina richtete, ließ Archy fühlen, daß jedes Wort an sie selbst adressirt war. „Eine Verlobung, die eigentlich schon abgeschlossen wurde, als Miß Durant zwei Jahre alt war und Gerald neun. Neuerlich sprach man von Mißverständnissen, die zwischen ihnen stattgefunden haben sollten“, fügte er hinzu. „Indessen ist wohl nicht daran zu denken, daß man die Verbindung aufgegeben hätte, denn Sir John und Lady Durant sind ebenso verliebt in Gerald, als Lucia selbst —“

„Und was denkt Gerald?“ rief Archy, als Major Seton zögerte, indem sie in ihrem Eifer, zu hören, welche Gefühle Gerald für Lucia hege, ganz und gar die wüsten Ländereien bei Bordeaux und das Interesse vergaß, das sie daran genommen.

„Gerald muß Lucia Durant heirathen“, entgegnete Major Seton, indem er zum ersten Male den Kopf wendete und in Archys mit glühender Röthe übergossenes Gesicht sah. „Ihm bleibt gar keine Wahl.“

„O, ich glaube ein Mann hat immer die Wahl, ob er eine Frau heirathen will oder nicht?“

„Nicht, wenn er an Händen und Füßen gebunden ist, wie der arme Gerald. Der junge Mensch steckt in Schulden bis über die Ohren; seine Cousine besitzt ein jährliches Einkommen von fünfzehnhundert Pfund, und außerdem das, was ihr Vater dereinst hinterlassen wird. Man sagt, daß sich dies mit dem Zugebrachten seiner Frau noch auf etwa fünfzigtausend Pfund beläuft.“

Fünfzigtausend Pfund! Archy fühlte sich in diesem Moment von dem Bewußtsein ihrer eignen, gänzlichen Werthlosigkeit

ebenso niedergeschmettert, wie damals, als Gerald ihr zuerst die Photographie Lucias gezeigt. Fünfzigtausend Pfund! Und sie eine Bettlerin, hatte daran zu denken gewagt, daß er sie lieben könnte!

„Nun, wenn ein Mann einmal entschlossen ist, sich für Geld zu verkaufen, so bleibt ihm freilich keine Wahl", murmelte sie mehr zu sich selbst redend und sich wieder auf das Buch niederbeugend.

„Für Geld verkaufen!" rief Bettina. „O bitte, Archy, brauche nicht so häßliche, undelicate Ausdrücke. Dieser Mr. Durant ist wirklich ein vom Glück begünstigter Mensch, und es wird ein großer Vortheil für Dich sein, seine hübsche junge Frau zur Nachbarin zu haben. Ich setze voraus, Major Seton, daß das junge Ehepaar in Durants-Court wohnen bleibt?"

Visionen von Hochzeitsfêten, Diners, Morgenvisiten und den Anzügen, die sie, die Frau des Pfarrherrn, bei diesen Gelegenheiten tragen würden, stiegen glänzend und in allen Details vor Bettinas geistigen Augen auf.

„Wenn Sie einen Mann verdammen, weil er um des Geldes willen heirathet, so müssen Sie doch in diesem Falle auf sein Wesen Rücksicht nehmen", entgegnete Ralph, der, wie alle Bekannte Bettinas, daran gewöhnt war, von fünfzehn Fragen der guten Dame höchstens eine zu beantworten. „Wenn Sie Gerald so gut kennen würden, wie ich ihn kenne, Archy, so dürften Sie es unmöglich finden, irgend eine seiner Handlungen hart zu beurtheilen."

„Wirklich?"

„Ja, ich weiß es gewiß. Meine eigne Kenntniß von Geralds Charakter schreibt sich noch aus der Zeit her, da wir zusammen die Schule besuchten — ich war damals freilich schon ein großer Knabe und er beinahe noch ein Kind, denn es liegen viele Jahre zwischen seinem Alter und dem meinigen — und von den wenigen Wochen, die ich mit ihm verlebte, als ich vor sieben Jahren auf kurze Zeit nach England zurückkehrte. Aber

ich glaube, daß ich ihn so genau kenne, als ob ich ihn nie aus den Augen verloren hätte. Ich fand Gerald als Gardeofficier noch gerade so, wie ich ihn als zwölfjährigen Knaben gekannt und so wird er auch jetzt noch sein, nachdem er beinahe sechsundzwanzig ist. Charaktere, wie der seinige, entwickeln sich zwar, aber sie verändern sich nicht."

In diesem Moment erinnerte sich Bettina, die in den Gedanken an ihre zukünftige Größe doch auch nicht vergaß, die jetzige Ehre der Familie zu wahren, daß sie zum Abendessen nichts im Hause hatte, als den Rest des kalten Filets und etwas Salat. Sie sprang also mit einer Entschuldigung auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Ich möchte mich Ihrer Gesellschaft nicht fünf Minuten berauben, Major Seton", sagte sie, „aber Frederick könnte ungeduldig werden, wenn ich ihm nicht beim Auspacken seiner Einkäufe behülflich wäre. (Mr. Lovell würde um nichts in der Welt zugegeben haben, daß sie seine Schätze berührte). Archy, Kind, unterhalte Major Seton während meiner Abwesenheit, indem Du ihm Deine Photographien zeigst". Damit eilte sie in die Küche, um Jeanneton nach der „Silbernen Krone" zu senden (aber durch die Hintergasse damit Mrs. Maloney sie nicht sah), und einen Braten sowie eine süße Speise holen zu lassen.

Archy und Major Seton blieben allein.

Zum ersten Male im Leben fühlte sich Miß Lovell in Verlegenheit. Ihre Hände zitterten, sie wurde abwechselnd blaß und roth. Am liebsten wäre sie Bettina gefolgt, als diese das Zimmer verließ. Major Seton schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken.

„Sie haben von den neuen Aussichten Ihres Vaters gehört, Archy?" fragte er, ohne die Absicht, das Gesprächsthema zu ändern, merklich zu machen. „Ich brauche natürlich nicht erst zu fragen, ob Sie über diesen Glücksfall erfreut sind. Ich glaube England erscheint Ihnen jetzt wie eine Art Dorado?"

Archy erhob ihre Augen und sah Ralph voll ins Gesicht.

Sie fühlte, daß er jede ihrer Mienen prüfte und es schien ihr, als drückte sich in seinen eignen Zügen die halb angstvolle, schmerzliche Bitte aus, sie möge die Wahrheit sprechen, ihm vertrauen und ihn zu ihrem Freunde machen. Sollte Sie es thun? Ihr Herz sagte Ja!

„Ralph!" stammelte sie.

Er war im Augenblicke an ihrer Seite, beugte sich über sie und hielt ihre kleinen kalten Hände in den seinigen. Archys Herz schlug heftig — heftiger als in dem Moment, da sie an Gerald Durants Seite auf der Brücke von London stand. Gerald war hübsch und jugendlich; er stand ihrem eignen Wesen in jeder Beziehung näher, als dieser ernste Soldat mit seiner großen Figur und dem rauhen, narbigen, wettergebräunten Gesicht. Wie rauh und verwittert es war, sah sie erst jetzt recht, als er ihr so nahe stand. Es überfiel sie ein Schrecken, daß er sie noch einmal küssen könnte — rasch sprang sie auf und entzog ihm ihre Hand.

„Ich — ich glaube ich muß zu Bettina gehen, Major Seton", stammelte sie mehr und mehr erschreckt. „Ich glaube Papa braucht mich."

„Sie können gehen, sobald Sie meine Frage beantwortet haben, Archy. Freuen Sie sich über die Aussicht, zum ersten Male nach England zu kommen?"

„Warum fragen Sie mich?" rief Archy in welcher der erste Impuls, Alles zu gestehen jeden Moment schwächer wurde. „Ja, ich bin sehr froh, denn es wird besser sein, in einem anständigen Pfarrhause zu leben, als in der Welt umher zu ziehen, wie wir jetzt thun." Dabei richtete sie sich zu ihrer vollen Größe auf, warf ihr Haar über die Schulter zurück und blickte fest, beinahe mißtrauisch in Major Setons Gesicht.

„Und es ist wirklich das erste Mal, daß Sie nach England kommen?" fragte er langsam und deutlich. „Habe ich Ihren Vater recht verstanden? Sie sind niemals im Leben in England gewesen?

„Niemals!" rief Archy mit krampfhafter Anstrengung. „Bettina und Papa sagen es wenigstens und sie müssen es doch wissen."

Sie fühlte sich jetzt wohler. Ihre Furcht vor Ralph, ihre Verlegenheit, ihre Unschlüssigkeit war vorüber. Sie befand sich in einer neuen Welt und doch schien es ihr, als hätte sie sich ihr Leben lang in keiner andern bewegt. Es schien ihr jetzt, als sei es sehr leicht eine Lüge zu sagen, ja mehr als das, nachdem der erste Schritt einmal gethan war, fand sie eine Art angenehmen Reiz, eine Art Freude am Lügen.

Major Seton trat an das Fenster, versenkte seine Hände in seine Rocktaschen und spitzte die Lippen, als ob er pfeifen wollte.

„Er weiß nichts", dachte Archy, die kein Auge von ihm verwandte. „Wenigstens ist er nicht sicher, sonst würde er mehr Fragen gethan haben. Es war recht, ihn zurückzuweisen — wie würde es sich jetzt, da Papa Pfarrer wird, für mich schicken, den Leuten tolle Geschichten über mich selbst zu erzählen?"

Archy vergaß, daß sie es noch eben sehr nothwendig gefunden Bettina zu folgen, setzte sich nieder und fuhr fort, den Prospect der Urbarmachungsgesellschaft zu studiren, während Ralph Seton fünf Minuten oder länger in derselben Haltung stehen blieb und mit zum Pfeifen gespitzten Lippen auf die Straße hinausschaute.

Er erlitt in diesen fünf Minuten die ganze Pein eines großen, schmerzlichen Verlustes: er verlor das einzige Wesen, an das er in den letzten sechs Jahren geglaubt hatte. Er fühlte, daß er den Bildern der Frauen, die er von der Wand genommen, als er das Archys aufhing, ihre Plätze wieder einräumen durfte, denn das frische, reine Kind, das sie einst entthronte, existirte nicht mehr. Archy Lovell war vielleicht noch ebenso werth, geliebt und geheirathet zu werden, wie eine Andere, aber sein Ideal von Wahrheit, Unschuld und Reinheit war sie nicht mehr.

Endlich drehte er sich wieder um und sah sie mit einem langen und gütigen Blicke an.

„Miß Lovell", begann er (es war das erste Mal, daß er sie nicht Archy nannte), „Sie sind, wie ihr Vater ganz recht bemerkte, eine erwachsene Dame geworden, und es ist zwischen Ihnen und mir den Sie früher ihren gezähmten Bären zu nennen pflegten, vielleicht nicht mehr Alles, wie es sonst war. Ich kann nicht verlangen, daß Sie mir Ihr Vertrauen schenken, wie Sie es sonst thaten, aber" — hier schwankte seine Stimme ein wenig — „aber ich hoffe, wir werden gute Nachbarn sein, wenn Sie nach England kommen, und Sie werden mich als ihren Freund betrachten, wenn Sie jemals eines solchen bedürfen sollten."

Obgleich er bei diesen Worten nicht weit von Archys Sitz stand, machte er doch keine Miene, ihr näher zu treten, und das Mädchen fühlte mit einem gewissen krampfhaften Zusammenziehen des Herzens, daß sie nicht mehr nöthig hatte, sich vor dem Druck seiner großen Hand und der Berührung seines rauhen Schnurrbartes zu fürchten. Halb Kind, halb Jungfrau, wie sie war, datirte sich ihre wirkliche Zuneigung von diesem Moment, in dem sie sich gestand, daß sie weder ihren Sklaven noch ihres Gleichen, sondern ihren Herrn vor sich hatte!

„Wenn Du die Wahrheit nicht sagen willst, so sage Sie nicht. Ich werde Dich nicht verrathen, und will auch nach wie vor mit Dir spielen — nur küssen sollst Du mich nicht mehr. Ich werde Dir nicht erlauben, mir einen Kuß zu geben, bis Du brav genug gewesen, den falschen Verdacht von Tino zu nehmen." Sie erinnerte sich dieser Drohung, die er vor Jahren ausgesprochen, erinnerte sich der Nacht, die sie weinend zugebracht, weil er sein Wort so unverbrüchlich gehalten — und wie er sie dann endlich wieder geküßt und geliebt und mehr auf sie gehalten als vorher. Was würde er gedacht haben, wenn er jetzt die Wahrheit gewußt hätte? Konnte er ihr je wieder seine

Achtung schenken, wenn er erfuhr, welche Unwahrheit sie ihm in diesem Moment gesagt?

Als Sie ihr Gesicht von Neuem auf das Buch niederbeugte, ließ Major Seton seinen Blick prüfend auf ihr ruhen. Voll Bewunderung blickte er auf die Umrisse des graziösen Kopfes, die reizende Biegung des Nackens, den schön geformten Arm, der auf dem Tische lag, die dunklen Wimpern, welche die sanft gerötheten Wangen beschatteten. Jeder äußere Reiz hatte sich zur Vollkommenheit an dem Kinde entwickelt, das er zu seinem Ideal gemacht! Und dennoch mußte er sie aus seinem Herzen reißen!

Der Gedanke, nach Europa zurückzukehren, das Kind zur Jungfrau herangereift zu finden, die Hoffnung ihr Herz zu gewinnen und sie eines Tages als sein Weib heimzuführen, war seit sechs Jahren der poetische Traum gewesen, mit dem Ralph Seton sein einsames Leben ausgefüllt hatte. Und nun, nachdem er den materiellen Theil seiner Lebensaufgabe erfüllt, nachdem er die Schulden seines Vaters bezahlt, nachdem Ludbrooke wieder sein eigen war und Archy schöner vor ihm stand, als er sich in seinen kühnsten Träumen vorgestellt — jetzt mußte er sie aus seinem Herzen reißen!

Ralph Seton war kein Enthusiast. Er hegte nicht die romantischen Ideen, daß die Frauen Engel sein müßten, sondern er war ein einfacher, bedächtiger Mann, frisch genug, ohne Zweifel, um zu wünschen, daß ein hübsches Gesicht ihm am eignen Herd gegenüber sitze, aber auch erfahren und gereift genug, um zu wissen, wenn er seine Neigung der Vernunft unterzuordnen hatte. Hätte Archy ihm keck gestanden, daß sie mit Gerald nach London gegangen, ja, hätte sie ihm gestanden, daß sie diese Reise mit Absicht, nicht durch den Zufall veranlaßt, unternommen, er würde sie vielleicht, um des Muthes willen, der dazu gehörte, nur um so mehr geliebt haben, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß zuweilen die besten Frauen die sind, welche in früher Jugend die thörichtsten Streiche begehen.

Aber ein Mädchen von siebenzehn Jahren, das seine Augen unschuldig aufschlagen konnte, das seine Locken zurückwarf wie ein Kind und ihm in dem Moment, wo es eine Lüge sagte, ruhig ins Gesicht blickte wie Archy eben gethan, das war keine Frau für ihn. Er liebte Archy, er würde sie, wenn er sie geheirathet, angebetet, sein Leben und mehr als das in ihre Hände gelegt haben, um eines Tages zu finden, daß diese blauen Augen Verräther, diese rothen Lippen meineidig waren. Er hatte in Indien das Glück so manches Mannes auf diese Weise scheitern sehen und war, wie er es selbst nannte, zu feig, um sich einer ähnlichen Gefahr auszusetzen. Die siebenzehnjährige Archy, die ohne zu erröthen eine Lüge sagte, konnte noch immer eine gute Frau für einen jungen Mann werden, der sich ihres Herzens so ganz zu bemächtigen verstand, daß die Versuchung nicht an sie herantrat, aber ein alter Soldat wie er, mußte, wenn er überhaupt heirathete, ein treueres, zuverlässigeres Weib haben.

Er fühlte ein zärtliches Mitleid mit dem jungen Mädchen, er faßte den ritterlichen Entschluß, ihr treuester Freund zu sein — aber die Liebe zu ihr mußte er aus seinem Herzen reißen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.